Digitized by Google

UNIVER T
Digitized

Acc 58809

Digitized by Google

Ludwig Börne's

Sämmtliche Werke.

Dritter Band.

Menzel der Franzoſenfreſſer.
Schilderungen aus Paris.
Fragmente und Aphorismen.
Aus meinem Tagebuche.

New York.
Verlag von Joſeph Wieck.

Digitized by Google

Digitized by Google

Menzel der Franzoſenfreſſer.

Schilderungen aus Paris.

Fragmente und Aphorismen.

Aus meinem Tagebuche.

Von

Ludwig Börne.

Dritter Band.

New York:

Verlag von Joſeph Wieck.

Digitized by Google

Digitized by Google

Menzel, der Franzosenfresser.

Digitized by Google

Digitized by Google

Menzel,

der Franzoſenfreſſer.

Von

Ludwig Börne.

New York:
Joſeph Wieck.

Digitized by Google

> J'aime mieux ma famille que moi, ma patrie que ma famille, et l'univers que ma patrie. FENELON.
>
> Qui ne s'ordonne pas à sa patrie, sa patrie au genre humain, et le genre humain à Dieu, n'a pas plus connu les lois de la politique, que celui qui, se faisant une physique pour lui seul, et séparant ses relations personnelles d'avec les élémens la terre et le soleil, n'aurait connu les lois de la nature.
>
> BERNARDIN DE SAINT PIERRE.

Freunde und Gleichgeſinnte machen mir oft Vorwürfe, daß ich ſo wenig ſchreibe; für das taubſtumme Vaterland ſo ſelten das Wort ergreife. Ach! ſie glauben ich ſchriebe wie die Andern, mit Dinte und Worten; aber ich ſchreibe nicht wie die Andern, ich ſchreibe mit dem Blute meines Herzens und dem Safte meiner Nerven, und ich habe nicht immer den Muth mir ſelbſt Qual anzuthun und nicht die Kraft es lange zu ertragen.

Und doch wäre wohlgethan ihnen wieder ein Mal um die Ohren zu ſummen. Wie feſt ſie ſchlafen und wie ſie lächeln! So ſchlief Herkules nach ſeiner letzten großen That, ſo lächelt im Reiche der Träume wer dort König iſt.

Aber was *hilft* es? Die Sinne kann man wecken, doch wo der Muth ſchläft da iſt ein Todesſchlaf. Den Geiſt kann man wecken, daß er denke, aber nicht das ſtille Herz, daß es ſchlage; wo es zu ſchlagen aufgehört, da hat es zu leben aufgehört.

Jene Freunde ſagten mir: Es thäte ihnen Allen ſo leid, daß ich dem Lügenweber Menzel nicht in ſein Zeug gefahren, und daß ich dieſen Franzoſenfreſſer ungeſtört hätte verdauen laſſen. Ich erwiederte ihnen: Menzel iſt gerichtet; noch iſt er frei, er iſt Contumaz, aber ſein Schickſal erwiſcht ihn endlich. Soll ich ſein Häſcher ſein, die Leiter ſeines Glückes? Zu ſo edler Rache iſt man nicht alle Tage geſtimmt.

Und was könnte ich ihm auch anthun! Wie kann man mit

Digitized by Google

Menſchen ſiegreich rechten, die nie aus ihren Monologen heraustreten, die auf unſere Fragen keine Antwort geben, in die Luft antworten auf Fragen die ſie nicht gehört, und auf ihre eigene Fragen keine Antwort annehmen? Wie ſollte ich Menzel einholen, der, während ich hart auftretend, mit langſamen Schritten auf dem Eiſe der deutſchen Angelegenheiten umhergehe, ſelbſt mit Schlittſchuhen darüber hinfährt, angſtvoll zitternd, er möchte fallen und einbrechen, und wenn er nach Hauſe gekommen, mit erſtarrten rothen Fingern ſeine ſchwankende Feder führt? Hat denn je Menzel die Rechtlichkeit gehabt, das aus meinen Schriften anzuführen, was er, ſei es aus Ueberzeugung, ſei es aus Dienſtpflicht, widerlegen und verdammen wollte? Er durfte mich nicht reden laſſen, ich weiß es; aber warum ſprach er dann von mir? Die Tyrannei hat Mittel das Schweigen zu erzwingen, aber das Reden nicht. Auch ein edler Mann kann ein Sklave der Verhältniſſe werden; wer aber ein Knecht der Verhältniſſe wird, das iſt kein edler Mann. Menzel iſt ein Kothſaſſe der Allgemeinen Zeitung, ein Prokurator der deutſchen Bundesregierung. Er hat ſich ihr geſchenkt, nicht verkauft — es ſei. Aber iſt Geldbeſtechung die einzige die entehrt? Iſt das ein braver Mann der ſeine Geſinnung gegen ein öſterreichiſch Lächeln, eine preußiſche Schmeichelei, ein baieriſches Achſelklopfen und ein Jeſuitiſches Lob vertauſcht? Der Tyrannei zu ſchmeicheln, um ſeiner Behaglichkeit, ſeiner ſchnöden Ruhe wegen, um das ungeſtört zu genießen was man hat — iſt das minder ſchlecht als ihr zu ſchmeicheln, um zu erlangen was man nicht hat, und haben möchte?

Doch warum wieder die Großen in den Streit der Kleinen miſchen? Weil die Großen ſo klein ſind.

Einer meiner Beurtheiler, ich glaube Gutzkow, hat mir vorgeworfen, daß ich alles zur Sache der Könige machte; aber wenn, wie in unſerm Vaterlande, die Staatsgewalt überall einſchreitet, alles betaſtet, alles wägt, alles ſchätzt, alles ordnet, iſt dann nicht alles Sache des Fürſten? Die Freiheit iſt überall oder nirgends, ſie braucht kein Aſyl oder findet keins. Vergebens ſucht Ihr in Deutſchland ein Lebensverhältniß, eine Wiſſenſchaft, eine Kunſt, ein Gewerbe, in welchem Ihr zugleich Ruhe und der Ruhe Zuverſicht genießet.

Digitized by Google

Ihr müßt immer, nicht bloß vor jeder neuen Täuſchung, ſondern auch vor jeder neuen Einſicht der Tyrannei zittern. Gibt es noch enge Kreiſe des Lebens, in welchen Ihr unumſchränkte Herren geblieben, ſo iſt es blos weil eure Gebieter den Berührungspunkt jener Kreiſe mit ihren eignen noch nicht wahrgenommen. Laßt nur einmal den Zufall es an den Tag bringen, daß ſich unter den ſpaniſchen Jakobinern ein Mathematiker befinde, und ſogleich wird euch der Bundestag die Logarithmen unterſagen. Wer hätte vor einigen Wochen noch daran gedacht, daß deutſchen Bürgern verboten werden könnte, ihre Kinder Ferdinand, Wilhelm oder Franz zu nennen? Jetzt iſt es in Preußen geſchehen. Gab es nicht eine Zeit wo auch Sonne, Mond und Sterne cenſirt wurden? Kann nicht wieder einmal ein alter, geiſtesſchwacher und frömmelnder Fürſt kommen, der im Namen der Heiligen Schrift der Erde zu ſtehen befiehlt, und Diejenigen als Verbrecher in den Kerker wirft, die ſie gehen heißen? In Preußen wurde die Wiſſenſchaft, ſo lange ſie gefroren war, geprieſen und begünſtigt: kaum fing ſie aufzuthauen und zu fließen an, verfolgte man ſie mit Haß und Spott. Man entdeckte, daß ein guter Styl, was er auch behandle, revolutionär ſei, und man ſetzte den Styl unter Polizei-Aufſicht. Wie lange wird es dauern bis man findet, daß jede Philoſophie aufrühriſch iſt und die Hegel'ſche am meiſten, denn ſie ſpricht das Recht des Beſtehenden, das heißt der Stärke heilig, und dann wird man Förſter und Gans, und alle andern Apoſtel unſeres Herrn Jeſu Hegels, in Köpenik einſperren. Gutzkow und ſeine Freunde waren klüger als ich; ſie haben weislich die Sache der Könige von ihrer eignen geſondert; ſie haben nicht von Politik geſprochen, ſondern nur von Philoſophie, Religion, Moral und andern unfürſtlichen Dingen. Aber was haben ſie dabei gewonnen? Was hat es ſie genützt, in den Lebensjahren, wo Schwärmerei ſo ſchön, der Irrthum ſo liebenswürdig iſt, ſchon ſo altklug geweſen zu ſein? Hat man nicht ſehr bald die blonden Locken unter ihrer grauen Perrücke, den friſchen Blick hinter ihrer Brille entdeckt? Hat es Gutzkow nicht auch erfahren, daß alles Sache der Könige iſt! Man hat ihn in's Gefängniß geworfen, ſeine Freunde im Lande umher gejagt, und Allen, nicht blos dieſen und jenen Gedanken, ſondern das Denken ver-

Digitized by Google

boten. Hat Gutzkow geahnet, daß auch das Denken Sache der Könige ſei?

Menzel, weil er meinen guten Willen weder zu bezweifeln noch in Zweifel zu ſetzen vermag, ſucht meine Geſinnungen aus meiner Leber zu erklären, läßt drucken ich hätte den Spleen, und ſähe den herrlich deutſchen Roſengarten mit ſchmutzig-gelben Augen an. Für eine andere Art Leſer, welche eine ſo ſtandhafte Logik des Unterleibes für unmöglich halten, hat Menzel eine andere Art, das Räthſel meiner Leidenſchaft zu löſen. Er macht einen jüdiſchen Hannibal aus mir, der ſchon als Knabe den Eid geſchworen einſt an den Feinden Jeruſalems blutige Rache zu nehmen. Glaube doch ja Keiner den Lügen und Verläumdungen der Stuttgarter Literatur-Polizei. Ich bin keiner von denen die das Herz im Bauche tragen, und deren Philoſophie von der Verdauung abhängt. Ich bin nur krank an meinem Vaterlande; es werde frei und ich geſunde. Ich bin kein dunkler Heraklit, der heitere Anakreon iſt mir viel näher verwandt. Wie oft habe ich nicht hier in Paris, zuſammen mit meinem alten Freunde Heine, bei Punſch und Wein das hohe Lied Salomonis durchgejubelt! Iſt das ein grämlicher Menſch der bei Very im Palais-Royal, den lüderlichen Schir Haſchirim ſingt? Solcher wäre eher ein liebenswürdiger Taugenichts zu nennen. Was iſt denn ſo wunderlich an mir, das einer kunſtreichen Enträthſelung bedarf? Ich bin ſtandhaft geblieben während Andere umgewandelt. Mich haben die Zeiten gegerbt, ich bin rauh aber feſt, während Andere, früher gleichgeſinnt mit mir, der Eſſig des deutſchen Liberalismus, in dem ſie eine Weile gelegen, ſo mürbe gebeitzt hat, daß ſie an dem gelinden Feuer gnädiger Augen in wenigen Minuten gar geworden. Nach einem guten Frühſtücke ſich auf das Sopha hinſtrecken, einige auserleſene moraliſche Kapitel in Paul de Kock's Romanen leſen, dann einſchlafen und träumen; Mittags mit fröhlichen Geſellen ſchmauſen; Abends mit angenehmen Frauenzimmern plaudern und mit Banquiers und Wechſelagenten gegen die Republikaner losziehen, die uns unſer Geld wegnehmen und uns den Hals abſchneiden wollen — das wäre auch meine Luſt, hörte ich nicht auf die Stimme des beſſern Genius in mir. Es komme ein wackerer Mann der mich ablöſe, und für unſer

elendes Vaterland das Wort führe; ich werde ihn als meinen Erretter, als meinen Wohlthäter begrüßen. Ich bin müde wie ein Jagdhund, und möchte Florentiniſche Nächte ſchreiben.

Herr Menzel iſt ein grimmiger Franzoſenfeind: aber das vierzehnkaratige Deutſch mit zehn Karaten franzöſiſcher Legirung, welches der bekannte „verſtorbene Schriftſteller" ſchreibt, findet er ungemein liebenswürdig. Was doch ein Zuſatz von Gold nicht thut; ſelbſt das ſchlechte Franzoſenthum kann es veredlen! Meinem groben Fanatismus und demokratiſchen Cynismus ſtellt Herr Menzel die ariſtokratiſche Grazie des Fürſten Pückler gegenüber, den er den thümmelhafteſten Schriftſteller und geiſtreichſten Spötter unſerer Zeit nennt. An den Thorheiten, Leiden oder kranken Einbildungen des deutſchen Volks ſeinen Witz zu ſchärfen iſt freilich ſehr edelmänniſch; mir aber iſt mein Vaterland zu werth, um es als Schleifſtein zu gebrauchen, und ich will lieber ohne Grazie als ohne Herz befunden werden.

Ich will dem Herrn Fürſten Pückler ſeine Grazie gar nicht ſtreitig machen, ich erkenne ſie mit dem größten Vergnügen an; es iſt mir nur daran gelegen zu zeigen, wie lächerlich es iſt, daß der Plebejer Menzel die Grazie zur gnädigen Frau macht, der er demüthig den Rock küßt, als könne eine bürgerliche Seele nicht auch Grazie haben. Um nicht von Heine zu ſprechen, der in jeder Zeile ſeiner Reiſebilder mehr Grazie hat als der Fürſt Pückler in ſeinen ſämmtlichen Werken; um nur von mir zu reden, findet ſich in meiner Perſon und in meinen Schriften nicht eben ſo viel Grazie als in denen des Fürſten Pückler, wenn man ſo billig iſt wie dieſem, ſo auch mir, den Reiſeapparat als Grazie anzurechnen? Ich ſollte es meinen, wenn ich mich mit den Auszügen zuſammenſtellte, die Menzel von den Reiſebeſchreibungen des Verſtorbenen mittheilt, den er ſo liebreizend und ſo küßlich findet. Semilaſſos Reiſewagen iſt ſchwarz lackirt und mit himmelblauer Seide aufgeſchlagen; der Meinige iſt grün lackirt und ausgeſchlagen wie ein öſterreichiſcher Soldat. Aber grüner Lack und weißes Tuch ſind eben ſo graziös und dabei viel dauerhafter und achtungswürdiger, als ſchwarzer Lack und blauer Taffet. Semilaſſo reiſt mit einer grünen Perrücke; ich freilich führe nur ein fuchsrothes Eich-

Digitized by Google

hörnchen mit mir; wenn ich aber in meiner künftigen Reiſebeſchreibung das Eichhörnchen nicht Eichhörnchen, ſondern Ecüreuil nenne, wird es nicht an Grazie mit der grünen Perrüche wetteifern können? Auf Semilaſſo's Bock ſitzt ein blondgelockter junger Jäger; mein Konrad iſt nun weder blond noch jung; indeſſen brauchte ich ihn nur mit einem Federhute zu verſehen und der Jäger wäre fertig, und mit ihm der Edelmann und mit dieſem die Grazie. Semilaſſo erzählt in ſeiner Autophyſiologie, daß er reichlich bei der Hälfte ſeines Lebens angelangt; das bin ich auch. Daß ſeine wohlgeformte Geſtalt mehr Zartheit als Stärke, mehr Lebhaftigkeit als Feſtigkeit verrathe: ganz wie bei mir. Daß bei ihm das Cerebralſyſtem beſſer als das Ganglienſyſtem ausgebildet ſei. Leider auch hierin mir ähnlich; leider, denn was hilft mir mein gebildetes Cerebralſyſtem? Das Ganglienſyſtem, dieſe Canaille des menſchlichen Körpers, hat ſich alle Herrſchaft angemaßt, und mein allerhöchſter Kopf muß ſich von den Cortes des Unterleibes gängeln laſſen. O mit Recht heißen ſie Ganglien! Semilaſſo erzählt, daß ihm jeder Menſchenkenner augenblicklich anſehe, daß er im vornehmen Stande geboren; auch ich habe dieſes Schickſal. Jeder, der nur einmal Schulden gemacht und einen Wechſel unterſchrieben, ſieht es mir an, daß ich jenem vornehmen Stande angehöre, deſſen Adel älter iſt als der aller chriſtlichen Fürſtenhäuſer, ſogar des Fürſten Pückler'ſchen Hauſes. Semilaſſo's Züge ſind fein und geiſtreich, die meinigen auch; wenigſtens hat mich das einmal eine Schauſpielerin in Lauchſtädt verſichert; als ich ihr eine goldene Kette geſchenkt. In Semilaſſo's Natur herrſcht das weibliche Element vor, in der meinigen auch, und zwar ſo ſtark, daß mir ſelbſt der hyſteriſche Nagel nicht fremd iſt. Das ſollte ich freilich in Gegenwart Menzel's nicht eingeſtehen, denn jetzt kann er ſagen: ſeht Ihr's, wie recht ich habe? Er hat den hyſteriſchen Nagel und kann darum nicht begreifen, wie vortrefflich Deutſchland regiert wird!

Semilaſſo ſitzt auf dem Bocke graziös zurückgelegt; hierin muß ich freilich nachſtehen, denn ich habe in dieſem Punkte ſehr weislich die Grazie der Bequemlichkeit aufgeopfert. Ich liege in meinem Wagen in aller Länge ausgeſtreckt, denn es iſt ein Wiener Schlaf=

Digitized by Google

wagen, demjenigen ähnlich, in dem einſt Goethe nach der Champagne gereiſt, und der ihm ſo werth war und von dem er ſo viel erzählte, daß er ganz die franzöſiſche Revolution darüber vergaß. Der Glückliche!

Ich lege kein Gewicht darauf, daß ich, gleich dem Fürſten Pückler auf der Reiſe eine rothe Mütze trage; denn man könnte mir einwenden, daß ſie kein loyaler tuneſiſcher Fez, ſondern eine Jakobinermütze ſei. Ich gehe auf eine wichtigere Vergleichung über.

Menzel lobt beſonders an dem Verſtorbenen, daß ihm die Comforts ſo unentbehrlich wären, und daß er nie verfehle ihrer zu gedenken wo er ſie vermiſſe, und Winke zu geben wie man ſie ſich verſchaffen könne. Zur Unterſtützung dieſes Lobes theilt er ein Kaffee-Rezept mit, das Semilaſſo bekannt zu machen die Gewogenheit hatte. Nun iſt es zwar ſehr löblich, wenn deutſche Edelleute für die materiellen Intereſſen des deutſchen Pöbels Sorge tragen und durch Verbreitung guter Kochbücher die Zungen der raiſonnirenden Kanaille unſchädlich zu beſchäftigen ſuchen. Indeſſen iſt ein Kaffee-Rezept ein Werk der Tugend, nicht der Grazie, und ein bürgerlicher Schriftſteller kann, ob zwar nicht Hoffähig, dennoch Rezeptfähig ſein. Sollte aber ein Kaffee-Rezept wirklich ein Werk der Grazie ſein, ſo könnte ich mich auch hierin dem Fürſten Pückler nicht blos gleich, ſondern triumphirend gegenüberſtellen. Das Kaffee-Rezept, welches der Fürſt Pückler mittheilt, iſt alt und bekannt, und es iſt zum Erſtaunen, daß der gelehrte Menzel nichts davon wußte. In hundert orientaliſchen Reiſebeſchreibungen iſt es zu leſen, und ich habe es zuletzt noch in Trelawneys adventures of a younger son gefunden. Ich aber kann ein Rezept mittheilen, das ich nicht abgeſchrieben, ſondern ſelbſt erfunden habe, ein Chocolate-Rezept. Ich würde meinen ſchönen Leſerinnen das Chocolate-Rezept gern mittheilen, damit es dieſer gelehrten und plebejiſchen Schrift nicht an ariſtokratiſcher Grazie fehle. Doch nach reiflicher Ueberlegung fand ich beſſer es für meine künftige Reiſebeſchreibung aufzuſparen, deren Zierde es werden ſoll. Ich will nur erzählen, wie ich zu der wichtigen Entdeckung gekommen, da die Kochkunſt ſonſt mein Fach nicht iſt.

Vor drei Jahren geſchah es zum erſten Mal, daß es mir ſehr leid

Digitized by Google

that, mit der diplomatiſchen Welt in ſo ſchlechtem Vernehmen zu ſtehen. Es war an dem Tage da ich in den Memoiren der Herzogin von Abrantes las, daß bei einem Frühſtücke, welches der öſterreichiſche Geſandte gab, man eine Chokolate ſervirt habe, die ſo ſchaumig und zart geweſen, daß man eine Viertelſtunde vor dem Mittageſſen achtzehn Taſſen davon habe trinken können, ohne ſich im mindeſten den Appetit zu verderben. Ich ſchmachtete ſehr nach der Schaumchocolate; da es mir aber leichter ſchien hinter das Geheimniß ihrer Verfertigung zu kommen, als die Freundſchaft der nordiſchen Mächte zu erlangen, ſo nahm ich mir vor über erſteres nachzudenken. Nach wenigen Tagen wußte ich die herrlichſte Schaumchocolate zu bereiten. Das genügte mir aber nicht, ich ſtrebte höher. Ich erfand ein Chocolatengas, welches die Grazie ſelbſt iſt und wovon man hundert Taſſen trinken kann, ohne im mindeſten davon beläſtigt zu werden.

Herr Menzel hat ſich gehütet, aus den Schriften des Herrn Fürſten Pückler allzuviel Geiſt zu ziehen; denn er fürchtet mit Recht, die ungewohnten Leſer des Literatur-Blattes möchten davon berauſcht werden. Doch da jetzt neun Monate verfloſſen ſind, ſeit Herr Menzel ſeinen Leſern zu trinken gegeben, darf ich wagen ihnen von dem Geiſte des Herrn Fürſten von neuem einzuſchenken.

„In meiner üblen Laune blieb ich faſt den ganzen Tag im Bette liegen und las Zeitungen nebſt den Paroles d'un croyant vom Abbe Lamennais. Ueber dieſes Buch ärgerte ich mich noch mehr. Nie iſt wohl ein heterogeneres Ragout von Philoſophie und Myſtizismus, von revolutionären und monarchiſchen Unſinn, von St. Simonismus und Obscurantismus — alles in eine Sauce prophetiſcher Inſolenz getunkt, und mit einigen Brocken unſeres Herrn Chriſtus aſſaiſonnirt zuſammengekocht worden. Daß ein ſo albernes Machwerk ſechs Editionen hat erleben können, iſt ein wahrhaft trauriges Ereigniß. Arme Zeit! die an einem ſolchen Strohhalm ſich vom Ertrinken zu retten hofft."

Wir bedauern ungemein, daß es dem deutſchen Apoſtel der Comforts nicht gefallen hat, uns bürgerlichen Leſern das Recept zur I n ſ o l e n z - S a u c e mitzutheilen. Er hätte dadurch zu unſerer Civiliſation viel mehr beigetragen, als einſt der heilige Bonifacius, der

Digitized by Google

auch aus England kam, aber uns nichts mitgebracht als das Chriſtenthum.

— Als der Herr Fürſt in einem Schlachthauſe einen Ochſen ſchlachten, und gleich darauf einen zweiten herbeiführen ſah, zur nämlichen Beſtimmung, rief er aus: le boeuf est mort, vive le boeuf! Es iſt freilich unendlich viel Geiſt und Grazie in dieſen Worten, doch habe ich den ſchönen Gedanken ſchon vor vier Jahren gehabt, mich aber gefürchtet ihn drucken zu laſſen. Da die Abendzeitung, ob ich zwar nie in jener Art geſchrieben, von mir geſagt hat, ich ſtände auf dem Punkte, wo der Menſch in den Tiger übergeht; ſo hätte ſie, wenn ich ausgerufen: der Ochs iſt todt, es lebe der Ochs! mich gewiß zum Könige der Crocodille erklärt.

— Wozu man Fürſt iſt, wenn man die Furchtſamkeit eines deutſchen Unterthanen hat, das begreiſe ich nicht. Der Herr Fürſt Pückler-Muskau wagte nicht einmal die Liebenswürdigkeit des Dichters Beranger, mit dem er ſich bei Tiſche fand, zu loben, ohne hinzuzuſetzen, daß er deſſen Meinungen nicht theile. Es hätte Niemand daran gezweifelt — ſo wenig als deſſen Liebenswürdigkeit.

— Der Herr Fürſt hat ein ſeltenes Glück auf ſeinen Reiſen. Alle liebenswürdigen Perſonen mit denen er zuſammen trifft, ſind entweder Fürſten oder Günſtlinge derſelben, oder Prinzeſſinnen, oder Hofdamen, oder reich an Einfluß oder an Gelde. Letzteres ſogar ohne mittelalterliche Vortheile; es heiße einer Ferdinand oder Salomon, ſobald er liebenswürdig iſt, iſt er auch reich. Nur dann verläßt den Herrn Fürſten ſein gewohntes Glück, wenn er mit Liberalen und Schuſtergeſellen zuſammen trifft. Die ſind immer arme Teufel und ſehr unliebenswürdig. Der Herr Fürſt weiß aber in ſolchen Fällen ſein böſes Geſchick mit edler Seelengröße zu ertragen, und es mit dem Geiſte und der Grazie zu ſchildern, die wir an ihm bewundern. So begegnete er eines Tages auf einer Fußwanderung in Franken zweien Schuſtergeſellen; er redete ſie an und ſprach:

Ich ſei gewährt mir die Bitte
In euerm Bunde der Dritte.

Das bewilligten ihm die Schuſtergeſellen mit plebejiſcher Höflichkeit. Der eine Geſell war lang und der andere war kurz, und das

Geſpräch das ſie mit ihrem edlen Begleiter führten, hatte etwas vom Langen und etwas vom Kurzen, es war zugleich langweilig und kurzweilig und es nahm folgenden Ausgang:

„Nun heute iſt's dafür deſto wärmer, lieben Freunde," ſagte der Lange, denn ein glühender Wind ging eben über ſie her wie heißes Waſſer.

„Der kömmt von Oeſterreich!" meinte der Jüngſte.

„Ja, es iſt ein verdammt ariſtokratiſcher Wind," fiel der Andere ein.

„Was Teufel wollt Ihr damit ſagen!"

„Nun, weil er uns den letzten Schweißtropfen auspreßt."

„Ihr Narren, habt Ihr nie das Sprüchwort gehört: Schuſter bleib bei deinem Leiſten? Tolles Weſen heut zu Tage mit ſolcher leidigen Halbaufklärung! habt keinen Kreuzer in der Taſche und könnt doch o' Raiſonniren und Politiſiren nicht laſſen. Wundert Ihr Euch noch, daß man Euch in jedem Dorfe den Paß abfragt und auch auf den Geringſten von Euch ein wachſames Auge hat? Glaubt mir, der ſchlimmſte Wind für Euch iſt der liberale, denn er verdrehet Euch den ſchwachen Kopf."

Der Geſelle lachte höhniſch. „Es iſt noch nicht aller Tage Abend, lieber Herr, und wer es erlebt wird ſehen, daß es anders in der Welt werden muß. So hundsföttiſch, wie's jetzt iſt, kann's nicht lange mehr gehen."

Die leidige Halbaufklärung, das iſt eben ſo neu als rührend, und der liberale Wind iſt höchſt dichteriſch. Aber warum wundert ſich der Herr Fürſt, wie einer der keinen Kreuzer Geld in der Taſche hat, raiſonniren mag? Wer ſoll denn raiſonniren? Wer Geld hat braucht keinen Verſtand. Auch wollen wir ihm nicht rathen, in dieſem Tone mit den deutſchen Handwerkern in Paris zu ſprechen; denn bei dieſen iſt die leidige Halbaufklärung in die noch leidigere Vollaufklärung übergegangen, und ſie wären im Stande, wenn man ſie Narren nennte, es nicht beim Raiſonniren bewenden zu laſſen.

— Aus Böhmen theilt uns der Herr Fürſt eine Reihe Böhmiſcher Bemerkungen mit, die köſtlich ſind; wären ſie nicht ungeſchliffen, könnte man ſie als Granatenkette gebrauchen.

„Böhmen kömmt mir dem Aeußern nach weniger civiliſirt als unſer Vaterland vor (ich meine das Königreich Preußen), Armuth,

Digitized by Google

Schmutz, Bettelei ſind häufiger. Dagegen findet man was man bei uns vermißt, eine gewiſſe treuherzige Höflichkeit aller Klaſſen, und eine, keineswegs ſklaviſche aber ſich an ihren Platz ſtellende déférence der niederen und mittleren Stände für die Vornehmeren. Das Gegentheil bleibt in Monarchieen eine gefährliche und folglich unverſtändige Anomalie. Werdet Menſchen im edlern Sinne, werdet ächte Chriſten! Dann hören die Vornehmen, wie Krieg und Peſt von ſelbſt auf! So lang Ihr aber dazu weder den Muth noch den Willen habt, ſo lange fügt Euch den Vorurtheilen, und vorzugsweiſe denen, die Euch am wenigſten ſchaden, die am wenigſten unſinnig ſind. So würd' ich den Liberalen zurufen, wenn ich ein conſtitutioneller Miniſter wäre; als legitimer würde ich es gar nicht ſo weit kommen laſſen."

Wie geſchickt es der Herr Fürſt an den Tag zu bringen weiß, daß er eben ſo brauchbar zu einem conſtitutionellen als zu einem legitimen Miniſter ſei! So kann es ihm in keinem Falle fehlen. Und wie Recht hat Herr Azais! Alles compenſirt ſich in der Welt. In dem einen Lande herrſcht allgemeiner Wohlſtand, dagegen fehlt die déférence der niedern Stände für die Vornehmen; in dem andern Lande herrſchen Armuth, Schmutz und Bettelei, dagegen findet ſich dort jene ſchöne déférence. Es kömmt auf eins heraus. Doch daß wir ächte Chriſten werden müßten um den Adel los zu werden, davon ſehe ich die Nothwendigkeit nicht ein. In der franzöſiſchen Nationalverſammlung war nicht ein einziger ächter Chriſt, und doch wußten ſie ſich vom Adel zu heilen, ohne Gebet und ohne Weihwaſſer. Der Herr Fürſt ſtellt den Preis der Gleichheit ſehr hoch, um uns von deren Ankauf abzuſchrecken; aber es iſt hier gar nicht von kaufen die die Rede. Die Freiheit iſt Gemeingut, wie die friſche Himmelsluft, und wir brauchen nur aus unſerm dumpfen Zimmer heraus zu treten, um ſie unentgeldlich einzuathmen. Es gibt freilich Vorurtheile die noch unſinniger ſind als das, ſich dem Adel zu unterwerfen; nämlich das Vorurtheil dieſe Unterwerfung zu verlangen. Werdet Menſchen im edlern Sinne, werdet ächte Chriſten, Ihr Edelleute! Dann werdet Ihr eure Narrheiten ſelbſt verlachen.

Die guten Oeſterreicher, wie ich hier erfahre, ſind noch ganz ſo wie ſie vor dreißig Jahren waren. Mit Entzücken erinnere ich mich, daß ich in meiner Jugend mit meinem Vater eine Reiſe nach Wien

Digitized by Google

gemacht. Mein Vater war gewohnt gute Trinkgelder zu geben und alle Poſtillione unter der Ens, nannten ihn Ew. Gnaden und mich einige Mal den Junker. Der Lohnbediente im Ochſen zu Wien nannte mich in der dritten Perſon nie anders als den jungen gnädigen Herrn (ich gab ihm oft Papierſcheine gegen Conventionsmünze einzuwechſeln) und die vornehmen und reichen Leute in den Geſellſchaften erhoben mich förmlich, jedoch taxfrei, in den Adelſtand und nannten mich Herr von Baruch. Ich ſchmunzelte damals eben ſo ſehr über meinen vornehmen Stand als der Herr Fürſt von Pückler-Muskau über den ſeinigen; denn ich war noch jung und dumm. Als ich aber älter und klüger geworden war, lernte ich ein Land bedauern, wo einer der nicht von Adel iſt, ſo gar nichts iſt, daß jeder gebildete Mann, wenn er mit einem Nichtadeligen in Berührung kömmt, aus Höflichkeit und aus Achtung gegen ſich ſelbſt, ihn für einen Edelmann zu halten ſich anſtellen muß.

— Es war dem Herrn Fürſten von Plebejern als eine eitle Vornehmthuerei vorgeworfen worden, daß er in ſein Deutſch ſo viele franzöſiſche Redensarten menge, und wie bei jedem dritten Worte wie den Paß vorzeige, um ſeinen hohen Stand zu beweiſen. Der Herr Fürſt ſucht ſich gegen dieſen Vorwurf zu vertheidigen. Sobald ſich einer vor dem Volke zu rechtfertigen ſucht, ſind wir ſehr geneigt ihn unſchuldig zu finden und wenn wir ihn doch für ſchuldig erklären, müſſen wir unſere guten Gründe haben. Hören wir was der Herr Fürſt ſagt.

„Es iſt mir ſo oft vorgeworfen worden meinen Styl durch franzöſiſche und andere Phraſen zu verunſtalten, daß ich ein Wort darauf erwiedern muß. Es thut mir nur leid nicht mehr Kenntniß fremder Sprachen zu beſitzen, ſonſt würde ich in den gerügten Fehler abſichtlich noch viel öfter verfallen. Wenn ich Briefe ſchreibe oder auch für das Publikum, ſo iſt meine Abſicht keineswegs, deutſche Stylübungen zu drechſeln, ſondern auszudrücken, was ich fühle und denke. Wenn dies nun ſich im Geiſte eines fremden Idioms in mir entwickelt, ſo verliert oft ein Gedanke alle Grazie, ſeinen Duft ſo zu ſagen, wenn er überſetzt wird. In ſolchem Fall laß ich ihn in ſeiner urſprünglichen Form.“

Das iſt es eben; man ſoll nicht in die Noth kommen, Stylübun-

Digitized by Google

gen drechſeln zu müſſen. Die wahren Gefühle brauchen keinen künſtlichen Schmuck, und die guten Gedanken ſpringen, der Minerva gleich, ſchon gerüſtet aus dem Kopfe ihres Vaters. Wenn der Herr Fürſt, um das was er fühlt und denkt auszuſprechen, ſich eines fremden Idioms bedienen muß, ſo beweiſt das, daß ſeine Gedanken und Gefühle auf einem fremden Boden gewachſen ſind, und nicht in ſeinem eigenen Herzen. Daß er den Grazien opfert, iſt ſehr ſchön von ihm; wenn die Grazien nur von dem Opferduft der Deutſchen leben müßten, wären ſie ſchon längſt Hungers geſtorben. Wir glauben aber, daß deutſches Silbergeſchirr, beſonders wenn es ſchwer iſt, eben ſo viel Grazie hat, als franzöſiſche Vaiſſelle und wir ſind überzeugt, daß wenn der Herr Fürſt ſtatt zu ſagen: „Die Elßler eclipſirt die Taglioni, geſagt hätte: Die Elßler verdunkelt die Taglioni," weder die Taglioni noch die Elßler im mindeſten von ihrem Dufte und ihrer Grazie dadurch verloren hätten. Wir bleiben alſo dabei, es iſt nichts als Vornehmthuerei, und die eitle Sucht ſich unter den deutſchen Schriftſtellern als einen hoffähigen Mann auszuzeichnen.

Ende der ariſtokratiſchen Grazie.

Grazie gegen Grazie gehalten, was hätte nun der Fürſt Pückler vor meinem demokratiſchen Cynismus voraus? Er iſt gereiſt und hat erzählt; wenn ich reiſen werde, werde ich auch erzählen können. Mit dem Lord Brougham Senf eſſen, an dem Tiſche eines Königs die glänzende und funkelnde Vaiſſelle und die Profuſion der Speiſen bewundern — Vaiſſelle — Profuſion — die Journaliſten der Volkspartei tolle Hunde nennen, das iſt weder ſo ſchwer noch ſo graziös wie Herr Menzel meint, und der dritte Stand iſt vollkommen im Stande, ſolche wichtige Dinge zu erleben und zu berichten. Der dritte Stand in Deutſchland iſt noch mehr zu thun im Stande: er iſt fähig das was folgt zu ſchreiben und drucken zu laſſen ohne roth zu werden, und es zu leſen ohne aus der Haut zu fahren. Der dritte Stand hat viel edelmänniſches an ſich.

„Der Fürſt von Pückler-Muskau — ſagt der Franzoſen-

Digitized by Google

freſſer Menzel, — vereint mit angeborner Eleganz zugleich die feinſte Berückſichtigung aller Tendenzen der Zeit, die ihn aus einem dunkeln ariſtokratiſchen Daſein zu einer glänzenden und doch im ſtrengſten Sinne nur bürgerlichen Rolle heraus gedrängt haben und er weiß der Neuheit dieſer Situation jeden Reiz abzugewinnen. Er hat von ſeinem Stande nur die Comforts, nur den feinen Epikuräismus, die ſchönen Sitten beibehalten, und wenn er auch einmal ſeiner „Wappenvögel" gedenkt, ſo iſt doch unpaſſend ihm daraus ein Vorwurf zu machen, denn ſeine ganze literariſche Erſcheinung iſt weit eher eine Conceſſion, welche die hohe Ariſtokratie dem Zeitgeiſt macht, als eine Reklamation. Es iſt eine Erſcheinung, die ohne die Revolutionen des Jahrhunderts und insbeſondere ohne die ſocialen Umwälzungen in Frankreich unmöglich wäre. Es iſt ein Schlaglicht, aus Frankreich, nach Deutſchland herübergeworfen, und der Fürſt Pückler verhält ſich zu dem bürgerlich gewordenen neuen Frankreich, wie Friedrich der Große zum philoſophiſch gewordenen alten ſich verhielt."

Schlaglicht iſt ein gutes Wort; das Licht das die hohe deutſche Ariſtokratie aus Frankreich aufgefangen, iſt eine Folge der Schläge die ſie zwanzig Jahre hintereinander von den Franzoſen bekommen. Nimmer hätte ich gedacht, daß Herr Menzel ſo muthwillig ſein könne. Herr Menzel erklärt, die ungeheure Umwälzung in Frankreich und alle ihre Töchter-Revolutionen wären erforderlich geweſen um die hohe deutſche Ariſtokratie in den Stand zu ſetzen, einen Schriftſteller hervorzubringen, der leſerlich ſchreiben kann. Es iſt die Sache der hohen deutſchen Ariſtokratie ſich für dieſes Compliment zu bedanken. Es iſt wahrlich noch Niemand ſo tief in das Weſen und die Bedeutung der franzöſiſchen Revolution eingedrungen als Herr Menzel, und das heutige bürgerliche Frankreich wird mit Erſtaunen erfahren, in welchem Verhältniſſe es zum Fürſten Pückler ſtehe, daß die Tutti frutti des hohen deutſchen Adels von dem Baume der franzöſiſchen Revolution gepflückt worden, und der Berg des Convents eine ſo lächerliche Maus geboren. Das deutſche Volk aber und der Zeitgeiſt müßten ſehr unverſchämt ſein, wenn ſie an die hohe deutſche Ari-

ſtokratie noch weitere Forderungen machen wollten, nachdem ihnen dieſe freiwillig die große Conceſſion gemacht, eines ihrer Mitglieder auf die Leipziger Büchermeſſe abzuordnen, um dort zum Beſten des dritten Standes ein Kaffee=Recept zu votiren.

Nachdem Herr Menzel die Verdienſte des Fürſten Pückler mit Luft aufgetrieben, und die Seifenblaſen ſeines Lobes an der Sonne hat glänzen laſſen, ſpricht er:

„Dieſem heitern Fürſten ſteht ein finſterer Republikaner gegenüber, in dem der Geiſt der franzöſiſchen Revolution fortlebt, deſſen Cynismus von der Eleganz jenes Fürſten himmelweit verſchieden, und gleichwohl deſſelben franzöſiſchen Urſprungs iſt."

Wäre Herr Menzel kein Stümper in der Weltklugheit, hätte er meinen Cynismus, um ſeiner ſchönen Schweſter willen, ſchonender behandelt. Wer kann vorherſehen, wie es endet? Unſere Mutter, die Revolution, lebt noch und wer weiß wie ſie ihr Teſtament macht, wer weiß, ob die Ausſtattung der ſchönen Eleganz nicht einſt ganz allein von der Großmuth ihres Bruders Cynismus abhängen wird? Wird die Treue des Herrn Menzel dieſe Prüfung überſtehen? Wird er einer Bettlerin den Hof machen?

So oft ſich meine Gegner in der Gefahr ſehen am B ö r n e zu ſcheitern und mit ihrem Verſtande Schiffbruch zu leiden, werfen ſie ihren Nothanker B a r u ch aus. Herr Menzel iſt noch vorſichtiger als die Andern; er fängt nicht eher gegen mich zu manövriren an, als bis er ſich in meinem Judenthume feſt geankert. In der Verzweiflung mich mit Gründen der Wahrheit und des Rechts zu widerlegen, macht er mich intereſſant und weiß mich ſo romantiſch zu ſchildern, daß man eine Novelle aus mir machen könnte.

In Frankfurt am Main, wo der große Goethe als Patricier=Kind aufgehätſchelt wurde, kam ein kleines kränkliches Kind zur Welt, der Jude Baruch. Schon den Knaben verſpotteten die Chriſtenkinder. Täglich ſah er an der Sachſenhäuſer Brücke das ſchändliche Steinbild, das Juden vorſtellt, auf das anſtößigſte gruppirt mit einer Sau. Der Fluch ſeines Volkes laſtete ſchwer auf ihm. Als er auf Reiſen ging, ſetzte man ihm höhniſch in den Paß: Juif de Francfort. Bin ich nicht ein Menſch wie ihr Andere? rief er aus. Hat Gott nicht meinen Geiſt ausgeſtattet mit jeder Kraft und ihr ſolltet mich verrachten dürfen? Ich will

Digitized by Google

mich auf die edelſte Weiſe rächen, ich will euch kämpfen helfen für eure Freiheit."

Das wäre alles ſehr ſchön, wenn es nur wahr wäre; ja es würde mich freuen, wenn es wahr wäre: aber ſo iſt es nicht. Nie glomm auch nur ein Funke des Haſſes gegen die chriſtliche Welt in meiner Bruſt; denn ob ich zwar die Verfolgung der Juden lange ſchmerzlich an mir ſelbſt gefühlt, und immer mit Erbitterung verdammt, ſo erkannte ich doch gleich darin nur eine Form des Ariſtokratismus, nur eine Aeußerung des angebornen menſchlichen Hochmuths, von den Geſetzen, ſtatt gebändigt, frevelhaft begünſtigt; ich ſtieg dann wie gewohnt zu der Quelle des Verderbens hinauf, mich um einen ſeiner Ausflüſſe nicht bekümmernd. Nie habe ich mich für erlittene Schmach, nicht einmal auf eine edle Art zu rächen gedacht. Und wie hätte ich es auch vermocht ſeit den Jahren, da ich durch die Schrift zu wirken geſucht? Hätte ich tauſend Dolche, und tauſend Gifte, und tauſend Flüche, und das Herz eines Teufels, ſie alle zu gebrauchen — was könnte ich meinen alten Feinden denn noch anthun? Sind ſie jetzt nicht meine Glaubensgenoſſen und Leidensbrüder? Iſt nicht Deutſchland der Ghetto Europa's? Tragen nicht alle Deutſche einen gelben Lappen am Hute? Könnte ich zumal gegen meine Vaterſtadt noch den kleinſten Groll haben? Sind jetzt nicht alle Frankfurter, meine ehemaligen Herren, den Juden von früher gleich? Sind nicht die Oeſterreicher und Preußen ihre Chriſten? Und der Schimpf, den ſie dort einſt, Gering und Vornehm, Jung und Alt, bei Tag und bei Nacht, jedem Juden zugerufen: „Mach' Mores, Jud!" müſſen ſie ihn jetzt nicht ſelbſt anhören? Der hohe Senat und die löbliche regierende Bürgerſchaft und die geſtrengen Herren Bürgermeiſter, und die Herren Actuare und die reichen Seidenhändler — klingt es ihnen nicht in den Ohren, ſo im Rathe wie auf dem Markte, ſo in der Weinſchenke wie zwiſchen ihren Hauswänden, klingt es nicht höhniſch und grell: „Macht Mores!" Wahrlich und ſie machen Mores und ziehen den Hut ab vor Oeſterreich und Preußen, ſo ſchnell und ſo demüthig als es nie früher ein Jude vor ihnen gethan. Hätte mein Herz auch brennend nach Rache gedürſtet, es wäre jetzt betrunken! Aber es iſt nüchtern an Luſt, es fühlt nur den

Schmerz des Vaterlandes; und wenn es ihn allein fühlt und für alle, ſo iſt es das Verbrechen der Empfindungsloſen, nicht das Meinige.

Nicht durch Geduld, durch Ungeduld werden die Völker frei. Iſt es etwa anders, ſo mögen der Schleſiſche Herr Menzel, der Würtembergiſche Herr Menzel und der Preußiſche Herr von Raumer, die für den Nothfall zuſammen einen Hiſtoriker vorſtellen können, ihre Loyalität und ihren Scharfſinn vereinen, um uns unſere aufrühreriſche Thorheit zu beweiſen. Sie mögen in den Büchern der Weltgeſchichte uns einen einzigen Fall aufzeigen, wo ein Volk dadurch die Freiheit erlangt, daß es geduldig die Knechtſchaft ertragen und gewartet, bis entweder durch ein Wunder ihm die Ketten abfallen, oder durch ein größeres Wunder ſie ihm von ſeinen Tyrannen abgenommen worden. Sie würden aber vergebens darnach ſuchen. Erſt vor einigen Tagen ſprach Hume in einem Meeting: „Ja, wenn das Volk ſicher ſein will, die Abhülfe ſeiner Beſchwerden zu erlangen, ſo muß es ſeine Angelegenheiten ſelbſt beſorgen. Während meiner langen politiſchen Laufbahn, habe ich auch nicht einen Fall erlebt, wo es dem Volke gelungen wäre die Aufhebung eines Mißbrauchs zu bewirken, oder ſich von einer drückenden Laſt zu befreien, wenn es nicht, nach dem Ausdrucke Benthams, ſein Betragen ſo eingerichtet, daß es den Schlaf ſeiner Beherrſcher zu ſtören wußte.“ Iſt dieſes in England, wie viel mehr in Deutſchland. Jene genannte deutſche Herren und ſo viele die ihnen gleichen, wie ſie auch ſein mögen, wiſſen das ſo gut als wir; ſie wiſſen aber noch beſſer als wir, daß zwiſchen der Lüge und der Wahrheit ſich die Mauern der Cenſur hinziehen, und ein undurchdringlicher Wald von Bajonetten ſtarrt, und daß ſie von den Widerſprüchen der Beſſergeſinnten oder Beſſerwiſſenden nichts zu fürchten haben. So geſchützt lügen ſie furchtlos im Angeſichte des ganzen Landes, ſo geſchützt trat auch Herr Menzel in Stuttgart gegen mich hervor.

Welch einen großen Vorrath von ſchönen Adjectiven und Bildern, die man zu den koſtbarſten Romanzen und Liedern hätte verwenden können, hat nicht Herr Menzel verbraucht, um die Unbeweglichkeit und Unempfindlichkeit des deutſchen Volks, als etwas gutes, gedeihliches, herrliches und beneidenswerthes darzuſtellen. Er nennt das

einen geſunden Schlaf, einen Pflanzenſchlaf, ein ſtilles gedeihliches Wachsthum, ein Zeichen innerlicher Fruchtbarkeit, das Wohlbehagen einer hoffnungsvollen Mutter, eine beträchtliche muſikaliſche Pauſe. Für Pauſe — es ſei; doch wäre es nur wenigſtens eine Pauſe von beſtimmter Dauer, die man abzählen könnte! aber nein, es iſt keine Pauſe von beſtimmter Dauer, es iſt eine Fermate, während welcher die Herren Benefizconcertgeber ihre Cadencen nach Willkür ausdehnen, und Ihr könnt Jahrhunderte warten, bis ſie euch durch einen huldvollen Triller das Zeichen zum Einfallen geben. Sich gedulden, bis die Herren Soloſpieler der Alleinherrſchaft müde geworden? Das Abwarten? O Blödſinn! Unterdeſſen könnte das ganze Orcheſter nach Hauſe gehen, zu Nacht eſſen, ſich ſchlafen legen, heirathen, Töchter ausſtatten, Enkel ſchaukeln, dann ſterben, dann wieder von vorn erben und ſterben, und ſo immer fort und fort, die Pauſe endet niemals gutwillig. Am hellen Tage faullenzen und ſchlafen; aber ſchlafen wie eine Blume ohne zu ſchnarchen; die Augen träumend nach den Wolken ſchlagen, die Hände auf den hoffnungsvollen Mutterleib legen und warten was dabei herauskömmt; beträchtlich pauſiren, bis man ihnen zuruft: jetzt wacht auf, jetzt ſind wir wieder in Noth, jetzt helft uns! — das Männern anrathen — einem Volke von dreißig Millionen — o Herkules — dieſes anzuhören und gelaſſen zu bleiben, und deine Keule nicht zu ſchwingen — dieſe dreizehnte Arbeit hätteſt du nicht vollbracht.

Aber ich will Herrn Menzel mit ſeinen eigenen Worten reden laſſen; ich will nicht mit ihm verfahren, wie er mir gegenüber verfahren iſt: daß er ſich nämlich um meine Gedanken und Reden gar nicht bekümmerte, ſondern aus meinen Anſichten, die er unterſchlug, eine Summe zog, wie er ſie brauchen konnte: nimmermehr! Herr Menzel ſoll ſelbſt ſeine Rechnung machen. Seine Geſinnungen ſollen von Gänſefüßchen escortirt werden, und gegen jeden Andrang gedeckt, ungeſtört ihren Marſch fortſetzen.

„Die jetzige Stille iſt der deutſchen Art vollkommen angemeſſen, die Deutſchen befinden ſich wohl dabei. Nennt es Börne einen Schlaf, nun ſo iſt es ein geſunder Schlaf, und wohl dem, der ruhig

ſchläft. Ich möchte es einen Pflanzenſchlaf nennen, ein ſtilles gedeihliches Wachsthum. Dies gilt von unſerem phyſiſchen, wie vom geiſtigen Zuſtand. Im Ganzen hat der äußere Wohlſtand zugenommen, und eine unüberſehliche Menge von Mißbräuchen der alten Zeit iſt abgeſchafft. Auch die Literatur beweiſt, daß wir geiſtig fortſchreiten und das letzte Jahrzehnt, ſo unſcheinbar es ſich gegen das vorletzte ausnimmt, iſt innerlich viel reicher an Keimen der Kraft und Entwickelung geweſen. Am höchſten Maßſtab des Ideals darf man nie einen menſchlichen Zuſtand meſſen; unter allen Tyranneien verträgt der Menſch die der Vernunft vielleicht am wenigſten. Man verlangt zu viel auf einmal, jetzt wuchern wir mit dem Wenigen was wir wirklich haben, und das iſt der einzige ſolide Weg, ſich zu verbeſſern. Daß wir bei unſerer gegenwärtigen anſpruchloſen und tüchtigen Arbeitſamkeit, das „Sich unglücklich fühlen," der alten Enthuſiaſten nicht mehr recht begreifen und leiden können, iſt ein recht gutes Zeichen, ſollten wir auch deßhalb einer noch verſtockteren Helotengeduld bezüchtigt werden. Börne hat bei all ſeinem Haß gegen das Alte zu wenig Liebe für das Junge; ſeine Imagination vertieft ſich zu ſehr in die Verweſung des Vergangenen und er ſieht unter der morſchen und zu Mehl aufgeweichten Rinde der alten Weidenſtümpfe zu wenig die grünen Keimſproſſen hervorblicken." —

„Vergleichen wir unſern gegenwärtigen Zuſtand mit dem vor Auflöſung des Reichs, ſo müſſen wir auch einſehen, daß wir in kurzer Zeit einen großen Schritt vorwärts gethan haben. Man darf nur vergleichen, um billig zu ſein. Ich will die gewerblichen, wiſſenſchaftlichen, und *auch* politiſchen Vortheile, der wir uns jetzt erfreuen, nicht einzeln aufzählen. Es genüge, darauf hinzuweiſen, daß wir den unſchätzbaren Vortheil des vorgerückten Alters genießen, eine Menge von Thorheiten durchgemacht zu haben, und durch die Zeit ſelbſt klüger geworden zu ſein. Dieſes Klügerwerden der Deutſchen in Maſſe läßt ſich trotz der vielen alten Dummheiten einzelner Schulen und Parteien nicht abſtreiten. Ich glaube nun auch die Klugheit kommt nicht gleich, wenn man die Dummheit eingeſehen, ſie kommt erſt wenn man ſie verſchmerzt hat, es gehört eine beträchtliche Pauſe, eine Zeit der Vernarbung dazu. So lange man ſich noch ärgert nicht klüger geweſen zu ſein, ſo lange iſt man noch nicht klug. Schon deßwegen glaube ich, daß wir in zehn Jahren klüger oder klug geworden ſind, während wir vor zehn Jahren nur voreilig glaubten, es ſchon zu ſein. Wir befinden uns jetzt in einer beträchtlichen Pauſe, ja wohl, wir pauſiren, aber dieſe Pauſe gilt etwas in der Muſik: der Componiſt der Weltgeſchichte

Digitized by Google

muß hier das Pauſenzeichen machen. Gewiß iſt die Stille, in welcher das deutſche Leben ſich jetzt in ſich ſelbſt verſenkt hat, ein Zeichen ſeiner innerlichen Fruchtbarkeit, und ich finde ſie mehr dem ruhigen Wohlbehagen einer hoffnungsvollen Mutter zu vergleichen, als dem thieriſchen Winterſchlaf eines Bären, wie ſie uns Börne darſtellt. Es iſt nicht die Zeit unmuthig und grollend in Lethargie zu verſinken; anſpruchsloſe Thätigkeit in allen Zweigen des praktiſchen und wiſſenſchaftlichen Lebens darf ſich ihrer ungeſtörten und gedeihlichen Wirkſamkeit freuen!"

Dieſe der deutſchen Literaturgeſchichte des Herrn Menzel ausgezogene Stellen, eine wahre Klatſchroſenpredigt und ein Polizei-Eija-Popeija, haben ſo viel angähnendes, einſchläferndes, nachtmützenartiges und eintölpelndes, daß man, ſchon ſchlaftrunken, nach der erſten beſten Frohnvogtei hintaumeln möchte, und dort ehrerbietig ſtammeln: „wir pauſiren zwar beträchtlich, ſind nur im Stillen fruchtbar, warten geduldig auf unſere Niederkunft und ſchlafen unſern guten deutſchen Pflanzenſchlaf; doch könnte es geſchehen, daß wir einmal im Schlafe ungebührlich mit den Blättern flüſtern; darum ſperrt uns ein, lieber Herr Vogt, um uns gegen unſere eigene Exaltation ſicher zu ſtellen. Thut das, lieber Herr!"

Wäre Herr Menzel ein Demoſthenes, dann müßte ich ein Aeſchines ſein, um mich ſeiner Rede pro corona entgegenzuſtellen; aber glücklicherweiſe iſt er es nicht und wir reichen gerade für einander aus. Ja ich habe noch den großen Vortheil über ihn, daß ich nicht zu fürchten brauche mir den Mund zu verbrennen; denn in Frankreich iſt die Politik jetzt eine kühle Schüſſel. Wer hieß aber auch Herrn Menzel die lächerliche Rolle eines Kätzchens zu übernehmen, das lüſtern und furchtſam um den heißen Brei ſchleicht? Warum hielt er ſich nicht an der kalten Küche der deutſchen Philoſophie? Hier aber muß ich ausdrücklich bemerken, daß ich es als etwas Unedles, ja Gemeines, weit von mir abweiſen würde, meine vortheilhafte freie Stellung dem Herrn Menzel gegenüber zu benutzen, wenn es ſich bei ihm und bei mir nur um etwas Perſönliches handelte. Mir iſt recht gut bekannt, daß man in Deutſchland den Teufel nicht beim Namen nennen darf, ſelbſt nicht um ihn zu bannen, und daß man ihn, wenn man ihn austreiben will, nicht anders heißen darf, als den *Gott ſei bei uns*

Digitized by Google

Ich weiß, daß Herr Menzel nicht die Freiheit hat, die ich genieße, Grundſätze und Meinungen, die er bekämpfen möchte, ſich in ihrer ganzen Breite ausdehnen zu laſſen. Aber es handelt ſich hier um nichts Perſönliches, es betrifft die große Angelegenheit eines ganzen Volks, und da wäre großmüthige Zurückhaltung unzeitig, ja frevelhaft.

Die Exaltation, die unſer deutſches Phlegma einſt in Begeiſterung und Witz electriſch verſetzte, iſt niedergeſchlagen.“ Niedergeſchlagen — ſehr gut. Ich erfahre zwar mit Ueberraſchung zum erſten Male, daß das Phlegma aus Begeiſterung und Witz zuſammen geſetzt ſei; wenn es indeſſen der Experimentalphyſik des Herrn Menzel gelang, den phlegmatiſchen Stoff in ſolche Beſtandtheile zu zerſetzen, ſo bewundere ich und glaube. Da aber wenig daran gelegen iſt von Profeſſoren und Diplomaten verſtanden zu werden, ſondern alles daran liegt, daß uns das Volk verſtehe, will ich hinter dem gelehrten Sinnbilde des Herrn Menzel's den gemeinen Sinn hervorholen. Die deutſchen Fürſten, welche, wenn es darauf ankommt den Uebermuth jedes Mächtigern als ſie geduldig zu ertragen, eben ſo phlegmatiſch ſind als ihre Völker, wurden von den Franzoſen ſo lange gerieben, daß ſie ohne es zu wollen, zu wahren Elektriſirmaſchinen wurden. Als ſie dieſe neue Kraft in ſich ſpürten, ſuchten ſie ihre Völker damit anzuſtecken, und es gelang ihnen ſo gut, daß die hellen Funken ſtoben. Den Völkern ſagten ſie, Napoleon ſei der einzige Tyrann, und ſein Untergang wäre der Aufgang ihrer Freiheit. Die deutſchen Völker glaubten das; und in ihrem elektriſchen Zuſtande beſiegten ſie den Kaiſer der Franzoſen. Darauf kamen ſie mit großen Schnappſäcken herbei, um von den Schlachtfeldern die erbeutete Freiheit nach Hauſe zu tragen; aber die Fürſten, die ſie ſchon früher eingeſackt, lachten das dumme Volk aus, und als es raiſonnirte, prügelten ſie ſeine vorlaute Begeiſterung durch, oder, um mich mit Herrn Menzel chemiſch auszudrücken: ſie ſchlugen ſie nieder. Der geſchlagene Enthuſiasmus flüchtete aus dem Herzen in die Dachkammer des Kopfes, und hielt ſich dort unter dem Namen Witz verſteckt. Aber welcher Art war dieſer Witz? Kein ſolcher der gegen den Beleidiger, ſondern einer der gegen ſich

ſelbſt ſtach. Das deutſche Volk ſpottete ſeiner eigenen Begeiſterung, ſeiner Ungeſchicklichkeit und Uebertölpelung. Es nannte ſich den deutſchen Michel und gab ſich Ohrfeigen, und das bekannte Buch Welt und Zeit, das Herr Menzel noch heute bewundert und anpreiſt, war eines der ſchmachvollen Zeichen der ſchmachvollſten Selbſterniedrigung. Herr Menzel denkt: das ſei alles mit ſehr natürlichen Dingen zugegangen, denn keine Ueberſpannung könne lange dauern, die Abſpannung müſſe ihr bald nachfolgen. Das denke ich auch; das iſt aber eben der Jammer. Haben denn die Deutſchen, Titanen gleich, den Himmel zu ſtürmen geſucht? Haben ſie mehr als das Irdiſche und Menſchliche gewollt? Ich ſage das iſt die Schmach, daß das deutſche Volk ſeine Kräfte überſpannen mußte, um nur zwei Jahre das zu wollen, was die Franzoſen ſchon ein halbes, die Spanier ſchon ein viertel Jahrhundert gekonnt, ohne ſich niederſchlagen zu laſſen, und ohne Erſchöpfung zu verrathen. Das iſt der beneidenswerthe Jammer, daß, wie Herr Menzel ſagt, die jetzige Stille der deutſchen Art vollkommen angemeſſen iſt, und daß ſich die Deutſchen dabei wohl befinden. Herr Menzel und alle die ihm gleichen, werden freilich bei ihrer „gegenwärtigen anſpruchsloſen und tüchtigen Arbeitſamkeit,“ dieſe alte Geſchichte die ihnen ein alter Enthuſiaſt erzählt, nicht mehr recht begreifen können. Aber die alte Geſchichte kann ſich einmal verjüngen, man kann zum zweiten Male das deutſche Phlegma zu elektriſiren ſuchen, und dann iſt es gut, daß die Vergangenheit der Zukunft zur Warnung diene. Und Herr Menzel ſelbſt thäte wohl daran, dieſe Warnung zu benutzen. Er iſt alt genug, um ſich zu erinnern auf welche Weiſe, Jahn, Arndt, Görres, und die andern Ober-Hof-Franzoſenfeinde für ihren Patriotismus belohnt worden; und jung genug um noch einſt ein gleiches Schickſal erfahren zu können.

Herr Menzel ſagt: „Am höchſten Maaßſtab des Ideals darf man nie einen menſchlichen Zuſtand meſſen.“ O Himmel! Für die Deutſchen, für das gebildetſte, geiſtreichſte, tüchtigſte und tugendhafteſte Volk der Welt, das fordern was Portugal und Spanien, Frankreich und England, Belgien, Holland unt die Schweiz, was das kleine, ſchwache von tauſend Banden

der europäiſchen Diplomatie umſtrickte Griechenland, durch ſeinen Muth und edlen Trotz, ſelbſt gegen den Sohn des Königs von Baiern zu behaupten wußte; was ſelbſt die Negerkolonien in Sierra Leone und Liberia — Neger, von vielen Naturforſchern vollkommener menſchlicher Bildung ganz unfähig erklärt — was ſelbſt dieſe beſitzen: Preßfreiheit, öffentliche Gerichte, Geſchwornen; und alle die andern Inſtitutionen, die mündigen Völkern zukommen, und deren Entbehrung ein Volk zu verächtlichen Sklaven und lächerlichen Schulbuben herabwürdigt — dieſes für unſer Vaterland zu verlangen, das nennt Herr Menzel den höchſten Maaßſtab des Ideals anlegen! Herr Menzel iſt kein Freund von Idealen, er verehrt nur Subſtanzen und ſpricht wie Fichte und der Egoismus: ich bin ich, und was außer mir iſt nur Lebensmittel. Es iſt darin keine Eigenthümlichkeit; denn wie Herr Menzel denken und handeln die meiſten deutſchen Gelehrten, die, ſobald ſie einmal ihr Ich geſetzt, meinen, jetzt ſei alles in Ordnung.

Herr Menzel behauptet: eine unüberſehliche Menge von Mißbräuchen der alten Zeit wäre in Deutſchland abgeſchafft worden, und wenn man den gegenwärtigen Zuſtand des Landes mit dem vor Auflöſung des Reichs vergleiche, müſſe man geſtehen, daß man in kurzer Zeit einen großen Schritt vorwärts gethan habe. Welch ein albernes Wiegenlied! Nein, in langer Zeit wurde nur ein kurzer Schritt vorwärts gethan. Und dieſer kleine Schritt, haben ihn die Fürſten freiwillig gemacht, oder hat etwa das deutſche Volk durch ſeinen Muth und ſeine Beharrlichkeit ihn zu erzwingen gewußt? Nicht das eine, nicht das andere. Es war Frankreich, welches das deutſche Reich aufgelöſt, das aus Mangel an Luft und Wärme nicht verfaulen konnte. Es war Frankreich das einen Theil der zahlloſen Mißbräuche, an welchem wir krank lagen, zerſtört hat. Es war Frankreich, welches das deutſche feudale Staatsgebäude ſo erſchüttert, daß alle Stützen der Angſt und der Vorſicht es nicht vor dem Einſturze bewahren werden. Es war Frankreich, das die deutſch-lutheriſche politiſche Moral ſo lächerlich gemacht, daß ſie ſich nie mehr wird davon erholen können. Wenn die Franzoſen nicht wären und ihre Thaten; wenn ſie nicht

unbeweglich in ihrer drohenden Stellung blieben; wenn ſie nicht die Leibwache der Völker Europa's bildeten, wie die Koſacken die Leibwache der europäiſchen Fürſten bilden: dann würden in Deutſchland, wie überall, ſchnell die alten Mißbräuche zurückkehren, aber mit verjüngter Kraft und vermehrter Bösartigkeit. Darum iſt ein Verräther an ſeinem Vaterlande, welches auch ſein Vaterland ſein möge; darum iſt ein Feind Gottes, der Menſchheit, des Rechts, der Freiheit und der Liebe, wer Frankreich haßt, oder es läſtert aus ſchnöder Dienſtgefälligkeit.

Nur darin hat er es immer verfehlt, daß er die Irrthümer gleich ſehr verhöhnte wie die Laſter und dem langſamen Entwickelungsgange nie eine Conceſſion machen wollte. Er beleidigte dadurch nicht ſelten die redlichſten Männer und ſchadete jener allmäligen Entwickelung der That. Eine Fauſt im Sacke, ein ungeduldiges Ereifern auf einem hölzernen Gaul, der doch einmal nicht fort will, macht zuletzt eine ganz entgegengeſetzte Wirkung."

Was meine Fauſt betrifft, ſo dächte ich doch, daß ich ſie immer offen genug gezeigt, und wenn meine Worte keine Thaten hervorgebracht, iſt das meine Schuld? Soll ich Deutſchland befreien? Auch iſt keiner im Lande, der es lächerlicher findet als ich es ſelbſt finde, daß ich mich ungeduldig auf einem hölzernen Gaul ereifere, der doch einmal nicht fort will; aber kam es Herrn Menzel zu darüber zu ſpotten? Ihm, der doch dieſen hölzernen Gaul immerfort als ein edles Roß geſchildert? Ich hätte die Irrthümer gleich ſehr verhöhnt wie die Laſter! Aber das Laſter haßt man, man verhöhnt es nicht; der Spott gebührt den Irrenden. Wenn Kinder fallen, hebt man ſie mitleidig auf; aber wenn Männer fallen und mit einer Beule aufſtehen, und dabei wie Kinder greinen, lacht ein Jeder und wäre er noch ſo gutmüthig.

Ich hätte dem langſamen Entwickelungsgange nie Conceſſionen machen wollen! Aber was hat ſich denn in Deutſchland mit ſelbſtthätiger, ſelbſtbeſtimmender Kraft von innen heraus entwickelt? wurde nicht alles am Rade der Zeit durch Fußtritte abgeſponnen, und hörte nicht jede Bewegung auf, ſobald die Werkmeiſter mit ihren Händen und Füßen ſtille hielten? Haben die Deutſchen ihre Abgaben, die auch ſie dem Geiſte der Zeit entrichten mußten, je anders abgetragen,

Digitized by Google

als wie man jede Abgabe bezahlt, verdroſſen, zögernd, feilſchend; mußten ſie nicht zu jeder Steuer gezwungen, mußten ſie nicht an jedem Zahlungstermine von ihrem Schickſale ausgepfändet werden? Heißt das langſam vorwärts ſchreiten, wenn man immerfort zurück geht? Welche Fortſchritte hat denn Deutſchland ſeit zwanzig Jahren gemacht? Herr Menzel ſpricht von Kunſt und Literatur, von Handel und Gewerben; er ſagt, die Deutſchen wären in Maſſe klüger geworden, denn ſie hätten ſchon ſo viele Thorheiten durchgemacht, daß ihnen wenig mehr zu machen übrig blieben. Aber es iſt hier weder von der Thorheit noch der Klugheit der Deutſchen, weder von Handel und Gewerben, noch von Kunſt und Literatur die Rede, was Herr Menzel ſo gut begreift als wir, was er aber in ſeiner Schlauheit oder Furchtſamkeit gar nicht zu merken ſich anſtellt: von der Freiheit und der Herrſchaft, von dem Ruhme und der Schande, von der Ehre und der Beſchimpfung des deutſchen Volkes, davon iſt hier die Rede. Haben die Deutſchen an Freiheit, Ruhm und Ehre gewonnen, ſeitdem ſie das Joch der Franzoſen abgeſchüttelt? War es nicht ein jämmerliches Feilſchen und Schachern und Betteln um jeden einzelnen Faden der Unterthänigkeit, von dem ſie erlöſt ſein wollten, und mußte nicht jedes Mal das Schickſal, um dem Markte ein Ende zu machen, mit eiſerner Scheere den Faden zerſchneiden? Sprangen nicht die deutſchen Fürſten, ſo oft die Katze Revolution nicht zu Hauſe war, wie Mäuſe auf dem Tiſche herum, alles zernagend, was ſie erreichen konnten? Thaten ſie je für ihre Völker mehr als ſie mußten, und früher als ſie es mußten? Aber wehe den Fürſten wie den Völkern, die der Zeit gehorchen, ſtatt ihr zu gebieten! Die Zeit wird ſie verſchlingen. Die Zeit war es nicht die Frankreich gemacht, Frankreich war es das ſeine Zeit gemacht.

Ich hätte durch meine Schriften und mein Betragen nicht ſelten die redlichſten Männer beleidigt, und jener allmäligen Entwickelung der deutſchen Herrlichkeiten ſehr dadurch geſchadet — meint Herr Menzel. Wer hätte ſich je träumen laſſen, daß ich der Mann bin der die deutſche Bundesverſammlung leitet! Wahrlich unſere politiſchen Nimrods haben es ſeit zwanzig Jahren in ihrer Freiheits-Vogeljagd nicht viel weiter gebracht, und das muß ein rechter Gimpel

Digitized by Google

ſein, der ſich von ihren Polizei-Pfiffen in das Garn locken läßt. Durch lautes Fordern einer Freiheit deren ſtille Gewährung verhindern — durch Mißbrauch der Preſſe der guten Sache ſchaden — o! wir kennen dieſen Ton. Und es trocken herauszuſagen: ein Deutſcher kann die Preſſe gar nicht mißbrauchen. Da wo Cenſur herrſcht, hat jeder, der ſich von ihr frei zu machen wußte, in ſeinen öffentlichen Aeußerungen nur das Sittengeſetz und die Stimme ſeines Gewiſſens zu berathen, aber kein bürgerliches Recht, kein Staatsgeſetz, keine geſellige Schicklichkeit. Jede Tyrannei ruft das Unrecht der Natur hervor, und Gewalt tritt gegen Gewalt.

Wenn es wahr iſt, daß ich redliche Männer beleidigt, ſo thut mir das von Herzen leid, doch möge Herr Menzel unter den Männern die ſich von mir beleidigt fühlten, umherblicken, und da wird er finden, daß jene Männer, ſo edel ſie auch ſein mögen, doch nur für ihr Wiſſen leben und ſtreiten und nicht für ihren Glauben. Aber das Wiſſen iſt eitel und der Glaube iſt ſtolz. Ich, der ich glaube, habe mich nie von einem meiner Gegner beleidigt gefunden, ja noch nie war mir in den Sinn gekommen, daß mich einer hat beleidigen wollen. Und wurde nicht das härteſte gegen mich vorgebracht? Und habe ich es nicht immer ſelbſt verbreitet? Habe ich nicht allen Geiſt und allen Witz, den Preußen und Sachſen gegen mich ausgeſchickt, in meinen eignen Schriften beherbergt? Und woher kam mir denn die ſtolze Zuverſicht mit den erhabenſten Geiſtern Berlins und Leipzigs fertig zu werden? Sie kam mir aus meinem Glauben, aus dem Bewußtſein meines reinen Willens. Wir allein glauben, die andern glauben nicht. Unſere Gegner d e n k e n nur anders als wir, wenn ſie aufrichtig ſind; oder wenn ſie heucheln, r e d e n ſie nur anders als wir, aber ſie haben keinen Glauben dem unſrigen entgegen zu ſetzen. Und darum werden wir ſiegen, und unſere Feinde werden zu Schanden werden.

Wie glücklich wäre ich, wenn ich die Wahrheit, oder das was ich dafür halte, verbreiten könnte, ohne einem Menſchen dadurch wehe zu thun. Aber wie vermöchte ich das? Ich vergeſſe mich immer, ich denke nie daran, daß es viele Menſchen gibt, die mir nicht gleichen, die für ihren Schriftſteller-Ruhm, für ihre Künſtlerehre, für ihre

Digitized by Google

philoſophiſche Würde beſorgt ſind. Mir ſind ſolche Sorgen fremd. Ich ſtrebte nie nach dem Ruhme eines guten Schriftſtellers, ich wollte nie für einen Schreibkünſtler gelten. Meine Natur hat mir ein heiliges Amt aufgetragen, das ich verrichte ſo gut ich kann. Gedanken, Worte ſind meine Werkzeuge, die ich nur ſchätze, ſo lange ich ſie brauche, und wegwerfe, ſobald ich ſie gebraucht. Nie hat es meine Eigenliebe weder erfreut noch betrübt, wenn Einer meine Werkzeuge gelobt oder getadelt: nur mein Werk wollt' ich anerkannt ſehen Wenn es nicht ſo, wenn ich wäre wie die Andern, wie hätte ich dann vermocht gegen Herrn Menzel nur ein einziges unfreundliches Wort hervorzubringen, gegen einen Mann, der mich als Schriftſteller immer mit der größten Nachſicht, ja mit Vorliebe und Gunſt beurtheilt hat? Mancher, vielleicht er ſelbſt, wird mich darum undankbar ſchelten. Ich muß das ertragen wie vieles. Herr Menzel ſteht bei dem Feinde, ich kann ihn nicht ſchonen. Der Soldat im Gefechte darf ſeine Kugel nicht zurückhalten, aus Bedenken in den Reihen gegen die er zielt, ſteht ein edler Mann, ſein Freund, ſtehen ſo viele, die den Krieg gar nicht verſchuldet. Die Kugeln dieſer treffen auch. Das iſt das traurige Recht und das harte Gebot des Kriegs: nur den Beſiegten darf man lieben, nur ihm darf man verzeihen.

Alle bisherigen Meinungen und Urtheile des Herrn Menzel's über mich, die ich zu beleuchten geſucht, ſind aus deſſen deutſche Literatur genommen, und mußten für ihren Theil dazu dienen, dieſem nützlichen und allgemein faßlichen Buche die ungehinderte Verbreitung in Oeſterreich und Preußen zu ſichern. Da aber dort die Beurtheilung meiner Geſinnung und Denkungsart ſich auf meine deutſche Schriften gründete, die in vieler Leſer Hände ſind, ſo war Herr Menzel nicht ganz frei mit meinen Worten und Gedanken nach Willkür zu ſchalten. Er konnte zwar unterdrücken, verſtümmeln, deuteln, mußte ſich aber auf etwas ſtützen das ich wirklich geſagt. Doch jetzt will ich mich zu demjenigen Urtheile des Herrn Menzel's wenden, wozu er den Stoff aus einigen franzöſiſchen Artikeln, die ich in Paris bekannt gemacht, und die in Deutſchland nur von ſehr wenigen geleſen worden, zu nehmen vorgab. Hier hatte er völlige Freiheit, mich ſagen zu laſſen, was er wollte, und der öffent-

Digitized by Google

lichen Meinung auf meine Koſten eine Lection zu geben. Es iſt die Kritik meiner Perſon und Meinungen, die im Literatur-Blatte unter dem Titel: „Herr Börne und der deutſche Patriotismus“ ſteht. Die Allgemeine Zeitung hatte den liebenswürdigen Eifer, mit den beſten Biſſen jenes Artikels die deutſche Diplomatie zu bewirthen; doch dieſer mache ich keine Vorwürfe darüber. Man muß Beharrlichkeit in jeglicher Geſinnung achten, auch wenn ſie nicht die unſrige wäre. Es iſt aber hinlänglich bekannt, wie die Allgemeine Zeitung, ſeit bald vierzig Jahren, ihrer glühenden Liebe für das deutſche Vaterland, und ihrem unauslöſchlichen Haſſe gegen Frankreich immer treu geblieben. Der Franzoſenhaß des Herrn Menzel aber iſt noch jung und man kann hoffen ihn zu beſſern.

Wenn Herr Menzel meine in franzöſiſcher Sprache geſchriebenen Artikel nur aus den Ueberſetzungen und Bruchſtücken der deutſchen Blätter beurtheilt, ſo hat er leichtſinnig, albern oder gewiſſenlos gehandelt, ſich darauf zu ſtützen; denn er konnte recht gut wiſſen, daß kein deutſches Blatt die Freiheit hatte, meine Meinungen über Deutſchland und Frankreich unverfälſcht und unverſtümmelt mitzutheilen. Wenn er ſie aber in der franzöſiſchen Urſprache geleſen, ſo war alles worauf er meine Verdammung gegründet, gelogen.

Herr Menzel ſagt: ich hätte den deutſchen Patriotismus für eine Narrheit erklärt, aber den franzöſiſchen Patriotismus gelten laſſen. Ich zöge gegen die Deutſchen im Intereſſe der Franzoſen zu Felde, und wollte unter der Maske der Freiheit nur das Franzoſenthum ausbreiten. Ich verhöhnte die Geiſter der deutſchen Helden, die für ihr Vaterland geblutet. Ich hätte mich von der deutſchen Nation losgeſagt, ohne mich vorher umzuſehen, was ich durch den Uebertritt zu einer andern Nation gewinnen könnte. Die Demoraliſation in Frankreich hätte ich getadelt, aber die in Deutſchland hätte ich gelobt. Ich ſuchte den Deutſchen ſelbſt alles Deutſche gehäſſig, verächtlich, lächerlich, alles Franzöſiſche aber wünſchenswerth zu machen, und den Franzoſen alle Mittel und Wege zu zeigen, wie ſie über die Deutſchen Meiſter werden können. Und mehr dergleichen Dinge ſagt Herr Menzel. Ich werde ſpäter Herrn Menzels Vorwürfe ausführlich und wörtlich anführen; vorher aber meine Aeußerungen, die ich in der

Digitized by Google

Balance, über Frankreichs und Deutſchlands wechſelſeitiger Stellung gemacht, ſoweit es hierher gehört überſetzen. So wird der Leſer ſelbſt vergleichen und urtheilen können.

Ich ſagte in der Einleitung der Balance:

„In den Werkſtätten der Menſchheit finden wir zwei Völker, welchen die Vorſehung die Aufgabe gemacht zu haben ſcheint, die Arbeiten aller andern Völker zu überſehen und zu leiten, ihnen ihr Tagwerk anzuweiſen und ihren Sold auszuzahlen; es ſind die Franzoſen und die Deutſchen. Den erſteren wurde die Leitung der praktiſchen Arbeiten, die Künſte und Handverrichtungen, den andern die Leitung der theoretiſchen Arbeiten, der Wiſſenſchaften und Speculation anvertraut."

„Die Theorie iſt furchtſam und zaudernd, die Ausübung iſt unbedacht und vorſchnell; daher die Entzweiung zwiſchen ihnen; daher die Unverträglichkeit des deutſchen Geiſtes und deutſchen Gemüths mit dem Geiſte und dem Gemüthe der Franzoſen; daher ſind beide Völker, ob ſie zwar mit den Grenzen ſich berühren, doch durch einen unermeßlichen moraliſchen Raum geſchieden."

„Es iſt die Aufgabe der Franzoſen, das alte baufällige Gebäude der bürgerlichen Geſellſchaft zu zerſtören und abzutragen; es iſt die Aufgabe der Deutſchen, das neue Gebäude zu gründen und aufzuführen. In den Freiheitskriegen wird Frankreich immer an der Spitze der Völker ſtehen; aber auf dem künftigen Friedenscongreſſe, wo ſich alle Völker Europa's verſammeln werden, wird Deutſchland den Vorſitz führen."

„Die Geſchichte Frankreichs und Deutſchlands iſt ſeit Jahrhunderten nur ein beſtändiges Bemühen, ſich zu nähern, ſich zu begreifen, ſich zu vereinigen, ſich in einander zu ſchmelzen, die Gleichgültigkeit war ihnen immer unmöglich, ſie müſſen ſich haſſen oder lieben, ſich verbrüdern oder ſich bekriegen. Das Schickſal weder Frankreichs noch Deutſchlands, wird nie einzeln feſtgeſetzt und geſichert werden können. — —"

„Die alterreifen Männer beider Länder ſollten ſich bemühen, die junge Generation Frankreichs mit der jungen Generation Deutſchlands durch eine wechſelſeitige Freundſchaft und Achtung zu verbinden. Wie ſchön wird der Tag ſein, wo die Franzoſen und die Deutſchen, auf den Schlachtfeldern, wo einſt ihre Väter ſich unter einander gewürgt, vereinigt niederknieen und ſich umarmend, auf den gemeinſchaftlichen Gräbern ihre Gebete halten werden."

„Die unwandelbare Freundſchaft und der ewige Friede zwiſchen

Digitized by Google

allen Völkern, ſind es denn Träume? Nein, der Haß und der Krieg ſind Träume, aus denen man einſt erwachen wird. Welchen Jammer hat nicht die Liebe des Vaterlandes ſchon der Menſchheit verurſacht! Wie viel hat dieſe lügneriſche Tugend nicht an wilder Wuth alle anerkannten Laſter übertroffen! Iſt der Egoismus eines Landes weniger ein Laſter als der eines Menſchen? Hört die Gerechtigkeit auf eine Tugend zu ſein, ſobald man ſie gegen ein fremdes Volk ausübt? Eine ſchöne Ehre, die uns verbietet, uns gegen unſer Vaterland zu erklären, wenn die Gerechtigkeit ihm nicht zur Seite ſteht!"

„Ich liebe Deutſchland mehr als Frankreich, weil es unglücklich iſt, und Frankreich nicht; im übrigen bin ich ſoviel Franzoſe als Deutſcher. Was mich betrifft, ſo war ich, Gott ſei Dank, nie ein Tölpel des Patriotismus: dieſer Köder des Ehrgeizes, ſei es der Patrizier oder der Völker, hat mich nie gefangen."

„Das geſellige und geiſtige Leben der Deutſchen leidet an Uebeln und wird von Bekümmerniſſen geſtört, welche die Franzoſen nie gefühlt noch begriffen, oder die ſie nicht mehr fühlen und vergeſſen haben Dieſer Umſtand könnte unſere Bemühungen zuweilen aufhalten und unſere Lage ſehr peinlich machen. Die Nationen ſind nicht weniger Egoiſten als die Individuen; ſie achten gewöhnlich nicht viel auf die Leiden anderer Völker und langweilen ſich bald bei ihren Klagen. Sie ſind aller Zeit bereit ihre eigene glückliche Lage ihrem Muthe, ihrer Beharrlichkeit, ihrer Geſchicklichkeit zuzuſchreiben; und das Mißgeſchick der andern Völker deren Schwäche, Unbeſtändigkeit oder Tölpelei. Vielleicht würde man in Frankreich jetzt veraltet finden gegen den Adel zu eifern oder ſeiner zu ſpotten; man könnte vielleicht die Klagen der Deutſchen, über ihre geheime Criminaljuſtiz, ihre dumme Cenſur, und über die unverſchämten Beleidigungen, welchen ihre perſönliche Freiheit jeden Augenblick blosgeſtellt iſt, ſehr verdrüßlich finden. Sollte mir das begegnen, ſollte mir unglücklicherweiſe nicht gelingen, die Sympathie der Franzoſen für mein Vaterland zu gewinnen, dann würde ich mich an ihren Egoismus und an ihren Vortheil wenden, indem ich ihnen zeigte, daß ihre Freiheit und ihr Glück nur unſicher ſind, ſo lange nicht auch die Freiheit und das Glück Deutſchlands feſtgeſtellt ſind, und daß die Säule der franzöſiſchen Freiheit nicht auf dem Platze der Baſtille, ſondern an den Ufern der Elbe einen feſten Grund finden wird."

„Deutſchland bildet die Gebirgskette, welche die Civiliſation von der Barbarei, die Franzoſen von den Koſacken trennt. Frankreich liebt die Republik nicht, man ſagt es; aber gewiß liebt es noch we=

Digitized by Google

niger die Koſacken, und es hat zuviel Ehrgefühl, um nicht ſelbſt die blutige Beredtſamkeit eines Danton der unverſchämten Rhetorik eines gekrönten Hetmans vorzuziehen. Nun wohl! Deutſchland allein kann Frankreich von der traurigen Wahl zwiſchen dem populären und monarchiſchen Despotismus retten; aber unglücklicherweiſe wurde dieſe Lage der Dinge von den Franzoſen jeder Meinung und jeder Partei, ſeit faſt fünfzig Jahren verkannt. — — —"

„Frankreich und Deutſchland vereinigt, können alles vollbringen und alles verhindern. Ein Krieg zwiſchen Rußland und England, könnte niemals ernſtlich den Frieden Europa's ſtören, ſo lange Frankreich und Deutſchland neutral bleiben, und weder England noch Rußland könnten für Frankreich gefährlich werden, wenn ihnen nicht Deutſchland Beiſtand leiſtete. Von der Einigkeit Frankreichs und Deutſchlands hängt alſo nicht blos ihr eigenes Wohl, ſondern auch das Schickſal ganz Europa's ab."

„Frankreich, welches ſich ſeit bald fünfzig Jahren beluſtigt, die Welt wie einen Kreiſel umherzupeitſchen, hat wohl das Recht, jedes Volk das ihm ſein Bündniß anbietet zu fragen: Was habt Ihr zu Stande gebracht? Wozu könnt Ihr uns nützen? Welche Hülfe bringt Ihr? Welche Bürgſchaft leiſtet Ihr uns? In Wahrheit zu reden, Deutſchland hat ſeit drei Jahrhunderten nichts gethan, und es hat alles geduldig ertragen, was ihm Andere haben anthun wollen. Aber eben darum haben Arbeiten, Leidenſchaften und Genüſſe die jungfräulichen Herzen und die keuſchen Geiſter Deutſchlands noch nicht erſchöpft; es bildet die Reſerve der Freiheit und wird ihren Sieg entſcheiden. Sein Tag wird kommen, und, um ihn zu wecken braucht es nur ſehr wenig: Ein Moment guter Laune, ein Lächeln des Zufalls, etwas Himmelsthau, einen Eisbruch, einen Narren mehr oder einen Narren weniger, ein Nichts; das Glöckchen eines Maulthiers iſt genug, die Lavine fallen zu machen. Alsdann wird Frankreich, welches in drei Tagen das mühſame Werk eines Jahrhunderts aus dem Stegreiſe vollbracht, und aufgehört hat ſich über ſich ſelbſt zu erſtaunen — es wird ſich über das deutſche Volk erſtaunen und dieſes Erſtaunen wird nicht blos Ueberraſchung ſein, ſondern Bewunderung."

„Frankreich ſollte endlich Deutſchland, dieſe Quelle ſeiner Zukunft, kennen lernen; es ſollte ſich endlich überzeugen, daß es ſich nicht ſelbſt genug und nicht alleiniger Herr ſeines Schickſals iſt. Für die Freiheit kämpfen, das heißt noch nicht frei ſein, das heißt nur zeigen, daß man der Freiheit würdig ſei. Ein Volk das Tag und Nacht ſeine Freiheit bewachen muß, iſt nicht frei, wie ein Menſch der auf ſeine Geſundheit Acht haben muß, nicht geſund iſt.

Digitized by Google

Frankreich hat in weniger als fünfzig Jahren, das Leben von fünf Jahrhunderten verbraucht; es iſt groß und bewunderungswürdig, aber ſein Ruhm hat keine Früchte getragen."

„Frankreich hat Deutſchland immer falſch beurtheilt und was ſchlimmer iſt, es hat es gar nicht beurtheilt, es hat ſich nicht darum bekümmert. Deutſchland hingegen hatte immer die Augen auf Frankreich gerichtet, ohne es darum beſſer zu begreifen. Anfänglich war es die Bewunderung, dann der Haß und in der letzten Zeit eine Art höchſt lächerlicher Geringſchätzung, die ſein Urtheil blind gemacht. Die Deutſchen, welche niemals vorwärts gehen, kommen nie in die Lage umkehren zu müſſen, und jetzt werfen ſie den Franzoſen vor, daß ſie ſo oft Rückſchritte machten! — — —"

„Für jeden redlichen Mann iſt es eine Qual, durch die Wahrheit gezwungen zu werden, von ſeinem Vaterlande übel zu ſprechen; die Landsleute, die Fremden ſelbſt ſehen darin nur eine ſtrafbare Verrätherei. Allein hören Freimüthigkeit und Unparteilichkeit auf Tugenden zu ſein, ſobald man ſie auf einen Gegenſtand ſeiner Liebe wendet? Die Deutſchen haben, ſeit ſie Frankreich mit Erfolg bekämpft, eine National-Eitelkeit bekommen, von der ſie früher frei waren. Der National-Empfindlichkeit der Franzoſen ging wenigſtens der Ruhm voraus; ohne Zweifel wird der Ruhm auch einſt den Deutſchen nicht fehlen; aber bis heute haben ſie noch nicht genug gethan, um ſich der Zuverſicht hinzugeben, daß man nicht ihr ſtolzes Selbſtgefühl für Einbildung nehmen werde. Indem es Frankreich beſiegte, hat nur Deutſchland ein Joch von ausländiſchem Holze, gegen ein Joch von inländiſchem Holze vertauſcht, und den glänzenden Despotismus Napoleons gegen die Scheidemünze ſeiner armſeligen Zwergtyrannen gewechſelt. Und dann, iſt nicht in jeder National-Eitelkeit etwas Kindiſches, ja ſelbſt Unſinniges? Ein einzelner Menſch kann entſchuldigt werden, wenn er gegen das was man von ihm denkt und ſpricht ſich empfindlich zeigt: denn der Einzelne gilt nur ſo viel er geſchätzt wird; da aber der Preis einer Nation immer ihrem wirklichen Werthe gleich kömmt, ſo iſt die Eitelkeit von ihrer Seite ganz nutzlos und nichts als Einfältigkeit. Uebrigens wäre es leicht zu beweiſen, daß oft, was die verſchiedenen Völker Großes gethan, nur durch ihre Fehler zu Stande gekommen, und was andere Völker erduldet, ſie nur wegen ihrer Tugenden erlitten. Es iſt alſo in jedem Lobe eines Volkes etwas, ſeine Zufriedenheit zu mäßigen, und in jedem Tadel etwas, die Beſchämung zu verſüßen. — — —"

„Indem wir Deutſchland und Frankreich zu vergleichen gedenken, haben wir keineswegs die Abſicht die überlegenen oder unter-

Digitized by Google

geordneten Eigenſchaften des Einen oder des Andern darzuthun, denn das führte zu nichts. Man hat die Gewohnheit Menſchen und Völkern Moral zu predigen, als wäre ihnen möglich ihren Charakter zu ändern; aber in Wahrheit iſt das unmöglich. Weder die Individuen noch die Nationen können alle Tugenden vereinigen; es gibt Tugenden die unvereinbar, es gibt gewiſſe gute Eigenſchaften die nothwendig mit gewiſſen Fehlern verbunden ſind. Das aber iſt die wahre nützliche Aufklärung die man den Völkern geben kann: ihnen zu zeigen, wie ſie in außerordentlichen Fällen, wo ſie zum Handeln oder zum Widerſtehen, gute oder ſchlimme Eigenſchaften, die ihnen ſelbſt fehlen, nöthig hätten, dieſelben bei fremden Völken ſuchen und zum Beſten gebrauchen ſollen."

„Frankreich und Deutſchland, müſſen um mächtig und unabhängig zu ſein, einander ihre Kräfte leihen und eines von dem andern abhängen. Die Dienſte, welche ſie ſich wechſelſeitig zu leiſten haben, ſind leicht feſtzuſetzen. Im Allgemeinen herrſcht bei den Franzoſen der Verſtand (le caractère), bei den Deutſchen der Geiſt vor; es kömmt alſo letztern zu, zu entſcheiden, was man zu thun, den Andern, wie man es zu vollbringen habe. — — —"

— Ein Artikel über Uhland und Béranger enthielt unter anderm Folgendes:

„Die Deutſchen üben eine edle Gerechtigkeit gegen alles was groß und ſchön iſt, in jedem Lande, und zu jeder Zeit, und ſie theilen ihre Liebe und ihre Bewunderung zwiſchen alle Verdienſte mit einer ſtrengen und bewunderungswürdigen Unparteilichkeit. — — —"

„Wären die Menſchen immer glücklich, dann würde Béranger ihr Apoſtel ſein, und deſſen Lieder ihnen zum Evangelium dienen. Wären die Menſchen immer unglücklich, dann wäre Uhland ihr Prophet, und deſſen poetiſche Moral ihre heilige Schrift. Da aber das Leben aus Luſt und Schmerz gemiſcht iſt, muß man Béranger und Uhland zugleich verehren, ſich abwechſelnd an ihren Schriften erbauen, bald Franzoſe, bald Deutſcher ſein, Gott und Liſette lieben. Im Frühlinge des Lebens und in den ſchönen Tagen der erſten Liebe, erſtickt man faſt ein Deutſcher zu ſein; aber wenn die Witterung kalt iſt, gewähren euch eure Kamine und eure feuchten Gefühle nur eine Wärme für das Auge. Wie wohlthuend würdet ihr alsdann einen deutſchen Ofen und ein deutſches Herz finden! — — —"

„Béranger iſt liebenswürdig und Uhland iſt achtungswürdig, ſie ſind von ihrem Lande; die Franzoſen ſind frei und glücklich, und die Deutſchen verdienen es zu ſein. Wenn eines Tages die Deut-

Digitized by Google

ſchen irre geführt von den Lügen und Ränken ihrer Fürſten, dem kindiſchen Weſen ihrer Poeten und der Unwiſſenheit ihrer Gelehrten, zum zweiten Male ſich mit einem ſelbſtmörderiſchen Haſſe gegen Frankreich begeiſterten, dann würden die Lieder Bérangers ihren Zorn verſtändigen und entwaffnen. Wenn die Franzoſen ſich von ihrer Nationaleitelkeit oder von dem Ehrgeize eines kriegeriſchen Oberhauptes ſich von neuem gegen Deutſchland treiben ließen, dann mögen ſie Uhland's Lieder leſen, um zu erfahren, daß ein Volk, das ſeinen Ruhm in die Gerechtigkeit ſetzt, und dem das Recht als Schild dient, nie unterjocht werden kann, und daß ſeine Freundſchaft vortheilhafter iſt als der Sieg ſelbſt — — —"

— In einem franzöſiſchen Artikel über Menzel's Franzoſenfreſſerei, ſagte ich:

„Wie! Ihr ſeid ein Volk von drei und dreißig Millionen Menſchen und Ihr beklagt euch von Napoleon beſchimpft und verachtet worden zu ſein? Hat Napoleon etwa auch die Engländer und Spanier verachtet, die ſeine Feinde waren? Hat er etwa die Polen verachtet die ſeine Verbündete waren? Aber beruhigt Euch, Ihr unglückſeligen Eunuchen der Nationalehre, die nicht Euch gehört und die Ihr nur für den Gebrauch Eurer Sultane bewacht; nicht Euch das deutſche Volk, die deutſchen Fürſten hat Napoleon verachtet, jene Fürſten des Rheinbundes die vor ihm gekrochen, die in ſeinem Vorzimmer wie Bediente Wache gehalten, die um den Titel eines Königs, eines Großherzogs, eines Herzogs, die um die Erlaubniß, ſich der armſeligen Reſte von Freiheit zu bemächtigen, die ihren Unterthanen von ihrem ganzen Erbe noch übrig geblieben, und um die Nachſicht in ihren Präfekturen die Despoten ſpielen zu dürfen, ihm ihre Völker verkauften und ihm halfen ihre Landsleute zu unterdrücken, und Preußen zu vernichten, das ſie gegen Oeſterreich geſchützt, und Oeſterreich deſſen Vaſallen ſie waren. Dieſe Fürſten waren es, welche Napoleon mit Recht, aber zu ſeinem Verderben nicht genug verachtet, denn er hat ſich von ihnen betrügen laſſen. — — —"

„Ergreift die Waffen, Ihr hochherzigen Vertheidiger der Nationalehre, erobert das Elſaß wieder; aber eilt euch, die Sache iſt dringend, bald werden die Feſtungen Spielberg, Ollmütz, Spandau, Magdeburg, Ehrenbreitſtein, Hohenasberg, für die väterlichen Bedürfniſſe Eurer Regierungen nicht mehr ausreichen; nehmt Straßburg mit Sturm ein, damit es eine Citadelle mehr gäbe, um Eurem Patriotismus als Prytaneum zu dienen. Allein bevor ihr Euch den Gefahren des Ruhms ausſetzt, fragt die

Digitized by Google

Elſaſſer, ob ſie einwilligen, wieder Deutſche zu werden, ob ſie ſich glücklich ſchätzen würden, ihren König gegen einen der deutſchen Bundesfürſten, ihre Deputirtenkammer gegen die Frankfurter Bundesverſammlung, die Freiheit der Preſſe gegen die ſchändliche Cenſur, die Nationalgarde gegen die Gendarmerie, die Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen gegen geheime Tribunale, die Jury gegen abhängige Richter, und die Gleichheit der Stände, gegen den Hochmuth und die Unverſchämtheit des Adels und der Satrapen zu vertauſchen. Fragt ſie das und ſie werden Euch antworten: wir ſind die glühendſten und treueſten Patrioten unter allen Franzoſen, gerade weil wir an der deutſchen Grenze liegen. — — —"

„Geht doch, Ihr ſtümpernden Liebhaber der Nationalehre; es iſt ein Unglück, aber keine Schande von einem fremden Volk beſiegt worden zu ſein, das iſt allen Völkern, und den tapferſten begegnet; aber es iſt eine Schande in ſeinem Vaterlande Sklave zu ſein. Der fremde Sieger macht uns wenigſtens das Recht nicht ſtreitig, ihn zu haſſen und uns an ihm zu rächen; indem er uns unterjocht und niederdrückt, verlangt er nicht zugleich unſere Liebe und unſere Achtung; aber die inländiſchen Tyrannen zwingen uns die Hand zu küſſen die uns züchtigt. Die Ehre eines Volkes iſt, daß es wiſſe frei zu ſein, ein Bedientenvolk hat keine Anſprüche auf Achtung zu machen. Was habt Ihr nöthig zwei Jahrhunderte zurück zu gehen, um im Elſaß eure Nationalſchande zu ſuchen? Sie liegt Euch unter den Händen, ſie iſt von geſtern. In Spanien, dem Vaterlande der Inquiſition, beſteht Preßfreiheit, und in Deutſchland, dem Vaterlande Luthers, herrſcht die Cenſur! Ihr hungert nach Nationalehre, Ihr füttert Euch mit dem Siege, den vor achtzehn hundert Jahren Arminius über die Römer gewonnen, Ihr ernährt Euch armſelig mit der Aſche Eures Ruhms, und die Varus von Frankfurt beſchimpfen und bedrohen Euch alle Tage! Wiſſet daß dort die Schande iſt und daß auch dort die Ehre könnte ſein. — — —"

— Ein Artikel über Heine enthielt Folgendes:

„Das deutſche Leben gleicht einer hohen Alpengegend; es iſt groß, königlich, die Krone der Erde die mit ihren ewigen Gletſchern ſchimmert. Deutſchland ward das reinſte Sonnenlicht, den andern Ländern die Wärme der Sonne. Seine unfruchtbaren Höhen haben die Welt zu ihren Füßen befruchtet. Dort ſind die Quellen der großen Ströme der Geſchichte, der großen Nationen und der großen Gedanken. Den Deutſchen das Genie, den Franzoſen das Talent; den einen die ſchöpferiſche, den andern die an-

wendende Kraft. Aus dem deutſchen Boden ſind alle jene großen Ideen hervorgegangen, die von geſchickteren, unternehmendern oder glücklichern Völkern in's Werk geſetzt und benutzt worden ſind. Deutſchland iſt die Quelle aller europäiſchen Revolutionen, die Mutter jener Entdeckungen welche die Geſtalt der Welt geändert haben. Das Schießpulver, die Buchdruckerei, die religiöſe Reform ſind aus ihrem Schooße hervorgegangen — undankbare und vermaledeite Töchter, die Prinzen geheirathet und ihre plebejiſche Mutter verhöhnt haben — — —"

„Die Franzoſen klagen oft und ſpotten zuweilen über den Nebel, der den Geiſt der Deutſchen umhüllt. Aber dieſe Wolken, welche den Franzoſen das Sehen verhindert, ſind nur zu den Füßen der Deutſchen gelagert; ſie ſelbſt ragen mit ihrer ganzen Größe über die Wolken hinaus und athmen unter einem blauen Himmel eine reine und ſtrahlende Luft. — — —"

Das iſt es was ich den Franzoſen von Deutſchland, was ich den Deutſchen von Frankreich geſagt. Und jetzt betrachte man die Lügenſtickerei mit welcher Herr Menzel meinen guten und reinen Stoff zu bedecken ſuchte.

„Herr Börne giebt in Paris ein in franzöſiſcher Sprache geſchriebenes Journal: La Balance heraus. Im erſten Heft deſſelben erklärt er den Patriotismus für eine Narrheit und dankt Gott, daß er jederzeit davon frei geweſen ſei. Er ſagt aber kein Wort gegen den franzöſiſchen Patriotismus. Dieſen läßt er gelten. Nur gegen den deutſchen zieht er, ſelbſt ein Deutſcher, zu Felde und in welchem andern Intereſſe als in dem der Franzoſen."

Wo findet ſich denn in meinen Worten oder auch nur in meinen Gedanken, daß ich den deutſchen Patriotismus für eine Narrheit erklärt, den franzöſiſchen aber für Weisheit? Wo ſteht das? Mir braucht Herr Menzel nicht zu ſagen wo es ſteht, ich weiß es — es ſteht in ſeiner Inſtruktion. Er hat ſich darum nicht mit mir zu verſtändigen, ſondern nur mit jenen unſchuldigen und gutmüthigen Leſern, deren es in Deutſchland ſo viele gibt, die zwar als Knaben ſchon den Livius und den Tacitus geleſen, aber nur lateiniſche Vokabeln und Wendungen, nicht aber die uralten Ränke der Ariſtokratie, und die ewigen Tücken des Despotismus daraus gelernt. Gegen jene unwiſſenden Leſer hat ſich Herr Menzel zu rechtfertigen, die von dem Maſchinenweſen der öffentlichen Meinungsfabrik nicht die geringſte

Digitized by Google

Kenntniß haben, und von der Bauchrednerei der politiſchen Gaukler und Taſchenſpieler gar nichts ahnen. Dieſen, nicht mir, zeige er die Stelle wo ſich das findet was er mir zum Vorwurfe macht. Ich habe nicht den deutſchen Patriotismus allein, ich habe auch den franzöſiſchen und jeden andern verdammt, und ich habe ihn nicht für eine Narrheit erklärt, ſondern für mehr, für eine Sünde. Will Herr Menzel darüber mit mir ſtreiten, ob der Patriotismus eine Tugend ſei, oder nicht, ſo bin ich gern dazu bereit.

„Doch es ſcheint, wir müſſen bei Herrn Börne vorausſetzen, er betrachte den Unterſchied der Nationen als ein Hinderniß der allgemeinen Freiheit, er halte den Patriotismus nicht für etwas Angebornes, Natürliches und Heiliges, ſondern für eine Erfindung, für etwas, das den Völkern aufgeſchwatzt worden ſei, um ſie aneinander zu hetzen und ſich wechſelſeitig zu unterdrücken."

„Wollten wir auch dies Prinzip zugeben, was wir nicht thun, ſo würde doch daraus folgen, daß Herr Börne nicht blos dem deutſchen, ſondern auch dem franzöſiſchen Patriotismus den Krieg ankündigen müßte, wenn er dem Verdacht entgehen will, er wolle nur den Franzoſen und ihren Intereſſen auf Koſten der Deutſchen ſchmeicheln und ſtatt der Freiheit oder unter ihrer Maske nur das Franzoſenthum ausbreiten."

„Iſt denn aber das Prinzip überhaupt richtig? Kann man ſo in aller Geſchwindigkeit den Patriotismus in der Welt ausrotten? Und iſt es wahr, daß der Patriotismus der Freiheit verderblich ſei? Im Gegentheil. Es gibt gar keine Freiheit ohne Patriotismus. Was Herr Börne lehrt, iſt genau dieſelbe Lehre, die gerade die Feinde der Freiheit von jeher gepredigt haben, die Lehre der Welteroberer, der Stifter großer Welt-Monarchien, der Hierarchien. Nur dieſe waren es von jeher, welche die Nationalunterſchiede auszurotten und die ganze Menſchheit in eine Uniform zu zwingen trachteten, weil ſie wohl wußten, daß ſie die Freiheit auf keine andere Weiſe unterdrücken könnten, als indem ſie die Nationalität unterdrückten. Aus demſelben Grunde, war es auch immer nur der Patriotismus, das heilige Gefühl der Nationalehre, welche die Freiheit rettete oder wieder eroberte. Nur deutſcher Patriotismus war es der einſt den Römern ſagte: bis hierher und nicht weiter! und dadurch die allgemeine Demoraliſation der Sklaverei, die außerdem unausbleibliche Folge der römiſchen Kaiſer-Despotie, aufhielt. Nur deutſcher Patriotismus war es, der den Päpſten zurief: bis hierher und nicht weiter! und den ganzen Norden losriß

Digitized by Google

vom unerträglichen Joch. Nur deutſcher Patriotismus war es, der auch dem weltſtürmenden Korſen zurief: bis hierher und nicht weiter! und dadurch erſt jene neue Baſis ſchuf, auf der ſo viel gebaut wird. Herr Börne ſelbſt müßte vielleicht jetzt als franzöſiſcher Polizeipräfekt in ſeiner Vaterſtadt figuriren und Programme zu kaiſerlichen Namensfeſten ſchreiben, wenn nicht eine halbe Million ehrlicher Deutſcher ihr Blut auf den Schlachtfeldern vergoſſen hätten, um ihm die Sicherheit zu erobern, in der er jetzt in Paris ſitzt und ſchreibt und die Geiſter der Helden verhöhnt.“

Ich betrachte keineswegs, wie Herr Menzel vorausſetzt, *den Unterſchied der Nationen als ein Hinderniß der allgemeinen Freiheit*, wenigſtens gibt es größere Hinderniſſe die meine Aufmerkſamkeit viel ſtärker in Anſpruch nehmen. Doch was heißt *Unterſchied der Nationen*? Herr Menzel gebraucht oft Worte, welchen ſich zu widerſetzen eben ſo unmöglich iſt als die *Luft* durchzuhauen. Ich halte den Patriotismus, ganz wie Herr Menzel, für etwas *Angebornes*, *Natürliches* und *Heiliges*. Er iſt ein angeborner Trieb, und darum natürlich, und darum heilig, wie alles was von der Natur kömmt. Aber welches Heilige wurde nicht ſchon mißbraucht, ja mehr mißbraucht als alle gemeinen Dinge, weil eine ehrfurchtsvolle Scheu jede genaue Unterſuchung zurückſchreckte, und den Schändern des Heiligthums freien Spielraum gab? Was iſt heiliger als Gott, und was wurde mehr mißbraucht? Ich halte den Patriotismus nicht für eine *Erfindung* der Machthaber, denn dieſe haben nie etwas Gutes erfunden. Aber die Fürſten haben auch das Pulver nicht erfunden, und dennoch gebrauchen ſie es blos zu ihrem alleinigen Vortheil und zum Verderben ihrer eignen und der fremden Völker. Das Pulver haben die Machthaber den Völkern *abgeſchwatzt*, und von Patriotismus, von Vaterland haben ſie ihnen eine ganz falſche Bedeutung *aufgeſchwatzt*, *um ſie aneinander zu hetzen und ſich wechſelſeitig zu unterdrücken*. Das iſt freilich was ich meine.

Die Neigung, ſtete Bereitwilligkeit und der unerſchütterliche Muth, für das Glück, die Ehre, den Ruhm, die Freiheit und die Sicherheit ſeines Landes thätig zu ſein, und dabei kein Opfer, keine Anſtren-

Digitized by Google

gung zu ſcheuen, ſich von keiner Gefahr abſchrecken zu laſſen: das iſt es was wir Liebe des Vaterlandes nennen. Das Glück, der Ruhm, die Freiheit und die Sicherheit eines Landes, können von zwei Seiten bedroht werden, von außen und von innen. Die Uebel die von außen kommen, ſind ſeltener, es ſind gewaltſame Verletzungen und ſie gleichen den Verwundungen des menſchlichen Körpers. Sie ſind ſchmerzlich, aber nicht bösartig und können den ſtärkſten und geſundeſten Staat treffen. Die Uebel die von innen kommen gleichen den Krankheiten, ſie ſind häufiger und bösartiger, denn ſie ſetzen verdorbene Säfte, eine fehlerhafte Conſtitution, oder ungeregelte Lebensordnung voraus. Nun haben aber die Machthaber, welche die öffentliche Meinung, Moral und Erziehung nur zu ihrem eigenen Vortheile lenken, die Liebe zum Vaterland, die ſich gegen die innern Feinde hülfreich zeigt, nie als eine Tugend geltend zu machen geſucht, ſondern vielmehr als das größte aller Laſter verdammt, und unter den Namen Landesverrätherei und Majeſtätsverbrechen, durch ihre Geſetze mit den härteſten Strafen bedroht. Diejenigen Bürger haben ſie für die beſten Patrioten erklärt, die ihren unheilbringenden Geſetzen am meiſten Ehrfurcht und Achtung bezeigten, indem ſie nur für ſich und ihre Familie Sorge trugen, ſich aber um die Kränkungen, welche ihre Mitbürger und ihr Vaterland erlitten, nie bekümmerten. Nur denjenigen Patriotismus, der ſich äußern Feinden des Vaterlands entgegenſetzt, haben ſie als eine Tugend angeprieſen und belohnt, weil er ihnen nützte, weil er ihre Herrſchaft ſicherte, und ſie in den Stand ſetzte, jeden fremden Fürſten oder jedes fremde Volk, die ſie befeinden wollten, als Feinde ihres Volkes darzuſtellen.

Die Liebe des Vaterlandes, ſie mag ſich nach außen oder nach innen offenbaren, iſt eine Tugend ſo lange ſie in ihren Schranken bleibt; darüber hinaus wird ſie ein Laſter. Wenn Herr Menzel ſagt, für das Vaterland handelt man immer ſchön, ſo iſt das eine alberne Floskel, albern und lächerlich zugleich. Nein, man handelt nur ſchön für das Vaterland, wenn man das Gerechte will; man handelt nur ſchön für das Vaterland, wenn es das Vaterland iſt für das man ſich bemüht, nicht aber ein einzelner Menſch, ein Stand oder ein Intereſſe, die durch Ränke und Gewalt ſich für

Digitized by Google

das Vaterland geltend zu machen wußten. Die Vaterlandsliebe iſt für den Bürger, was die Familienliebe für den Hausvater iſt. Wenn nun Religion und Sittlichkeit den Hausvater lehren: Du ſollſt deinen Nebenmenſchen lieben wie dich ſelbſt, du ſollſt ihn nicht haſſen, nicht kränken; wenn das Staatsgeſetz gebietet: Du ſollſt deinen Mitbürger nicht beſtehlen, nicht berauben; ihn nicht in ſeiner Ehre, ſeinem Rechte, ſeinem Eigenthum kränken und wenn auch dein Weib und Kind vor deinen Augen verhungerten, ſo darfſt du doch deinem reichen Nachbar kein einziges Brod entwenden — wollten ſie damit lehren oder verbieten, daß man ſein Weib und Kind nicht lieben, daß man ſeine Familie verrathen ſollte? Aber was man nicht thun darf für ſeine Familie, darf man auch nicht thun für ſein Vaterland. Das Recht iſt ein unentbehrlicheres Lebensmittel als das Brod, und Tugend iſt ſchöner als Ruhm.

Herr Menzel fragt: Ob man ſo in aller Geſchwindigkeit den Patriotismus in der Welt ausrotten könne? Es iſt aber nicht die Rede von dem was man kann, ſondern von dem was man ſoll. Vom Ausrotten des Patriotismus iſt gar nicht die Rede, ſondern nur von der Vertilgung aller Schändlichkeiten, die der Egoismus der Fürſten und der Völker mit dem Namen Patriotismus umſchleierte. Von aller Geſchwindigkeit iſt am wenigſten die Rede. Wir gewähren noch ein halbes Jahrhundert bis die Völker Europa's, bis beſonders die Franzoſen und die Deutſchen zur Einſicht gelangen, daß von ihrer Einigkeit ihr Glück und ihre Freiheit abhängen. Ehe das geſchieht werden noch manches Jahr die Koſackenpferde in der Rhone trinken, und mancher deutſche Dom wird von den Türken unter ruſſiſcher Kriegsführung zum Stalle entweiht werden, und wird ein Meer von Blut das Glück und das Leben von Millionen Menſchen des Feſtlandes begraben.

Die Fürſten ſind einig, aber weil ſie wiſſen, daß die Einigkeit ihrer Völker ihre eigene fruchtlos machen würde, ſuchen ſie dieſe zu verhindern. Kein Fürſt ereifert ſich darüber, wenn ein fremdes Volk ſein eignes anfeindet. Herr Menzel, der in dem ſchulbübiſch cenſirten Deutſchland alle mögliche Freiheit genießt die Franzoſen zu verläſtern, ſie bei den Deutſchen zu verläumden, und dieſe gegen ſie aufzuwie-

Digitized by Google

geln — er verſuche es einmal gegen Louis Philipp, der auch ein Franzoſe iſt, ein feindliches Wort zu äußern! Aber ich bin gewiß, daß es Herr Menzel nicht verſuchen wird; denn er weiß die feinſten Tendenzen ſeiner Zeit eben ſo gut als der Fürſt von Pückler zu berückſichtigen, der auch von dem Könige der Franzoſen alles mögliche, von deſſen Volke aber gar wenig Gutes zu ſagen wußte.

Was Herr Menzel am angeführten Orte weiter ſagt, fand ich ſo ermüdend dumm, daß ich mich erſt etwas erholen muß, ehe ich darauf eingehe. „Er iſt nicht eitel,“ rühmt mich Herr Menzel; aber ich muß zu meiner Beſchämung geſtehen, daß ich es manchmal doch bin. So oft ich mich gezwungen ſehe zu ſpießbürgerlichen Erörterungen hinabzuſteigen, regt ſich mein Stolz in mir, und ich erröthe keinen ebenbürtigen Gegner zu haben. Herr Menzel darf es mir glauben, daß er nicht halb ſo viel von Politik verſteht als meine franzöſiſche Köchin, ob ſie zwar Eulalia heißt und dieſer Name voll Menſchenhaß und Reue, voll Melancholie, Empfindſamkeit, Mondlichtszitterſchein und andern Deutſchthümlichkeiten, die allergrößte Unbekanntſchaft mit Politik, Diplomatik und übrigen Spitzbübereien zu verrathen ſcheint.

Herr Menzel ſagt: was ich lehrte, hätten zu jeder Zeit die Welteroberer gelehrt; dieſe hätten immer um die Freiheit zu unterdrücken, alle Nationalität auszurotten und die ganze Menſchheit in eine Uniform zu zwingen getrachtet. O Geduld! oder hätte ich nur einen einzigen Zoll von einem Welteroberer, daß ich die Geduld entbehren könnte! Wie hätte denn je ein Eroberer entſtehen; wie hätte je der Fürſt eines Landes, ſein Volk ſo dumm bereitwillig finden können, mit Blut und Leben ſeiner Raubſucht und ſeinem Ehrgeize zu dienen, wenn er ihm nicht vorher eine falſche Bedeutung des Patriotismus aufzuſchwatzen verſtanden, wenn er ihm nicht vorgelogen hätte, das Ausland haſſen, heißt ſein Vaterland lieben? Und wenn die Eroberer auch wirklich darin ihren Vortheil fanden, den Nationalegoismus der von ihnen unterjochten Völker zu unterdrücken, was könnte man damit beweiſen? Die Ehrgeizigen gebrauchen alle Mittel, auch edle, der Zweck heiligt ſelbſt dieſe in ihren Augen. Die Eroberer, die Unterdrücker haben die Nationaleigenthümlichkeiten der von ihnen unter-

Digitized by Google

jochten Völker zu zerſtören geſucht, ſo lange ſie glaubten, daß dieſes ihre Herrſchaft erleichtere und ſichere; ſobald ſie aber zu beſſerer Einſicht gekommen, ſobald ſie begreifen gelernt, daß man verſchiedene Völker am ſicherſten beherrſche, wenn man ſie in wechſelſeitiger Eiferſucht, wenn man ihren Patriotismus erhalte, und ſo eines von dem andern bewachen laſſe, haben ſie mit dem größten Eifer alle Nationalverſchiedenheiten zu unterhalten geſucht. In dem öſterreichiſchen Staate gibt es, genau gezählt, neun verſchiedene Patriotismen. Die Fürſten Oeſterreichs haben die Nationalverſchiedenheiten und Charakterzüge aller von ihnen beherrſchten Völker, immer mit ſolcher ängſtlichen Sorgfalt unterhalten, daß ſie ſich ſogar geſcheut, die noch hier und da ſich findenden Grabſteine längſt verſtorbener, längſt verfaulter Freiheiten zu zerſtören, ſie, welchen doch immer ſelbſt vor jedem Zeichen der Freiheit ſchauderte! Thaten ſie es zum Vortheile der Freiheit oder zum Vortheile des Despotismus? Iſt Oeſterreich ein freier Staat? Möchte Herr Menzel in Wien ſchreiben? Doch wer weiß, vielleicht möchte er es.

Was hat man nicht ſchon den Menſchen als Patriotismus aufgebunden! Die Oeſterreicher ſind ſo treuherzige und gutmüthige Menſchen, daß man unter ihnen findet, was ſonſt nirgends in der ganzen Welt zu finden iſt; nämlich Polizei-Spione unter den ehrlichſten Leuten. Wenn ein ſolcher ehrlicher Spion ſeinen Nachbar, ſeinen Freund, ſeinen Bruder verräth, ſchwört er darauf er ſei ein guter Patriot und ſtirbt ſo ſelig wie der heilige Antonius.

Ich könnte dem Herrn Menzel ein großes Geheimniß anvertrauen; ich könnte ihm zeigen, daß die Deutſchen für den Patriotismus gar nicht gemacht ſind, daß ſie darum keinen haben, und es daher gut ſei, daß ſie nicht frei ſind, und wie ſich dieſes einſt zum Glücke der europäiſchen Menſchheit wenden werde. Doch um das alles klar zu machen, müßte ich mich mit Herrn Menzel auf einen hohen Standpunkt ſtellen, und ich fürchte da gäbe er mir Recht, hielte mich feſt, und ließe mich nicht wieder herunter. Man weiß es ja, wie himmliſchwohl es allen deutſchen Gelehrten auf ſehr hohen Standpunkten iſt; denn dort oben in den Wolken gibt es keine Polizei. Darum bleibe ich lieber unten und fahre in meinen ebenen Betrachtungen fort.

Digitized by Google

Wenn vielleicht Herr Menzel mir den Arminius, den Luther und den Napoleon an den Kopf geworfen um mit meiner ſchwachen Faſſungskraft zu ſcherzen, die es mir immer unmöglich machte die Herrlichkeit des deutſchen Patriotismus, ja auch nur ſein Daſein aufzufinden, ſo laſſe ich es mir gefallen; denn ich kenne und liebe den Scherz. Herr Menzel wollte mich dann nur necken, weil er wußte, daß ich jedesmal toll werde, wenn ich von der Teutoburger Schlacht, und wenn ich jene gar zu jämmerlichen und ungeſchickten Schmeichler höre, die um das deutſche Volk zu loben, das wie jedes Volk des Lobes nie bedarf, ihm nur zwei große Thaten auf achtzehn Jahrhunderte vorzuſchmeicheln wiſſen, und eines neunzehnten Jahrhunderts bedurften, um die dritte That hinzuzufügen. War es aber Herrn Menzel Ernſt mit dem Teutoburger Walde, der Reformation, und dem korſiſchen Tyrannen; waren es nicht blos die alten Poſſen aus der Befreiungs-Komödie, wollte er vielmehr wie viele Andere, und wie befohlen, die Deutſchen damit einſchläfern, und ihnen rathen ſich auszuruhen von den drei großen Werken die ſie in neunzehn hundert Jahren vollbracht — ſo muß ich es wohl als Ernſt annehmen, und ein Wort darüber ſprechen.

Herr Menzel hat ſelbſt eine Geſchichte der Deutſchen geſchrieben, und zwar mit einem ſo feurigen anachroniſtiſchen Turner-Patriotismus, daß Arminius und Blücher ſich wie zwei Brüder ähnlich ſehen. Ich bitte ihn daher in ſeinem eignen Werke die Kriege der Germanen mit den Römern nachzuleſen, und mir dort eine Spur von Patriotismus aufzuzeigen. Die deutſchen Völkerſchaften kämpften damals weder für ihren Boden, noch für ihre Stammgenoſſen, noch für ihren Nationalruhm, noch für ihre Freiheit. Sie kämpften nur für ihre Führer, und fochten mit gleicher Luſt und Tapferkeit, in der Reihe der Römer gegen ihre Landsleute wie in der Reihe der Landsleute gegen die Römer. Die deutſchen Häuptlinge und Fürſten ſtritten für ihren Ehrgeiz und ihren Vortheil, und je nachdem dieſe wechſelten, wechſelten ſie mit ihren Verbündeten und ihren Feinden. Bald bekämpften ſie die Römer, bald die Deutſchen. Zwiſchen den deutſchen Fürſten und Völkerſchaften war ſelbſt im eigenen Lande ein unaufhörlicher Krieg. Der Bruder des Arminius kämpfte in den

Digitized by Google

Reihen der Römer, und Arminius ſelbſt wurde, nachdem er Varus beſiegt, von andern deutſchen Fürſten, worunter ſeine eigene Verwandte waren, heimlich todtgeſchlagen. Herr Menzel ſieht, daß ſchon in uralter Zeit der deutſche Patriotismus einen ſo ſchlechten Lohn fand als in unſeren Tagen. Wäre der brave Blücher älter geworden, hätte er vielleicht auf der Citadelle von Magdeburg ſich mit dem Schickſale des Arminius tröſten müſſen, das doch noch trauriger geweſen als ſeines; denn nie hätte er, ob er zwar ſelbſt Huſar war, die jetzige Huſaren-Regierung Preußens gut geheißen.

Die Deutſchen kämpften Jahrhunderte lang, die Einen für, die Andern gegen die Macht der römiſchen Kaiſer, und nicht eher ſahen ſie in den Römern einen gemeinſchaftlichen Feind und verbanden ſich gegen ſie, bis nordiſche Völker kamen, und ſie auf die Römer warfen, ganz ſo wie ſie achtzehn hundert Jahre ſpäter von den Ruſſen gegen die Franzoſen gedrängt worden.

Stand deutſcher Patriotismus auch nur in der entfernteſten geiſtigen oder Blutsverwandtſchaft, nur in der loſeſten geſchichtlichen Verbindung mit der Reformation? Nein, der Patriotismus war weder Urſache noch Wirkung, weder Vater noch Kind, weder Vorhergegangenes noch Nachfolgendes der Reformation. Im Gegentheil, die Reformation vernichtete allen deutſchen Patriotismus, ſelbſt jenen ſchlechten, den Herr Menzel preiſt und den wir verdammen. Die Reformation war die Schwindſucht an der die deutſche Freiheit ſtarb und Luther war ihr Todtengräber. Pfaffentrug hatte den alten guten Glauben mit Aberglauben verfälſcht, ſo daß er geſunden Herzen nicht mehr munden konnte. Da kam Luther, der ſich wie alle deutſche Gelehrte auf einen reinen Wein verſtand, ließ das Faß auslaufen, und bot dem Volke für den verdorbenen Wein des Glaubens, das reine Waſſer der Philoſophie an. Was wurde dabei gewonnen? Der weſtphäliſche Friede iſt da mit ſeiner Rechnung über Einnahme und Ausgabe der Reformation. Einige tauſend Denker erwarben ſich Gedankenfreiheit, und das ganze Land verlor ſeine Lebensfreiheit. An einem Wahne wurde das Volk ärmer und an tauſend Narrheiten, welche die deutſchen Theologen und Philoſophen erſonnen, wurde das Land reicher. Das Papſtthum, dieſer böſe neckiſche Geiſt, doch ohne

Digitized by Google

Körper, der nur Abergläubiſche ſchreckte, und von allen Verſtändigen verlacht wurde, das wurden ſie los; dafür aber bekamen ſie zwei handgreifliche ſchwerbewaffnete Völker in das Land, den Franzoſen und den Schweden. Ein Jahrhundert lang erwürgten ſich die Deutſchen unter einander, und um ungeſtört ihre Wunden verbinden, ihre Todten begraben zu können, mußten ſie endlich einen Theil ihres Landes fremden Königen abtreten. Zwanzig Univerſitäten wurden errichtet, um die Gelehrten für ihre Fürſtendienſte zu belohnen, und tauſend Städte und Dörfer lagen in Trümmer und Aſche und die Gebeine von zehn Millionen Deutſchen bedeckten das verwüſtete Land. Nie haben die deutſchen Fürſten ihren Völkern, nie haben dieſe ſich ſelbſt, nie wurde ihnen vom Auslande mehr Schimpf und Schande angethan als während der Reformation; und das nennt Herr Menzel Patriotismus! Ich habe mich in einem franzöſiſchen Journal über die Urſachen der Reformation umſtändlicher ausgeſprochen, und ich will einige hierher gehörige Stellen daraus anführen.

„Die Reformation hat nur den Fürſten und den Gelehrten Nutzen gebracht, das Volk hat durch ſie nichts an ſeinem ſinnlichen Glücke gewonnen, und viel von ſeinem geiſtigen Wohle verloren. Alles betrachtet, war die prieſterliche Macht doch nur eine moraliſche. Die Völker verarmten um die Kirche zu bereichern, wie man ſich um ſeine Geliebte zu Grunde richtet, wenn man zu ſchwach oder zu voller Leidenſchaft iſt, ihrem Schmollen und ihrem Liebkoſen zu widerſtehen. Als aber nach der Reformation die Fürſten ſich der Güter und Einkünfte der Geiſtlichkeit bemächtigt hatten, traten die Steuern an die Stelle der freiwilligen Abgaben, und die Strafgeſetze der Schatzkammer an die Stelle des Fegfeuers. Luther nahm dem Volke das Paradies und ließ ihm die Hölle, nahm ihm die Hoffnung und ließ ihm die Furcht. Er ſchrieb die Reue vor, um von Sünden losgebunden zu werden, aber die Reue gebietet ſich nicht. Er verlangte gute Werke ſtatt äußern Gottesdienſtes, aber die guten Werke wurden ſeit dieſer Lehre nicht häufiger.

„Die Sitten wurden ſtrenger, nach außen war alles rein und fleckenlos; aber es waren nur zurückgetretene Laſter, welche die verborgenen Theile des Staatskörpers verwüſteten. Ränke und Spitzbüberei erſetzten die Gewaltthätigkeiten und Verbrechen. Die religiöſen Feſte wurden vermindert, die Werkzeuge und hierdurch

Digitized by Google

die Mühen des Volks wurden vermehrt; der Gottesdienſt, während dem Katholizismus der Troſt und zugleich die Oper und Erholung der Unglücklichen, wurde in eine Schule der Moral umgewandelt, wo die Gläubigen ſich langweilten und einſchliefen. Die Theologie, früher eine göttliche Kunſt, wurde eine Wiſſenſchaft, die der Faſſungskraft des Volkes unzugänglich blieb. Das öffentliche Leben hörte ganz auf. Es gab keine Maler, keine Dichter, keine Feſte mehr für das Volk; man führte keine öffentliche Gebäude mehr auf; der Provinzial- und Haus-Egoismus trat an die Stelle des Nationalgeiſtes; das deutſche Volk ehemals ſo fröhlich, ſo geiſtreich, ſo kindlich, wurde durch die Reformation in ein trauriges, plumpes und langweiliges Volk verwandelt. Das deutſche Leben iſt ein Faſtenleben das ſchon drei Jahrhunderte dauert, und das gute deutſche Volk iſt noch weit von ſeinen Oſtern."

„Luther war ein großer Mann, aber vor allem war er Menſch, und beſaß alle Gebrechen und Schwachheiten dieſer unglückſeligen Gattung. Emporgekommener Plebejer, haßte und verachtete er den Stand aus dem er hervorgegangen, und wollte lieber der Schützling ſeines Fürſten als der Beſchützer ſeines Gleichen ſein. Die Fürſten ſchmeichelten ihm, weil ſie ihn fürchteten. Luther war ſo gerührt von ihrer Furcht, und ſo betäubt von ihren Liebkoſungen, daß er gar nicht gewahr wurde, daß die Fürſten nur aus Ehrgeiz und Habſucht ſeine Lehre angenommen, und daß ſie ſich in ihrem Innern über ſeinen religiöſen und philoſophiſchen Enthuſiasmus luſtig machten. Luther hat ſeinem Vaterlande viel Böſes angethan. Vor ihm fand man bei den Deutſchen nur Dienſtbarkeit, Luther begabte ſie noch mit Dienſtbefliſſenheit. Die ſüdlichen Völker, die katholiſch geblieben, fürchten ihre Gebieter, doch ſie lieben und verehren ſie nicht; ſie bewahren ihre Liebe und ihre Verehrung für Gott und ſeinen Statthalter."

„Darum haben alle katholiſchen Völker, ſobald ſie ſich gegen ihre Tyrannen ſtark genug gefühlt, ihr Joch abgeſchüttelt, oder wenigſtens mit gutem oder ſchlechtem Erfolge ihre Befreiung verſucht. Aber bei den reformirten Völkern, wo die Fürſten auf den Rath und mit Einwilligung der Reformatoren, die moraliſche Macht der Kirche an ſich gezogen und mit ihrer materiellen Macht vereinigt hatten, mußten die Unterthanen die Liebe und die Verehrung die ſie früher der Kirche geſchenkt, ihren weltlichen Herren als pflichtſchuldige Steuer darbringen. Nur bei den nordiſchen Völkern findet man jene dumme und blinde Liebe und jene abergläubiſche Verehrung für die Fürſten, die den Menſchen ſo ſehr entwürdigen, und jene unglücklichen Völker an ihre Sklavenketten ſchmieden.

Digitized by Google

Sie wagen ſie nicht zu brechen, ſie wagen es nicht zu wollen; das vermeintliche ſociale Verbrechen würde ſie nicht zurückſchrecken, aber ſie entſetzen ſich vor der Verletzung des Heiligen. Die katholiſchen Prieſter haben nie den leidenden Gehorſam gepredigt, gleich den reformirten Geiſtlichen; und das angebliche göttliche Recht der Fürſten, ob zwar ſchon früher von ihnen in Anſpruch genommen, wurde doch erſt ſeit der Reformation von den Völkern anerkannt. — — —"

„Luther war das Muſterbild eines deutſchen Philoſophen, mit allen Tugenden und Fehlern ſeiner Nationalität. Von hohem Verſtande, ausgebreiteter Gelehrſamkeit, geiſtreich, mit Adleraugen die Finſterniß ſeiner Zeit durchdringend, ſtandhaft, tugendhaft, unbeſtechlich, den Gunſtbezeugungen der Großen beſſer als ihren Liebkoſungen widerſtehend, wagte Luther, ein armer und unbekannter Mönch, die koloſſale Macht des Papſtes herauszufordern. Aber er war kein politiſcher Kopf; er kannte die wirkliche Welt nicht, er verſtand weder die Ränke, die Leidenſchaften und die Halsſtarrigkeit der höhern Stände der bürgerlichen Geſellſchaft, noch den richtigen Sinn, die Tugenden und die Intereſſen der untern Stände. Er verachtete im höchſten Grade das Volk, das allein gut und tugendhaft, immer ſeine Meinungen in Geſinnungen und ſeine Geſinnungen in Handlungen zu verwandeln ſucht."

Luther's Unternehmen war mehr ein Werk des Wiſſens, als des Gewiſſens. Vergeſſend daß Gott ſelbſt, trotz ſeiner Allmacht, eine ſinnliche Welt erſchaffen mußte, um ſeine Göttlichkeit zu offenbaren; vergeſſend daß alle Ideen an einander hängen, daß die moraliſchen und materiellen Intereſſen ſich vermengen, und daß man die einen nicht bewegen könne ohne die andern mit zu treiben, verwünſchte Luther das Volk, weil es die neuen Ideen verkörpern wollte. Der Teufel beſuchte ihn eines Tages in ſeiner Einſamkeit, um ihn zu gewinnen oder zu ſchrecken; Luther warf ihm das Dintefaß an den Kopf und der Teufel flüchtete ſich durch's Fenſter. Weil ihm dieſe Art den Krieg zu führen einmal gegen einen armen Teufel geglückt war, glaubte Luther, die Dinte wäre das beſte Wurfgeſchütz gegen die Gewaltthätigkeit, den Despotismus, den Ehrgeiz und die Raubſucht der Mächtigen der Erde. Dieſe lutheriſche Artillerie iſt ſeit dem nicht vervollkommnet worden und die deutſchen Philoſophen, Moraliſten und Doktoren der Politik begnügen ſich noch jetzt, gegen die Tyrannen zu ſchreiben, welche ſich über ſie und ihre Dintenfäſſer luſtig machen."

Soll ich jetzt der Verlockung des Herrn Menzel's folgen, und mit

Digitized by Google

ihm das alte Lied vom weltſtürmenden Korſen im Duett abſingen? Ach nein, es iſt gar zu langweilig. Nur zu oft hat er es gehört, nur zu oft wurde es Euch vorgeſungen. Doch will ich den weltſtürmenden Korſen dazu benutzen, um Herrn Menzel zu zeigen, was der falſche und was der wahre Patriotismus iſt, und wie ſich der Patriotismus der Deutſchen von dem der andern Völker unterſcheidet. Woher kam es denn, daß das ſchwache Spanien dem weltſtürmenden Korſen gleich am erſten Tage ſeines Einfalls zurufen durfte: bis hierher und nicht weiter? Wie gelang es den Spaniern, die Franzoſen in ihrer Siegesbahn aufzuhalten, während das weit mächtigere deutſche Volk ſich zwanzig Jahre lang von ihnen ſchlagen ließ? Es kam daher, weil die Spanier nicht blos für ihren König und ihre äußere Unabhängigkeit, ſondern zugleich für ſich ſelbſt und ihre innere Freiheit die Waffen ergriffen. Es kam daher, weil ſie nicht blos gegen die Tyrannei Napoleons, ſondern auch gegen die ihrer eigenen Fürſten kämpften; darum gelang es ihnen. Und als ſie ihren König zurückgeführt und dieſer ſie betrog wie üblich, da ließen ſie ſich weder täuſchen noch ſchrecken, da verloren ſie nicht den Muth, ergaben ſich keiner ſchnöden Ruhe, ſondern ſie kämpften fort und fort für ihre Freiheit, und wenn überwältigt, kehrten ſie immer von neuem zum Kampfe zurück und heute haben ſie geſiegt für immer. Das iſt der wahre Patriotismus. Und damals fand ſich kein Schriftſteller unter den Spaniern, der ihnen zugerufen: Jetzt habt Ihr euren König, jetzt könnt Ihr zufrieden ſein, verlangt nicht zuviel, am höchſten Maßſtab des Ideals darf man nie einen menſchlichen Zuſtand meſſen; ſchlaft einen geſunden Pflanzenſchlaf, gedeiht im Stillen, pauſirt gehörig, und legt Euch in's Kindbett! Es fand ſich kein ſolcher. Und hätte ſich ein ſolcher Thor gefunden, hätten ihn die ſtolzen Spanier verhöhnt und ihn gefragt: Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Und darum weil wir der Gedanken ohne Zunge, der Zunge ohne Hände ſpotten, darum weil wir ein Volk bald beneidenswerth, bald lächerlich finden, das ſich noch dümmer fangen läßt als die Fliegen, die man wenigſtens mit Zucker lockt, das ſich fangen läßt mit Schmerzen und Bitterkeiten — darum verhöhnten wir jene tapfern Deutſchen die für ihr Vaterland geſtorben! Wir nicht. Ihr verhöhnt ſie,

Digitized by Google

ihr beſtochenen Sachwalter, die Ihr durch eure Verfälſchungen, eure Verdrehungen, eure Ränke das deutſche Volk um das Erbe betrügen wollt, das ihnen jene gefallenen Helden hinterließen; Ihr verhöhnt ſie, nichtswürdiges Geſchlecht! Nicht wir verhöhnen die Geiſter jener Helden, wir die wir im Kerker ſchmachten, die wir landesflüchtig werden mußten, weil wir der Freiheit treu geblieben für die jene Helden geblutet; weil wir die Geſinnungen kund gethan, durch die ſie einſt unſere Fürſten vom Joch Napoleons befreit, und ſie aus Knechten, die ſie waren, wieder zu Herren erhoben. Wir beweinen das edle fruchtlos vergoſſene Blut jener Helden. Wären ſie ſo weiſe als tapfer geweſen, ſo bedenklich als ſie vertrauensvoll waren, hätten ſie die Waffen nicht niedergelegt, bis ſie dem Volke die Freiheit geſichert: dann lebten wir im Vaterlande glücklich und geehrt, und Ihr ſchnöden Helfershelfer der Tyrannei, müßtet in der Welt umherirren bis Ihr einen Winkel findet dunkel genug eure Schande zu verbergen.

Wie! Jene tapfern Deutſchen die ihr Blut auf dem Schlachtfelde vergoſſen, hätten mir die Sicherheit erobert mit der ich in Paris ſitze und ſchreibe und die Geiſter der gefallenen Helden verhöhne! Die Sicherheit *erobert*? *Nöthig* gemacht, hätte Herr Menzel ſagen ſollen. Hätten jene Helden für die Freiheit unſeres Vaterlandes gekämpft und nicht blos für die Freiheit unſerer Fürſten, dann brauchten wir keine Sicherheit in einem fremden Lande zu ſuchen. Und hätten die Franzoſen ſolche bange Sklavenherzen wie die Deutſchen, und wäre ihr König ſo niedrig geſinnt wie die deutſchen Könige, dann gewährten ſie uns keine Freiſtätte in ihrem Lande, ſondern ſie würden uns mit Ketten belaſtet der Rache unſerer Feinde ausliefern.

Freilich würde ich mich ſehr unglücklich fühlen, müßte ich noch in meiner Vaterſtadt als Polizeibeamter Programme zu kaiſerlichen Namensfeſten ſchreiben; aber weil zu *kaiſerlichen*. Ob der Kaiſer Napoleon hieße, oder Ferdinand, oder Nikolaus, das wäre mir alles gleich. Und dennoch wollte ich lieber ſo ſchmähliche Programme ſchreiben, als meine Hände beſudeln, wie jetzt alle deutſche Polizei-Präfecten es mit Luſt und Liebe thun; mit Entwürfen zu Inſtruktionen für reiſende Kundſchafter, mit Zuſammenſtellen der Berichte hauſirender Spione, mit Steckbriefen hinter allen Freunden des Va=

terlandes, mit Protokollführung über die den gefangenen Patrioten abgemarterten Geſtändniſſe, mit der doppelten Buchhalterei über alles was in den Wirthshäuſern getrunken und geſprochen wird. O tauſendmal lieber! Nie war während der franzöſiſchen Herrſchaft, die deutſche Polizei ſo tief in den Koth verſunken als jetzt; nie wurde ihr ſo Unmenſchliches zugemuthet; nie wurde das härteſte Verlangen mit ſolcher freudigen Bereitwilligkeit gewährt; nie während der zehnjährigen Herrſchaft der Franzoſen wurde bei der Polizei mit ſolcher ſchadenfrohen Tücke, mit ſolcher Unmenſchlichkeit, und wo die Tücke aufhört, mit ſolcher ledernen, thränendichten Schulfuchſerei der Amtspflicht verfahren, als gleich während dem erſten Jahre der deutſchen Herrſchaft. Ich muß das wiſſen, Herr Menzel, ich war auch dabei. Und ſeitdem iſt das ganze deutſche Volk von ſeiner Ober-Regierung in zwei Klaſſen getheilt worden; in die der Spione und die der Spionirten. Außer ihnen nicht einer mehr. Sei einer brav oder ſchlecht, Menſch oder Teufel, das kümmert ſie nicht; man iſt Polizei-Hund oder Polizei-Wild, Hammer oder Amboß.

„Herr Börne iſt kein Freund der deutſchen Schulphiloſophie und doch verfährt er ganz wie ſie. Er beginnt damit, ſein Object anders haben zu wollen, als es iſt, und da dies nicht geben will, negirt er es ſchlechtweg. Aber ſo wenig wie die Welt anders wird, wenn die Philoſophen ſie anders machen wollen oder gar negiren, eben ſo wenig ändert ſich das deutſche Volk, mag es Herr Börne in der Wirklichkeit anders machen wollen oder gar in der Idee negiren.

Herr Menzel hofft, es werde mir nie gelingen das deutſche Volk zu ändern. Aber was berechtigt ihn mir ein ſo thörichtes Vorhaben anzudichten? Noch keiner hat verſucht ein Volk zu ändern, und nie wäre der Verſuch gelungen. Wir wollen das deutſche Volk nicht ändern, wir wollen es aufwecken, denn es ſchläft. Wir ſind ſeine Fliegen die ihm um die Ohren ſummen und im Geſichte herumkitzeln; ich wenigſtens glaubte nie mehr zu ſein. Zwar ſchläft das deutſche Volk einen ſehr feſten Schlaf — wie wäre ihm auch möglich geweſen ſeinen Gelehrten zu widerſtehen, die mit ihren Büchern ſelbſt einen öſterreichiſchen Vorpoſten einſchläfern könnten; zwar ſchläft es einen idealen Schlaf, wie ihn Herr Menzel ſo lyriſch ſchön beſungen, es

Digitized by Google

ſchläft wie ein Veilchen um Mitternacht, wie ein Kind im Schooße der Mutter; aber wir ſind auch unermüdliche Fliegen. Und weckt es unſer Stachel nicht auf, ſo weckt es einſt der Donner, und thut es der Donner nicht, ſo thut es ein Erdbeben. Aufwachen, aber ſich nicht ändern. Das verhüte Gott, daß je das edle deutſche Volk ſich ändere!

„Herr Börne will uns die Freiheit aus Frankreich bringen: Was für eine Freiheit? Er ſagt es uns nicht. Die Republik ohne Zweifel? Aber was für eine Republik? Die Tugend-Republik des ſeligen Maximilian Robespierre? Herr Börne beobachtet zu viele Schicklichkeit gegen ſein eigenes Genie, um ſich als Schwärmer für das Tugendmaximum Blößen zu geben. Er iſt den Fünfzigen näher als den Zwanzigen. Die Laſterrepublik des neuetablirten jüdiſchen Hauſes Heine und Compagnie? Herr Börne hat ſie noch vor wenigen Monaten im Reformateur entrüſtet angegriffen, und wenn er ſie auch im zweiten Heft der Balance wieder in Schutz nimmt, ſo thut er es nicht aus Sympathie für das Laſter, ſondern nur aus Malice gegen Deutſchland. In Frankreich tadelt er die Demoraliſation, in Deutſchland lobt er ſie, nicht weil ſie die Sitten, ſondern weil ſie den Staat untergräbt. Alles iſt ihm recht, was als ein zerſtörendes Element in Deutſchland um ſich frißt."

„Was iſt nun aber in allen ſeinen Negationen das Poſitive? Was will er für eine Freiheit, wenn er weder die Tugend-Republik, noch die Laſter-Republik und auch nicht die conſtitutionelle Monarchie will, die er mit ſo viel Unrecht auf jede mögliche Weiſe beſchimpft, gegen deren Freunde er die unſäglichſte Verachtung blicken läßt?"

„Er ſagt uns nicht, was er gründen will, wenn er alles zerſtört haben wird. Er denkt, die Franzoſen werden ſchon dafür ſorgen. Man muß nur dieſe Bahn brechen in Deutſchland, den Deutſchen ſelbſt alles Deutſche gehäſſig, verächtlich, lächerlich, alles Franzöſiſche wünſchenswerth machen, und den Franzoſen alle Mittel und Wege zeigen, wie ſie über die Deutſchen Meiſter werden können, erſt durch ein ſchmeichelhaftes Fraterniſiren und dann, wenn gehörig vorgearbeitet iſt, durch die Invaſion."

Es gab noch keinen diplomatiſchen Lehrjungen, es gibt keinen einzigen Krautjunker in ganz Deutſchland, der nicht einmal über die Tugendrepublik des ſeligen Herrn von Robespierre geſcherzt hätte. Herr Menzel gehe mit ſeinem ſeligen Herrn von Robespierre in's

Digitized by Google

Bad Doberan und laſſe ſich präſentiren, oder nach München in den Bocksbierkeller. Dort wird er ohne Zweifel Lachen erregen mit der Tugendrepublik des ſeligen Herrn von Robespierre; aber mich verſchone er damit. Er wird mich nie demüthig genug finden mit fürſtlichen Lakaien über die Tugend und Seligkeit Robespierres zu ſtreiten; das faßt kein Bedientenherz.

Herr Menzel meint, ich könne in meinem ſo reifen Alter doch unmöglich mehr für die Tugendrepublik ſchwärmen. Die Republik als eine Herrſchaft der Tugend geltend zu machen, um ſie den Menſchen zu verleiden, das iſt der alte wohlbekannte Polizeipfiff. Aber die Republik hat nie das Verſprechen gewagt das Laſter zu zerſtören; ſie verſprach nur deſſen geſetzliche Organiſation aufzulöſen, ihm ſeine Erblichkeit, ſeine angebornen Vorrechte zu entreißen, und die geſchloſſenen Körperſchaften zu trennen, die dem Laſter eine unbeſiegbare Uebermacht über die Tugend geben. Die Staatsverfaſſung keiner Art vermag mehr als das; der Menſch iſt älter als der Bürger, der Menſch muß ſich beſſern, dann folgt ihm der Bürger nach. Und das iſt ein anderer Polizeipfiff, die Liebe zur republikaniſchen Freiheit als eine jugendliche Schwärmerei darzuſtellen. Die Liebe der Freiheit wohnt im Herzen und das Herz altert nicht. Ich kannte achtzigjährige Republikaner, und ich ſelbſt war bis in mein fünf und vierzigſtes Jahr der conſtitutionellen Monarchie zugethan.

Aber wie kömmt die Republik hierher? Habe ich von den Vorzügen der monarchiſchen oder republikaniſchen Regierungsform geſprochen, daß Herr Menzel Anlaß fand darüber mit mir zu rechten? Es iſt nichts als die gewohnte bange Vorſicht des Herrn Menzel. Er fürchtet ſo ſehr die Ueberzeugungskraft meiner Anſicht über die Lage Deutſchlands, daß er ſich ſcheut ihr nahe zu kommen. Er führt das Volk ſeiner Leſer auf ein Feld von dem ich weit entfernt bin und ruft ihm zu: dort ſteht er, ſchlagt drauf. Und ſie ſchlagen zu, und haben die Luft und das Gebüſch getroffen, mich aber nicht, und Herr Menzel zieht als ſiegender Feldherr in die Herzen aller Krautjunker ein. Sind Frankreich, England und Belgien Republiken? Sind ſie nicht conſtitutionelle Monarchien? Heißt das die Republik fordern, wenn wir diejenige Ordnung der Dinge, die in

Digitized by Google

jenen Ländern herrſcht, auch für Deutſchland wünſchen? Gibt es aber in Deutſchland conſtitutionelle Monarchien? Gehört es zum Weſen der conſtitutionellen Monarchie, daß die Volksvertreter das Budget anerkennen müſſen, daß ſie nicht ſprechen dürfen worüber ſie wollen, daß ſie ihre Reden nicht bekannt machen, die Protokolle ihrer Sitzungen nicht drucken laſſen dürfen? Gehört die Cenſur zum Weſen der conſtitutionellen Monarchie? Gehört es zum Weſen der conſtitutionellen Monarchie, jungen Schriftſtellern von Geiſt und Talent das Schreiben zu verbieten, blos weil ſie einen guten Styl haben, und man fürchtet das Volk möchte künftig leſen, was früher nur die Gelehrten verſtanden? Gehören die heimlichen Gerichte zum Weſen der conſtitutionellen Monarchie? Gehört es zum Weſen einer conſtitutionellen Monarchie, daß die von den Fürſten bezahlten Richter allein über Freiheit und Leben derjenigen entſcheiden, die der Beleidigung jener Fürſten angeklagt worden? Gehört es zum Weſen der conſtitutionellen Monarchie, daß man die Angeſchuldigten vier, fünf Jahre im Kerker ſchmachten läßt, bis man ſie verurtheilt oder frei ſpricht? Gehört es zum Weſen der conſtitutionellen Monarchie die Jugend als ein Verbrechen zu beſtrafen und als ein Vergehen jung geweſen zu ſein? Gehört es zum Weſen der conſtitutionellen Monarchie viele hundert Jünglinge, während der Blüthezeit ihres Lebens im Kerker ſchmachten zu laſſen, weil ſie die Freiheit länger geliebt als ihre Fürſten ſie gebraucht? Gehört es zum Weſen einer conſtitutionellen Monarchie, daß man weder die Namen der Eingekerkerten, noch die der Angeſchuldigten, noch das Verbrechen der Verurtheilten bekannt macht? Daß man über die vielen Hunderte, die man zur Zuchtſtrafe verurtheilt, Rechnung ablegt wie über ein Schlachthaus? So viel Ochſen ſind geſchlachtet worden, ſo viel Kühe, ſo viel Hämmel, ſo viel Schweine — das Schlachtvieh hat keinen Namen — ſo viel Theologen ſind verurtheilt worden, ſo viel Juriſten, ſo viel Pfarrer, ſo viel Mediziner, ſo viel Offiziere — ſie haben keinen Namen die Schlachtopfer des Despotismus! Gehört es zum Weſen einer conſtitutionellen Monarchie, daß man eine Mutter beſtraft, weil ſie ihren Sohn, eine Schweſter, weil ſie ihren Bruder aus dem Kerker zu befreien ſuchte? Gehört es zum Weſen einer

conſtitutionellen Monarchie, daß man eine Frau mit Steckbriefen verfolgt wegen geäußerter „Theilnahme an dem Schickſale ihres Mannes“ der gefangen ſitzt? Daß man eine Mutter zwingen will die Briefe der Polizei auszuliefern, die ſie von ihrem geflüchteten Sohn erhält? Daß man ein vierjähriges Kind vor Gericht ladet, um ſeiner Unſchuld und Unwiſſenheit ein Zeugniß gegen ſeine eigene Mutter abzulocken? Gehört es zum Weſen der conſtitutionellen Monarchie, wenn die verſchiedenen Fürſten eines Landes, ſich zum voraus über das Eigenthum und die Nutznießung der geflüchteten Patrioten zanken, die man wieder erwiſchen könnte; daß ſie ſtreiten, wer von ihnen das Recht haben ſolle, ſie zuerſt zu martern; daß ſie einen Vertrag ſchließen, derjenige von ihnen ſolle das Vorrecht haben, der ſich zuerſt gemeldet; daß ſie dann ſich eilen ſich auf die Flüchtlinge zu abonniren, ſich einſchreiben zu laſſen, wie zur Vorſtellung einer Oper? Welch ein jämmerlich ungeſchickter Vertheidiger der in Deutſchland beſtehenden Ordnung der Dinge iſt Herr Menzel, wenn er behauptet, zwiſchen dieſer Ordnung der Dinge und einer Republik läge nichts in der Mitte! Um ſo ſchlimmer wenn nichts in der Mitte liegt; um ſo ſchlimmer wenn keine andere Wahl iſt, als jene Ordnung der Dinge geduldig fort zu ertragen, oder ſich durch die Republik zu retten.

Herr Menzel behauptet, ich hätte die Demoraliſation in Frankreich entrüſtet angegriffen und getadelt, die in Deutſchland aber gelobt und in Schutz genommen, und er ruft das zweite Heft der Balance, wo ich von Gutzkow's Wally geſprochen, als Zeugniß auf. Was gab dem Herrn Menzel die Dreiſtigkeit zu ſolcher Lüge, da ſich doch in der Balance gerade das Gegentheil findet? Die Zuverſicht umpanzert ihn; er weiß, daß er meine Gegenwehr verlachen kann, weil ihm ſeine Polizei-Taktik den Sieg ſichert. Er weiß, daß die Balance nur von ſehr Wenigen geleſen worden, daß ſelbſt dieſe Wenigen nur mit Zittern weiter erzählen durften was ſie darin angeſprochen, und daß ihre ſchwachen Stimmen von dem Geſchrei des Literaturblattes, der Allgemeinen Zeitung und der hundert andern deutſchen, angſtkeuchenden, bettelnden oder bezahlten Blätter, betäubt und verſchlungen wurden. Aber freilich mein Tadel der Wally hatte einen ganz an-

Digitized by Google

dern Grund als der des Herrn Menzels. Ich vertheidigte Religion und Sittlichkeit, weil ich in ihnen eine Stütze der Freiheit finde; Herr Menzel aber, weil er in ihnen eine Stütze der Herrſchaft ſieht, der Gunſtſpendenden. Nicht, daß ich die Wally gelobt, ſondern daß ich das lächerliche despotiſche Verfahren getadelt, welches die deutſchen Regierungen gegen Gutzkow ſich erlaubt, das war es was den Eifer des Herrn Menzel's erregte. Aber ganz Deutſchland denkt hierin wie ich. Ueber das was recht und ſittlich ſei, hat die öffentliche Meinung zu entſcheiden, nicht die Frankfurter Staatsinquiſition, in deren verpeſtetem Luftkreiſe weder Recht noch Sittlichkeit beſtehen können. Und wenn die Moral meine eigene Tochter wäre, ich wollte ſie eben ſo gern in einem Bordell erziehen laſſen, als daß ich ſie der Aufſicht der Polizei anvertraute.

Als Herr Menzel, einſt ein Phariſäer des Liberalismus da zu heucheln noch Vortheil brachte, das junge Deutſchland vor das Gericht des alten zog und es anklagte, an dieſem Tage hatte er ſeine Seele mit blutiger Unterſchrift dem Böſen zugeſagt, und von einem ſolchen Handel kauft man ſich nicht wieder los, mit aller Reue nicht. Da Chriſtus von Judas verrathen wurde, war er ſchon reif zu ſeiner Herrlichkeit und ſtand als Gott auf, nachdem er als Menſch geſtorben. Wer aber einen Keim des Guten und Schönen erſtickt, iſt ein zehnfacher Judas. Herr Menzel zerriß ſich die Kleider, ſtreute Aſche auf ſein Haupt und flüſterte den Machthabern in's Ohr und heulte auf allen Gaſſen, es werde dem Lande ein Voltaire, ein Rouſſeau geboren werden, ein Meſſias, der das Volk von ſeiner Gedankenfreiheit befreien würde. Darob erſchraken die Herodes Deutſchlands und ſie ſchickten ihre Häſcher aus, die junge gefahrdrohende Brut zu zerſtören. Die Verfolgung des jungen Deutſchlands war ein bethlehemitiſcher Kindermord. Die unſchuldigen Kindlein! Voltaire war nicht unter ihnen. Die dummen Herodes! Wenn dem deutſchen Volke ein Voltaire kommen ſoll, wird er kommen; noch nie wurde ein großer Mann in der Wiege erwürgt.

Ich hätte gegen die Freunde der conſtitutionellen Monarchie in Deutſchland immer die unſäglichſte Verachtung blicken laſſen, ſagt Herr Menzel. Verachtung! nein; denn ſie haben es gut

Digitized by Google

gemeint. Aber angeſtaunt, bedauert habe ich jene Männer, welche die Geſchichte lehren, und doch ſelbſt nichts von ihr gelernt; welche die letzten fünfzig Jahre durchgelebt und doch nicht um eine Täuſchung ärmer, nicht um eine Enttäuſchung reicher geworden ſind; welchen die Taſchenſpielerei der Macht ſo fremd wie unſchuldigen Kindern war, ſo daß ſie gar nicht begreifen konnten, wo denn auf einmal die Muskatnuß, wo die Preßfreiheit, wo die drei Eide hingekommen. Dieſe wenigen, zwar unverſtändigen aber treuen Freunde der conſtitutionellen Monarchie, ſchmachten jetzt im Kerker, oder leben in der Verbannung, oder darben zum Lohne ihrer Vaterlandsliebe, oder zittern unter dem Schwerte der Rache das an einem Faden über ihrem Haupte hängt; denn in Deutſchland athmet man jetzt nur ab instantia frei. Wo ſind aber die übrigen tauſend Freunde der conſtitutionellen Monarchie hingekommen? Wohin haben ſie ſich verkrochen? Als die conſtitutionelle Monarchie noch Macht und Einfluß hatte, als zum Volksvertreter gewählt zu werden noch Vortheil brachte, weil es die Gelegenheit verſchaffte, der Regierung ihre Gunſt abzutrotzen, als die conſtitutionelle Monarchie noch Feſte gab, da ſetzten ſich viele Freunde an ihren Tiſch und tranken und ſchwatzten, und ſchwangen den Becher wie ein Schwert, und blitzten und donnerten mit Reden, die doch nur die warme Luft abkühlten, aber niemals einſchlugen. Sobald aber die conſtitutionelle Monarchie ihr Anſehen verloren, da ſchlichen ſich ihre Freunde fort, und wenn ihnen die arme zerlumpte Conſtitution auf der Straße begegnete, wendeten ſie das Geſicht von ihr und wurden bleich und roth. Herr Menzel wird uns ſagen, die guten Freunde der conſtitutionellen Monarchie hätten die Erlaubniß nicht mehr frei zu reden; aber wann hatte die Freiheit je die Erlaubniß bekommen frei zu ſein? Man nimmt die Freiheit, man empfängt ſie nicht; und wer ſie genommen und dann ohne Kampf zurückgab, der war ein gemeiner Taſchendieb, kein Eroberer, und man hängt ihn mit Recht.

Herr Menzel wird uns ſagen, es wären hier und da in Deutſchland noch koſtbare Reſte von conſtitutioneller Freiheit zu finden. Freilich, gerade ſo viel als Oeſterreich und Preußen brauchten, die Fürſten jener Länder in Furcht von ihren Ständen, und dadurch von

Digitized by Google

ſich ſelbſt in Abhängigkeit zu erhalten. Jene Trümmer der conſtitutionellen Freiheit ſind es, welche die feſteſten Stützen des Despotismus bilden.

Wenn man ſich einen Augenblick des Ernſtes und der Trauer erwehren könnte, würde man die deutſche Geſchichte der letzten vierzig Jahre als eine Faſtnachtspoſſe betrachten, von einem komiſchen Engel zur Beluſtigung des himmliſchen Hofes gedichtet. Zwanzig Jahre lang bekriegten die Deutſchen die franzöſiſche Freiheit; zwanzig Jahre lang wurden ſie von den Franzoſen geſchlagen, geplündert und gedrückt, und als ſich nach zwanzig Jahren der Sieg auf ihre Seite gewendet und ſie die Hauptſtadt ihrer Feinde erobert — was thaten ſie, wie rächten ſie ſich? Sie brachten den Franzoſen eine Freiheit, wie ſie ſie nie gehabt, ein Wohlſtand den ſie früher nie genoſſen, und die guten Deutſchen kehrten ſieggekrönt in ihre alte Sklaverei und ihre alte Armuth zurück! Was war's aber? War es Großmuth, welche die despotiſchen Fürſten des Nordens bewog dem beſiegten Frankreich eine freie Verfaſſung zu gewähren? War es Großmuth, daß Ludwig XVIII., der mit allen Vorurtheilen der alten Zeit, und mit einem Haſſe, den zwanzigjährige Verbannung unterhalten, nach Frankreich zurückgekehrt, den Franzoſen die Freiheit ſchenkte? Nein, es war keine Großmuth; es war die Ehrfurcht die ein muthiges und beharrliches Volk den Siegern abgedrungen, es war die Furcht die ihnen ein trotziges und drohendes Volk aufgedrungen. So gewannen die Franzoſen durch ihre Niederlage, was die Deutſchen ſich nicht durch ihren Sieg gewinnen konnten.

Iſt das die ſchöne Beſtimmung der edlen Deutſchen, die Polizei von ganz Europa zu machen und aller Orte die Büttel der Freiheit zu ſein? Noch heute iſt es deutſcher Einfluß, der in allen Ländern die Gewaltherrſchaft beſchützt, oder die Freiheit immerfort bedroht und ſtört und ſie nicht zu ruhigem Genuſſe kommen läßt. Dieſer deutſche Einfluß waltet in England, in Frankreich, in Spanien und Portugal, in der Schweiz und in Griechenland. Ein deutſcher Fürſtenknabe, der Sohn eines öſterreichiſchen Vaſallen, wurde nach Liſſabon geſchickt, um dort dem Königskinde zu zeigen, wie man mit Eiden und mit Völkern ſpiele. Mit deutſch-proteſtantiſchem Gelde wird

Digitized by Google

Don Carlos unterſtützt, daß er in Spanien die Ketzergerichte wieder einführe. An der Spitze aller geheimen Verbindungen gegen die Freiheit des brittiſchen Volkes ſteht der Herzog von Cumberland, der in Berlin ſeine Studien gemacht und dem dort die Augen aufgegangen. Als der Sultan Mahmud mit gutem Willen ſeine Völker auf den Weg der Civiliſation führen wollte und bei ſeinen chriſtlichen Freunden Rath und Belehrung ſuchte, ſchickte man ihm von Wien Polizeiverſtändige, um in Conſtantinopel eine geheime Polizei zu organiſiren, als die Elementarſchule der chriſtlichen Civiliſation. Und als der naive Sultan einen Schritt weiter ging und eine türkiſche Zeitung anordnete, machte ihm das öſterreichiſche Kabinet über das Verderbliche einer ſolchen Neuerung die dringendſten Vorſtellungen und bemerkte: Zeitungen wären noch gefährlicher als Janitſcharen, und vertrügen ſich mit der geheimen Polizei wie Alkalien mit Säuren. In ganz Europa wenden alle Feinde der Freiheit ihre hoffnungsvollen Blicke nach Deutſchland hin. Das deutſche Volk iſt der liebe gute Onkel, der noch immer die Schulden ſeiner Völkerneffen bezahlt. Doch genug! Herr Menzel bittet uns, nicht ſo laut zu ſprechen, denn Deutſchland, das arme gute Ding, läge in Kindesnöthen und ſeine Wehen wären gar zu ſüß.

Was in allen meinen Negationen das Poſitive ſei, was ich gründen wolle, wenn ich alles zerſtört haben werde; was für eine Freiheit ich denn wolle? frägt Herr Menzel, und antwortete ſich darauf: dafür werden ſchon die Franzoſen ſorgen. Fangt Gimpel, Ihr Finkler der öffentlichen Meinung, daß es Euch nicht an Geſellſchaft fehle; aber redet mit menſchlichen Geſchöpfen nicht von Freiheit, die Ihr nicht verſtehet und nicht fühlet. Die Freiheit iſt gar nichts Poſitives, ſie iſt nur etwas Negatives, die Abweſenheit der Unfreiheit. Die Freiheit kann und will nichts gründen als ſich ſelbſt, ſie kann und will nichts zerſtören als die Gewaltherrſchaft. Die Freiheit kann ein Volk nicht umwandeln, ſie kann ihm nicht die Tugenden und Vorzüge verſchaffen, die ihm ſeine Natur verſagt; ſie kann ihm die Fehler nicht nehmen, die ihm angeboren, die ſein Klima, ſeine Erziehung, ſeine Geſchichte oder ſein unglückliches Geſtirn verſchuldet; die Freiheit iſt nichts und dennoch alles, denn ſie iſt die G e ſ u n d h e i t d e r

Völker. Wenn der Arzt einen Kranken zu heilen ſucht, kommt Ihr dann, um ihn zu fragen: warum heilt Ihr dieſen Mann, ehe Ihr reiflich überlegt, was Ihr nach der Heilung aus ihm machen wollt? Er iſt ein ſchwacher Greis, wollt Ihr einen kräftigen Jüngling aus ihm machen? Er iſt ein Böſewicht, wollt Ihr ihn zum tugendhaften Menſchen machen? Er iſt ein Dummkopf, könnt Ihr ihm Geiſt verſchaffen? Er wohnt in der öden Lüneburger Heide, wollt Ihr ihn nach Neapel bringen? Der Arzt antwortet Euch: Ich will ihn heilen, wie er dann ſeine Geſundheit benutzen wolle, das iſt ſeine Sache, das wird ſeine Beſtimmung entſcheiden. So auch ſpricht die Freiheit: ich gebe den Völkern ihre Geſundheit wieder, doch wie ſie die Freiheit benutzen wollen, benutzen können, das muß ich ihrem Willen und ihrem Schickſale überlaſſen. Wie ein geſunder Bettler der an ſeiner ſteinernen Brodrinde kauet, glücklicher iſt als der kranke reiche Mann, der an einem üppigen Tiſche ſchwelgt: ſo iſt ein freies Volk und wohnte es am eiſigen Norden, ohne Kunſt, ohne Wiſſenſchaft, ohne Glauben, ohne alle Freuden des Lebens, und mit den Bären um ſeine Nahrung kämpfend — ſo iſt es dennoch glücklicher als ein Volk, das unter einem paradieſiſchen Himmel mit tauſend Blumen und Früchten ſchwelgt, die ihm der Boden, die Kunſt und die Wiſſenſchaft reichen aber dabei der Freiheit entbehrt. Nur die Freiheit vermag alle Kräfte eines Volkes zu entwickeln, daß es das Ziel erreiche, welches ihm auf der Bahn der Menſchheit vorgeſteckt worden. Nur ſie kann die verborgen keimenden Tugenden eines Volkes an den Tag bringen, offenbaren welche ſeiner Gebrechen der Entartung, welche der Natur zuzuſchreiben, und ſeine geſunden Vorzüge von denjenigen trennen, die unter dem Scheine der Kraft nur eine Schwäche bedecken, die nichts als krankhafte Kongeſtionen, geſetzwidrige Anmaßungen eines Organs über das andere ſind — ſo etwa wie die Häuslichkeit und der Transcendentalismus der Deutſchen.

Ein Volk das nicht frei iſt, das noch in ſeiner Regierung wie ein Fötus im Mutterſchooße ruhet, iſt gar kein ſelbſtſtändiges Volk: es iſt eine Hoffnung aber keine Wirklichkeit. Und die Freiheit iſt auch die Ehre der Völker. Selbſt wenn alle Herrſcher das wären, was ſie nicht ſind, die Väter ihrer Unterthanen, wenn ſie für nichts beſorgt

Digitized by Google

wären als für deren Glück, für deren Zufriedenheit, ſelbſt dann auch wären jene Völker ohne Freiheit und ohne Ehre bedauernswürdig. Sie müſſen was ihnen als Recht gebührt als Geſchenk annehmen, zittern bei jeder üblen Laune, bei jeder Leidenſchaft, jeder Trunkenheit ihrer Gebieter; ſie ſind keine Menſchen, ſie ſind nur Sachen, geliebte Kleinodien ihres Beſitzers, ſie ſind keine ſelbſtſtändige Weſen.

Alle Feinde der Freiheit reden die nämliche Sprache, denn ſie gehören zu einem Volk und der Eigennutz iſt ihr gemeinſchaftliches Vaterland. So oft ſie in einem Lande, das eine freie Verfaſſung hat, Mängel ſehen, ſchreiben ſie dieſe Mängel der freien Verfaſſung zu. So oft ſie in einem andern Lande, das unbeſchränkte Herrſcher hat, Vorzüge erblicken, ſagen ſie, dieſe Vorzüge wären die wohlthätigen Folgen der unumſchränkten Regierung. Als Herr Menzel in des Fürſten Pückler franzöſiſcher Reiſe las, daß ein Theil der Provinzen Frankreichs ſo öde, ſo leblos, ſo armſelig wäre, was freilich wahr iſt, da jubelte er und rief: ſeht Ihr's, ſeht Ihr's, Freunde des Franzoſenthums! Was ſollen wir ſehen? Wir wollen Ihren Gedanken ergänzen. Seht Ihr's, das iſt die Folge einer repräſentativen Verfaſſung, das iſt die Folge der Preßfreiheit, das iſt die Folge der Geſchwornengerichte, das iſt die Folge der Oeffentlichkeit, das iſt die Folge der Gleichheit, das kömmt dabei heraus wenn man Staatsverbrecher gleich in den erſten ſechs Monaten richtet und ſie nicht vier Jahre lang im Kerker ſchmachten läßt, das kommt dabei heraus — enfin, c'est la faute de Rousseau, c'est la faute de Voltaire. Aber mein guter Herr Menzel, wenn die Franzoſen keine Freiheit und keine Geſchwornengerichte hätten, wären dann die Felder beſſer bebaut? Sind perennirende proviſoriſche Gefängniſſe etwa Treibhäuſer, die alle edlen Früchte zur Reife bringen? Iſt die Cenſur ein Dünger der das Land befruchtet? Und ſo oft Sie von den Vorzügen des Geiſtes und des Herzens ſprechen, die das deutſche Volk über das franzöſiſche erheben, möchten Sie dieſe Vorzüge des deutſchen Volkes ſeinen Regierungen zuſchreiben. Aber würden dieſe Vorzüge der Deutſcheu die keiner beſtreitet, ſich vermindern oder zu Grunde gehen, wenn Deutſchland eine freie, ſittliche und chriſtliche Staatsverfaſſung hätte? Würden ſie nicht dabei gewinnen, wenn ſie aus der Stille des Ge=

Digitized by Google

dankens und der Dunkelheit des Gefühls, in das freie helle Leben der Thaten übergingen?

So oft einer ſeinen Blick nach Amerika wendet, kommen gleich alle Feinde der Freiheit herbei und ſchneiden ſpöttiſche Geſichter und ſagen: eine ſchöne Republik, eine ſchöne Freiheit wo die Sklaverei herrſcht! Als wäre die amerikaniſche Sklaverei Folge der Freiheit, als wäre ſie nicht ſchon vor der Republik geweſen! Aber, ſagen Jene, die Freiheit ſollte die alte Sklaverei aufheben wollen und können, und thut ſie es nicht, ſo will ſie oder vermag es nicht. In ihrem Haſſe gegen die Freiheit ergreiſen ſie das wunderliche Mittel ſie zu verläumden: ſie dichten ihr nämlich eine Vortrefflichkeit und eine Schönheit an, die ſie nie gehabt und nie verſprochen, damit ihr Ideal die Wirklichkeit beſchäme. Die Freiheit ſoll die Menſchen zu Engeln machen, alle Laſter, alle Schwächen ausrotten, einen ſchlechten Boden fruchtbar, einen rauhen Himmel milde machen; ſie ſoll Hagel, Ueberſchwemmungen, Krankheiten beſeitigen, wohl gar den Menſchen unſterblich machen! Es iſt zum Erbarmen was ſie in ihrer Verzweiflung nicht alle reden. Und mit ſolchem erbärmlichen Lumpengeſindel muß man ſich herumſtreiten!

Alſo dieſe eure goldene Freiheit — ſpricht Herr Menzel — ſollen uns die Franzoſen bringen? Wer ſagte das je? Ich? Ein Anderer? Herr Menzel nenne uns den Thoren der behauptet, ein Volk könne frei werden indem es ſich erobern laſſe, da doch wie die Weltgeſchichte lehrt, ſelbſt jedes erobernde Volk durch die Eroberung ſeine Freiheit verloren. Nein, nicht bringen ſollen uns die Franzoſen unſere Freiheit, wir ſollen ſie bei ihnen holen. Wir ſollen von ihnen lernen, wie man ſich frei mache, wie es einem endlich damit gelinge, wenn man immer das nämliche wolle; wenn man nie den Muth verliert, und hundert Mal beſiegt, hundert Mal von neuem in den Kampf zurückkehrt. Wir ſollen von den Franzoſen die Formen der Freiheit holen, ihre Inſtitutionen. Es ſind nicht etwa franzöſiſche Erfindungen die ſich für unſer Vaterland nicht paſſen, es ſind deutſche Erfindungen, welche einſt von Deutſchen nach Frankreich und England gebracht worden. Das ſagt Herr Menzel ſelbſt in einem ſeiner dicken Bücher, die das Volk nicht lieſt und die darum von der Polizei weni-

Digitized by Google

ger ſtreng bewacht werden. Dort ſagt Herr Menzel alles was wir auch ſagen, und ich wollte aus ſeinen dicken Büchern eine magere Chreſtomathie zuſammen ſetzen, ſo daß wenn Herr Menzel flüchtig genug iſt den Gensdarmen zu entgehen, ich bald das Vergnügen hätte ihn in Paris zu begrüßen. Herr Menzel in des Buches Einſamkeit, ſagt ſelbſt was er mir zum Vorwurfe gemacht es geſagt zu haben: man müſſe zerſtören ehe man baue. Er eifert auch auf lobenswerthe Art gegen die vermaledeite baieriſche Strafgeſetzgebung. Er ſpricht von römiſchen Majeſtätsgeſetzen, von Feuerbach, von Swammerdam, von den zwölfhundert Nerven der Weidenraupe. Aber was weiß das Volk von Feuerbach und Swammerdam, was verſteht es von römiſchen Majeſtätsgeſetzen und den zwölfhundert Nerven der Weidenraupe? Hätte Herr Menzel ſchlicht und einfach erzählt: wenn in Baiern ein tugendhafter Bürger von dem Volke zu einem ſeiner Stellvertreter ernannt worden, und als ſolcher, ſeiner natürlichen und ſeiner übertragenen Pflicht gemäß, für das Wohl des Volkes beſorgt iſt, wird er auf zwanzig Jahre in's Zuchthaus geſperrt, muß aber zuvor, vor dem Bilde des Königs niederknieen, es göttlich verehren, und ihm abbitten, daß er ſich um das Glück ſeiner Mitbürger bekümmert; und ſo iſt es dem braven Bürgermeiſter Behr in Würzburg ergangen — das hätte das deutſche Volk verſtanden. Aber Herr Menzel iſt ein deutſcher Gelehrter!

Der deutſche Gelehrte hat eine gar wohlfeile und bequeme Moral und der kunſtverſtändigſte Cartouche fände weder gegen deren Preis noch gegen deren Brauchbarkeit etwas einzuwenden. Auch hat das ruſſiſche Kabinet ſeine ſchmeichelhafte Hochachtung für den deutſchen Gelehrtenſtand in offiziellen Aktenſtücken mehr als ein Mal ausgeſprochen. Der deutſche Gelehrte iſt freiſinnig, tugendhaft, gerecht, menſchenfreundlich, billig; aber was die Freiheit, die Gerechtigkeit, die Tugend und die Menſchenliebe fordern können, dem allen glaubt er genug gethan zu haben, ſobald er es einmal geſagt, was gut, gerecht und billig ſei; dann glaubt er zu dem ſeligſten Tode ſich chriſtlich vorbereitet zu haben, und ſpricht: dixi et salvavi animam meam. Aber was gut und recht ſei, alle Tage und tauſend Mal zu ſagen, bis man es hört; aber es iſt nicht blos in einem ſtillen dunkeln Buche

Digitized by Google

ſondern unter freiem Himmel zu ſagen, aber es in der Sprache des Volks zu ſagen und es nicht blos an der Leiche der Theorie, ſondern auch in ſeiner lebenden Anwendung zu zeigen — das kommt dem deutſchen Gelehrten nie in den Sinn. Er ſagt: dixi. Hofft Ihr Thoren Gott zu betrügen mit Euren lateiniſchen Heucheleien? Er wird Euch richten am Tage des deutſchen Gerichts, und wehe Euch!

Und wie ſie ſich unter einander kennen, ſich verſtehen, einander loben; wie jeder ſeiner eignen Schwäche und Erbärmlichkeit in der des Andern fröhnt! Lobt doch Herr Menzel den Herrn von Raumer, dieſen Menſchen mit der Seele eines Herings — dieſen Narren der rechten Mitte, der, wenn zwei ſich ſtritten, ob Berlin unter dem Wendekreiſe des Steinbocks oder dem des Krebſes läge, augenblicklich entſcheiden würde, es läge unter dem Aequator — der, ſobald er dem Reſtaurateur Haller eine Ohrfeige gegeben, dem edlen Bentham auch eine gibt — der die Preßfrechheit einen ſchwer beladenen Giftwagen und zur Entſchädigung die Cenſur ein Heupferd, einen Schröpfkopf, und deren rothe Dinte kaltes Fiſchblut nennt — der, wenn er in die eine Schale ſeines Witzes die „radikalen Rübchen“ geworfen, in die andere die „conſervativen Rohrſtengel“ legt, und mit ſolcher einfältigen Gemüsweiberpolitik zwei dicke Bände ausfüllt — dieſen lobt Herr Menzel! Es war freilich die beſcheidenſte Art ſich ſelbſt zu loben.

Was uns Herr v. Raumer in ſeinem Buche über England Lehrreiches berichtet, haben wir mit Dank angenommen. Wir erkennen ſein Verdienſt, er hat hinlänglich bewieſen, daß er engliſch verſteht, und wir würden ihn jedem Buchhändler zum Ueberſetzen aus dem Engliſchen in's Deutſche empfehlen. Nur davon wollen wir ſprechen, wie ſich Herr v. Raumer in England als Deutſcher gezeigt; davon, daß alles Waſſer der großen Themſe ſeine ſchmutzigen Sklavenfinger nicht zu reinigen vermochte, und ſeine preußiſche Staatsdienerſeele aus der reinen und ſtolzen Luft Englands noch matter heimgekehrt als ſie hingekommen war. Im Allgemeinen geht Herr v. Raumer in ſeinen Urtheilen über die brittiſchen Staatsverhältniſſe mit ſeiner beliebten Vermittelungsweiſe zu Werke, wodurch er ſich bei Herrn v. Ancillon, dem preußiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegen-

Digitized by Google

heiten, geltend machen muß, da dieſer einſt als Pfarrer auch die Extreme zu vermitteln geſucht. Er wendet auf die Whigs und die Torys den pythagoräiſchen Lehrſatz an; er betrachtet ſie als die beiden Katheten eines rechtwinkligen Dreiecks, verbindet ſie dann durch die Hypothenuſe ſeiner eigenen Meinung, und ſchwört darauf das Quadrat ſeiner eigenen Meinung ſei für ſich allein ſo groß, als die Quadrate der beiden entgegengeſetzten Meinungen zuſammen genommen. Ich drücke mich hier zum Scherze gelehrt und dumm aus, um den deutſchen Gelehrten zu zeigen, daß ich etwas tüchtiges gelernt habe, und daß, wenn ich gewöhnlich klar und vernünftig ſpreche, es nur in der menſchenfreundlichen Abſicht geſchieht, daß mich Jedermann verſteht.

Herr v. Raumer lobt die Torys aus Staatsdienerpflicht; und die Whigs lobt er auch aus Staatsdienerpflicht; denn, wenn er ſich den Whigs feindlich gezeigt, hätte er keine Gelegenheit gefunden das Lager der Feinde ſeiner Regierung auszuſpähen. Nachdem aber Herr v. Raumer die Whigs gelobt, wird ihm dennoch bange; er zittert man möchte in Berlin argwöhnen, er habe die Whigs nicht blos aus Staatsdienerpflicht gelobt, ſondern von Herzen und aus Uebereinſtimmung mit ihren Grundſätzen. Er ſucht alſo dieſem Argwohn durch die feierlichſten Verſicherungen ſeiner Rechtgläubigkeit vorzubeugen. So oft er die engliſche Freiheit lobt fügt er hinzu: Die Freiheit in England ſei alt und aus hiſtoriſchem Boden hervorgewachſen; in Deutſchland aber ſei das Verhältniß ganz anders. Das iſt freilich ſehr wahr und natürlich, denn in Deutſchland konnte die Freiheit nie alt und zur Geſchichte werden, weil man ſie immer ſchon als Keim und im Entſtehen ausrottete. So oft Herr von Raumer von engliſchen Reformen Gutes ſpricht, eilt er ſich zu bemerken, daß Preußen dieſe Reformen ſchon längſt beſäße, und trinkt auf die Geſundheit des erſten Reformators Europas, nämlich des Königs von Preußen. Und da einſt ein Engländer, dem grober und freimüthiger Porter in den Adern floß, den König von Preußen einen Despoten genannt hatte, ſtieg es dem Herrn v. Raumer wie ſpaniſcher Pfeffer in die Naſe. Wie ſchade, daß von dieſem ſpaniſchen Pfeffer nicht ein Körnchen in die Briefe des Herrn v. Raumer heruntergefallen iſt! Vielleicht wären die radikalen Rübchen

und die conſervativen Rohrſtengel etwas ſchmackhafter dadurch geworden.

Herr v. Raumer beſuchte O'Connel, den großen Agitator, wie ihn alle Welt ſo ſehr artig nennt, weil er das Glück gehabt nicht ſchon als kleiner Agitator gehängt zu werden. Herr v. Raumer ſchreibt ſeinen Freunden, denen er dieſes berichtete: wie! werdet ihr auf⸗ſchreien, du warſt bei O'Connel! du? Nun ja, ich war bei O'Con⸗nel und ich lebe noch; denn der Mann war ſo billig mich nicht auf⸗zufreſſen. Bald aber fällt dem Herrn v. Raumer ein, man könnte es ihm in Berlin übel deuten, daß er von O'Connel mit heiler Haut davon gekommen und er keinen Menſchenfreſſer in ihm gefunden. Was thut er? Er ſpottet der kleinen Demagogen die in Köpenik und andern preußiſchen Feſtungen eingeſperrt ſind, und ſagt, die wä⸗ren nur Knirpſe und jämmerliche Wichte mit dem großen Agitator verglichen. Als ließe man in Preußen einen Vertheidiger des Volks zum O'Connel heranwachſen! Als würde, ſtiege durch ein Wunder ein O'Connel vollendet aus der Erde empor, man ihn nicht an den Hörnern des Mondes aufknüpfen! Ja, Herr v. Raumer, der große Aequator, verhöhnt die unglücklichen deutſchen Jünglinge, welche die ſchönſten Jahre ihres Lebens im Kerker ſchmachten müſſen, weil ſie das Wort Freiheit ausgeſprochen oder niedergeſchrieben! Er ver⸗höhnt ſie, daß ſie keine O'Connels geworden! Wie ſoll ich eine ſolche Niederträchtigkeit bezeichnen? Ich könnte ſie eine preußiſche nennen, aber das wäre noch lange nicht genug.

Folgende Stelle wird am beſten den Geiſt des Herrn v. Raumer darthun, und den des Herrn Menzel der ihn begreift.

„Das iſt edel und löblich, daß vertriebene Spanier, Franzoſen, Polen, ſo ſtreng ſie auch über ihre Gegner urtheilen mögen, doch immerdar ihr Vaterland über Alles lieben; daß die Flamme ihrer Begeiſterung ſich in Blicken, Bewegungen, Worten kund gibt, ſobald Spanien, Frankreich, Polen nur genannt wird. Ueber Deutſchland allein iſt die Schmach gekommen, daß Deutſche, welche meiſt nur ihre eigene Thorheit aus der Heimath hinweg trieb, daß dieſe unter andern Völkern umhergehen, und es ſich zur Ehre rech⸗nen, ihr Vaterland lieblos und gemüthlos anzuklagen. Nicht die Liebe treibt ihre Klagen und ihre Beredtſamkeit hervor, ſondern

lediglich Haß, Eitelkeit und Hochmuth. Anſtatt mit ſorgſamer Hand zu leiten, anſtatt mit Aufopferung (zunächſt der eignen Afterweisheit), zur Heilung des erkrankten Vaterlandes beizutragen, freuen ſie ſich jedes neu hervorbrechenden Uebels und wühlen, den Geiern des Prometheus vergleichbar, in den Eingeweiden deſſen, der ihnen das Leben gab. — Doch, dieſe ſchlechteſte Klaſſe aller Ultraliberalen iſt ſehr ſelten dem deutſchen Boden entſproſſen; ſie gehören meiſt einem Volke an, was einſt in flachen Kosmopolitismus hineingezwungen ward, und welches oft die Verhältniſſe der Familie, der Obrigkeit, der Unterthanen u. ſ. w. lediglich auf der Wage des kalten Verſtandes abwägt, mit anatomiſchen Meſſern zerlegt und mit chemiſchen Säuren auflöſt."

Die deutſchen Flüchtlinge ſind brave und tüchtige Männer und ſo hoch geſtellt durch die Ehre ihres Betragens, daß die Verläumdungen niedriger Regierungsknechte ſie nicht erreichen können. Sie ertragen die Verbannung aus ihrem Vaterlande und die härteſten Entbehrungen mit tugendhafter Stärke, und friſten ihr Leben durch die Arbeiten ihres Geiſtes oder was noch edler iſt durch ihrer Hände Arbeit. Sie haben ſelbſt in in ihrer größten Noth, niemals die Unterſtützung in Anſpruch genommen, welche die Großmuth und Menſchenliebe des franzöſiſchen Volks ſeit ſechs Jahren den Verbannten aller Länder dargereicht. Nach den amtlichen Berichten der franzöſiſchen Regierung, worin ſie von der Verwendung der Millionen die ihr für die Unterſtützung der Flüchtlinge bewilligt worden Rechenſchaft gibt, haben etwa ſiebentauſend Polen, Spanier und Italiener Unterſtützung genoſſen, und unter dieſen ſieben tauſend war nur ein Deutſcher. Und dieſen kennen wir, er iſt einer der bravſten von allen, und nur der Wunſch ſeine Studien zu vollenden, bewog ihn die Menſchenliebe der franzöſiſchen Regierung nicht zurückzuweiſen.

Es iſt gewiß, daß es unter den deutſchen Flüchtlingen auch beſoldete Schurken gibt; aber dieſe ſind nicht vom Auslande, nicht von der franzöſiſchen Regierung, ſondern von den deutſchen Regierungen beſoldet. Das ſind jene, welche die deutſche Polizei u n t e r d e r M a s k e g e f l ü c h t e t e r P a t r i o t e n, alle Tage nach Paris, nach London und in die Schweiz ſchickt, um die wahren Patrioten zu bewachen und auszuſpähen, und zugleich durch vorſätzliches Lüften

Digitized by Google

ihrer eignen Maske, auf die wahren Patrioten den Verdacht zu werfen, als wären ſie der Polizei verkauft. Dieſe deutſchen Spione ſind es, die am lauteſten ihr Vaterland verläſtern, und die man am häufigſten in den Bureaus der Pariſer Oppoſitionsblätter findet, wo ſie, um Zutrauen zu erwerben, täglich die ſchmähendſten Artikel gegen die deutſchen Regierungen einliefern.

Ganz mit Recht ruft Herr von Raumer aus: Ueber Deutſchland allein iſt die Schmach gekommen, daß Deutſche ihr Vaterland anklagen! Um ſo ſchlimmer. Die vertriebenen Spanier, Franzoſen und Polen haben nicht zu klagen gegen ihr Vaterland, ſondern nur über ihre Gegner (wie ſich Herr v. Raumer vorſichtig ausdrückt), das heißt gegen ihre Regierungen. Das Volk hielt zuſammen, das ganze Volk kämpfte für ſeine Freiheit, und es konnte nur beſiegt werden, weil ſeine Tyrannen ſich mit fremden Tyrannen verbunden, es zu unterjochen. Aber wie viele waren es die in Deutſchland durch Wort und That für die Freiheit des Vaterlandes gekämpft? Wurden ſie nicht verlaſſen von ihrem Volke? Standen nicht alle die Tauſende, ob ſie zwar die Unterdrückung mitfühlten, ſeitwärts auf den Ausgang wartend, immer bereit die Beute des Sieges aber nie bereit die Gefahren des Kampfes zu theilen? Nicht von ihren Gegnern wurden die deutſchen Patrioten beſiegt, ſondern von der Feigheit ihrer Freunde. Und wenn ſie ſich jedes neu hervorbrechenden Uebels ihres Vaterlandes freuen — hoffend, daß es ihre milchherzigen Mitbürger endlich zur Gährung bringen werde — wenn ſie ſich freuen, daß jene Schwachköpfe, welche nur immer jede Begeiſterung zu mäßigen geſucht, welche die heiße Liebe des Vaterlandes in eine kühle wiſſenſchaftliche Liebe zu verwandeln geſucht — daß dieſe für ihren mäßigen Freiheitsſinn ganz ſo hart beſtraft würden, als ſie ſelbſt für ihren ungeſtümen; ganz ſo hart für ihre Geduld als ſie ſelbſt für ihre Ungeduld; ganz ſo grauſam gezüchtigt würden für ihre feuerlöſchenden Reden und Schriften, als ſie ſelbſt welche die Waffen ergriffen — ſo iſt dieſe Schadenfreude den armen deutſchen Flüchtlingen wohl zu gönnen.

Herr v. Raumer und Herr Menzel ſtehen unter einer Fahne,

Digitized by Google

und daher iſt ihr Loſungswort das nämliche. Herr Menzel hatte die Parole, jeden deutſchen Schriftſteller, der Anhänglichkeit für Frankreich zeigte oder die deutſchen Regierungen nicht ausgezeichnet liebenswürdig fand, für einen Juden zu erklären, und er ging im Eifer ſeines patriotiſchen Vorpoſtendienſtes ſo weit, daß er das ganze junge Deutſchland, unter dem doch nicht ein einziger Jude war, in Maſſe beſchnitt, und zahlreiche arme Seelen der ewigen Verdammniß übergab. Doch Herr von Raumer treibt es noch weiter als Herr Menzel. Er trommelt aus: der größte Theil der deutſchen Flüchtlinge wäre dem deutſchen Boden nicht entſproſſen, ſondern gehöre einem Volke an, was einſt in flachen Kosmopolitismus hineingezwungen ward; das heißt aus dem Kauderwälſch des Verfaſſers der radikalen Rübchen in's Deutſche überſetzt: die meiſten politiſchen Flüchtlinge wären Juden. Und es iſt doch nicht ein Jude unter ihnen, nicht ein einziger! Und mit ſolchen unverſchämten Lügen, hoffen ſie die öffentliche Meinung irre zu führen! Aber Herr von Raumer ſollte doch nicht ſo erboßt gegen jenen flachen Kosmopolitismus ſein, der die Juden in den deutſchen Boden hineingezwungen, da er ſelbſt von eben jenem flachen Kosmopolitismus in die Häuſer aller der Berliner jüdiſchen Banquiers hineingezwungen wurde, bei denen er durch ſein ganzes Leben ſchmarotzt hat. Wären die hunderte von politiſchen Gefangenen nicht ganz vom Leben abgeſchieden, könnten ſie ein Wort der Klage laut werden laſſen, dann würde man, in der Hoffnung die Theilnahme ihrer Mitbürger mit ihrem unglücklichen Schickſale zu ſchwächen, auch von ihnen die Lüge verbreiten, ſie wären Juden. O die Elenden!

Zu jener Stelle aus Raumers Briefen, welche Herr Menzel in ſeinem Literaturblatte mittheilt, bemerkt derſelbe: „So iſt das Treiben jener Menſchen die im Sold des Auslandes ihr heiliges Vaterland höhnen, längſt von allen Ehrenmännern in Deutſchland angeſehen worden.“ Wenn Herr Menzel ſich und den Herrn von Raumer zu den Ehrenmännern zählt, dann dürfen die deutſchen Flüchtlinge dazu lächeln, daß er ſie vom Auslande gedungene Schurken nennt.

Digitized by Google

Wenn ich bemerkt, daß ſich unter den deutſchen Flüchtlingen keine Juden befinden, ſo geſchah es gewiß nicht die Juden darum zu loben; das Gegentheil wäre beſſer. Aber entſchuldigen muß ich ſie. Der Jude kann einmal dumm ſein, aber zweimal iſt er es ſelten. Es hatten eine große Menge Juden gegen Napoleon die Waffen ergriffen, und für die Freiheit ihres deutſchen Vaterlandes gekämpft. Doch als ſie unter die Sieger zurückgekehrt, wurden ſie gleich wieder unter die Heloten geſteckt, trotz der berühmten deutſchen Treue und Redlichkeit. Ja man wartete nicht einmal überall, bis ſie zurückgekehrt. Es geſchah in Frankfurt, daß während die jüdiſchen Freiwilligen im Felde waren, man ihren Vätern zu Hauſe die bürgerlichen und politiſchen Rechte wieder entzog, die ſie unter dem Einfluſſe der franzöſiſchen Geſetzgebung genoſſen hatten. Damals, da ich noch jung war und eine größere Lebenszeit zum Hoffen vor mir hatte, kam mir die Sache komiſch vor. Mein eigner Bruder war unter den Frankfurter Freiwilligen nach Frankreich gezogen, und während meine Mutter in Angſt und Kümmerniß war, ihr geliebter Philipp — ſo heißt er, ich bitte Seine Majeſtät den König von Preußen ganz unterthänigſt um Entſchuldigung — möchte für die deutſche Freiheit todt geſchoſſen werden, entſetzte man mich meines Amtes, weil ich ein Jude war. Darum haben die leicht gewitzigten Juden an den Freiheitsbewegungen, welch nach der Juli-Revolution in Deutſchland ſtatt gefunden, nur geringen Antheil genommen, und durch dieſe ihre Vorſicht hinlänglich gezeigt daß ihnen die blonde und ächt chriſtlich deutſche Geſinnung nicht ſo fremd iſt als Herr Paulus glaubt. Sie dachten, wir wollen abwarten, was die Sache für ein Ende nimmt; wenn die Freiheit ſiegt, haben wir immer noch Zeit uns als Patrioten zu melden.

Wir wollen jetzt von dem Meiſter wieder zu unſerm Lehrjungen des Preußenthums zurückkehren. Herr Menzel läßt uns ſagen, wir wollten uns die Tugendrepublik des ſeligen Herrn v. Robespierre von den Franzoſen in das Land bringen laſſen, zuerſt durch ſchmeichelhaftes Fraterniſiren, dann durch grobes Invaſiren. Wir verrechneten uns aber, die Zeiten hätten ſich ſehr geändert; Frankreich wäre im Sinken und Deutſchland im Steigen. Dieſe Anſicht der Dinge über-

Digitized by Google

raſcht mich gar nicht von einem ſo wohlerzogenen deutſchen Unterthanen als Herr Menzel iſt. Deutſche Unterthanen ſehen nie, weder auf die Wagſchaale, noch auf das Gewicht, noch auf das Gewogene, ſondern immer nur auf die Zunge der Wage; in allen monarchiſchen Staaten eine ſehr ungetreue Dolmetſcherin. Die Zunge kann ſich auf die eine Seite neigen, und das Uebergewicht dennoch auf der entgegengeſetzten Seite ſein.

„Wer immer noch in dem alten Traume der franzöſiſchen Revolution lebt, überſieht ganz, daß die Reproduktion der Zeit den Ort wie die Form gewechſelt hat. Das erbärmliche Wiederkäuen der alten Dinge in Frankreich beweiſt, wie ſehr dort die Schöpferkraft des neuen erloſchen iſt, während ſie beinahe in allen Ländern Europas mächtig ſich regt.“

„In dem ruhigen Entwickelungsgange der materiellen und geiſtigen Intereſſen in Deutſchland bereitet ſich eine weltgeſchichtliche Epoche vor, von deren Höhe man dereinſt nur mit Lächeln auf die Leute herabſehen wird, die ſich mit rückwärts gedrehten Hälſen von der Illuſion des Franzoſenthums nicht loszureißen gewußt haben. Daß dieſe Entwickelung vor ſich geht in der monarchiſchen Form und nicht in der republikaniſchen, in einer langſamen Evolution und nicht in einer vom Zaun gebrochenen Revolution, das macht, daß die Fanatiker ſie gar nicht begreifen. Aber die Franzoſen ſelbſt ſind nicht ſo fanatiſch, als die deutſchen Franzoſenfreunde. Sie ſehen beſſer, beurtheilen uns richtiger und hüten ſich nur, das gefährliche Wort auszuſprechen. Es iſt gewiß, daß die einſichtsvollen Köpfe und beſten Patrioten in Frankreich ihrer eignen Zukunft mißtrauen und dagegen ahnungsvoll und bange auf das deutſche Volk blicken, von dem ſie wohl wiſſen, daß die nächſten Jahrhunderte ihm gehören werden.“

Die nächſten Jahrhunderte werden weder den Deutſchen noch den Franzoſen, noch ſonſt einem andern Volke oder einem Fürſten gehören; ſondern der Menſchheit. Eine traurige Zeit, wo man durch Schmeicheln nichts mehr wird gewinnen, und durch periodiſches Deſertiren nicht mehr ſein Handgeld wird vervielfachen können! Aber welcher Schelm von reiſendem Spion hat dem Herrn Menzel all das närriſche Zeug über Frankreich vorgelogen? Was die Franzoſen vierzig Jahre lang gekäut und wiederkäut, das haben ſie ſeit ſechs Jahren verdaut, und jetzt gehört es ihnen auf immer. Woran ſie heute kauen, das iſt eine ganz neue Speiſe, wovon Herr Menzel gar

nichts zu wiſſen ſcheint. Und dieſes erbärmliche Wiederkäuen der alten Dinge in Frankreich beweiſt — daß die Franzoſen keine Deutſche ſind; daß ſie keine Kinder ſind, die ſich von den Knecht-Ruprechts und den Schornſteinfegern der Polizei hinter den Ofen jagen laſſen; daß ſie Männer ſind, die, was ſie einmal gewollt, einmal verlangt, alle Tage wollen und verlangen; daß ſie immerfort für das nämliche kämpfen, und ſich durch keine abſchlägige Antwort zurückſchrecken, durch keine Niederlage entmuthigen laſſen. Doch ein deutſcher Gelehrter begreift dieſes Käuen und Wiederkäuen nicht. Ihm iſt die Freiheit, er mag ſie lieben oder ihr abhold ſein, nur ein Syſtem der politiſchen Wiſſenſchaft, und er findet daher einen lächerlichen Pleonasmus darin, wenn man, was man geſtern geſagt und hat drucken laſſen, heute ſchon wieder ſagt und drucken läßt, ehe noch die erſte Auflage vergriffen iſt.

Was wäre denn das für ein gefährliches Wort, das die Franzoſen nicht auszuſprechen wagten? das gefährlichſte Wort für die Franzoſen des neunzehnten Jahrhunderts iſt Menzel, und dennoch wollte ich es in allen Städten und Dörfern, auf allen Gaſſen ausſchreien und es fände ſich in ganz Frankreich kein altes Weib, das Weib und alt genug wäre bei dem Worte zu erſchrecken. Wie! die Franzoſen ſehen ahnungsvoll und bange auf das deutſche Volk? Die franzöſiſchen Patrioten und die Beſten? Vielleicht ſieht der König der Franzoſen mit Furcht auf die deutſchen Fürſten, die einſt unter Rußlands Trommel ihn überfallen möchten. Und er hätte Recht ſich zu fürchten, denn da er jenen vereinten Fürſten nur ſeine eigne Fürſtlichkeit, und nur dieſe entgegen zu ſetzen hat, ſo könnte er in einem ſo ungleichen Kampf unterliegen. Aber die Franzoſen? Mit nichten. Das franzöſiſche Volk hat das deutſche, oder braucht es nicht zu fürchten. Werden die Deutſchen frei, dann ſind ſie die beſten Freunde und treueſten Verbündeten der Franzoſen, und bleiben ſie in ihrer gegenwärtigen Erniedrigung, dann werden ſie in jedem Kriege, wie holländiſche Thonpfeifen zerbrochen werden.

Was aber die vom Zaun gebrochene Revolution betrifft, ſo iſt das eben eine Redensart die man hinter allen Zäunen findet.

Digitized by Google

Herr Menzel bewirthe damit ſeinen Freund Raumer, ich will nichts damit zu thun haben.

„Je ſchwärzer Herr Börne die deutſchen Zuſtände malt, um ſo einleuchtender wird die Wahrheit, daß es mit einem Volk, das trotz der Cenſur eine Geiſteskraft und Geiſtesfreiheit entwickelt hat, wie kein anderes Volk ohne Cenſur, eine ganz beſondere Bewandtniß haben, daß es unter ganz beſonders glücklichen Sternen geboren ſein muß. Ein unparteiiſcher Fremder, der alles lieſt, was Herr Börne von der Erbärmlichkeit der Deutſchen mit der ſchwärzeſten Dinte geſchrieben hat, und der dann uns ſelber kennen lernt, und ein wackeres, in Wohlſtand blühendes, ſittenreines, in ſeiner Nationalbewaffnung furchtbares, doch gemäßigtes, in ſeiner conſtitutionellen Bildung langſam, aber ſicher reifendes Volk und endlich die unermeßlich reiche und freie Entfaltung unſerer Geiſter in der Literatur findet, der muß wiederholen, was einſt vor anderthalb Jahrtauſenden ein Römer von uns ſagte: „Es iſt ein Wunder, wie die Deutſchen alles ſchon von Natur haben, wozu wir kaum durch die mühſeligſte Staatskunſt gelangen können."

Es iſt nicht davon die Rede wie die Deutſchen vor fünfzehn hundert Jahren waren, ſondern wie ſie heute ſind. Große Ahnen ſprechen die Nachkommen nicht frei von ihrer Schuld, ſie klagen ſie ihrer Erniedrigung um ſo lauter an. Was uns die Natur gegeben, iſt Glück und kein Verdienſt; Verdienſt iſt nur der weiſe Gebrauch des Glückes. Wer unter einem glücklichen Geſtirn geboren und durch ſeine Verbrechen und Thorheiten die treuen und feſten Sterne ſelbſt zum Lügen und zum Wanken brachte, ſo daß ſie ihre Liebe in Haß umgewandelt: der rühme ſich ſeiner Sterne nicht, er ſchweige, damit man ſie vergeſſe. Mit einem Volke das trotz ſeiner Geiſteskraft und ſeiner Geiſtesfreiheit, ſich von einer aller Kraft ſpottenden, alle Freiheit zernichtenden Cenſur nicht zu befreien wußte; das ſich denjenigen unterwirft die ſchwach ſind an Geiſt, denjenigen gehorcht, deren Geiſt in Feſſeln liegt; mit einem Volke das trotz ſeines blühenden Wohlſtandes, der aller gemeinen Sorgen des Lebens überhebt; das trotz ſeiner Tüchtigkeit und ſeiner Sittenreinheit, nie das erreichen konnte, was andere Völker ohne Geiſteskraft, ohne Geiſtesfreiheit, ohne Tugend und ohne Wohlſtand zu erreichen wußten; das ſich der ſchmachvollſten Unmündigkeit nicht zu entreißen weiß, wie ein Schwachkopf

Digitized by Google

vor Geſpenſtern zittert oder wie ein Kind vor der Ruthe — mit einem ſolchen Volke muß es eine ganz andere Bewandniß haben. Wahrlich, Herr Menzel führt die Waffe mit ausgezeichneter Ungeſchicklichkeit; er faßt die Klinge mit der Hand und bietet ſeinem Widerſacher den Griff dar. Nichts iſt leichter als alle ſeine Entgegnungen auf ihn ſelbſt zurück zu wenden.

Gerechter Gott! was iſt das für eine Geiſteskraft die ſich geltend zu machen fürchtet und ſich vor jedem Polizeijungen gleich wie ein Taſchenmeſſer zuſammenlegt und die Schneide in dem hornenen Stiel verſteckt! Und was iſt gar an der Geiſtesfreiheit zu rühmen? Wer iſt nicht geiſtesfrei? Man iſt es zu jeder Zeit und überall; man iſt es im Kerker, auf dem Scheiterhaufen, in der Wüſte, im Gedränge der Narren und noch am Tiſche eines argwöhniſchen, blutdürſtigen und betrunkenen Tyrannen. Herr Menzel iſt es ſelbſt; und ſeine Gedanken können ſeiner Worte ſpotten.

Mit der unermeßlich reichen deutſchen Literatur mag Herr Menzel noch ein Jahrhundert lang ganz nach Belieben ſchalten; wir haben jetzt auf wichtigere Dinge zu denken, nach hundert Jahren wollen wir darüber rechten. Haben die Franzoſen und Engländer nicht auch eine reiche Literatur, und hat ſie die abgehalten ſich frei zu machen? Jeder Pariſer Handwerker würde den gelehrten Narren verhöhnen, der ſpräche: wir haben Montaigne, Rabelais, Corneille, Racine, Moliere, Descartes, Montesquieu, Voltaire, Rouſſeau, Diderot, Chateaubriand; wir haben eine königliche Bibliothek von einer halben Million Bänden und achtzig tauſend Manuſcripten; wozu braucht ihr Preßfreiheit? Wenn ein unverſchämter Buchknecht in England ſpräche: wir haben Bacon, Shakeſpeare, Newton, Pope, Milton, Byron, Hume, Gibbon; wozu wollt Ihr noch Parlamentsreformen? würde ihn jeder Londoner Laſtträger an der Bruſt packen, ihn ſchütteln und ihm erwiedern: Ihr ſeid ihr, und wir ſind wir, und wir ſind mehr als ihr.

Herr Menzel ſagt, die Deutſchen ſchritten langſam und ſicher in ihrer conſtitutionellen Bildung fort. Was die Sicherheit betrifft, ſo wollte ich keinem rathen, auf irgend eine deutſche Conſtitution eine Hypothek zu nehmen, denn die deutſchen Conſtitutionen gehören alle

zu den Mobilien. Was aber die Langſamkeit betrifft, ſo kömmt es darauf an wie es Herr Menzel verſteht. Ein Büßender, der nach Rom wallfahrte, ging nach je zwei Schritten einen zurück, das war langſam, er kam aber endlich dennoch hin. Die Deutſchen aber machen in ihrer conſtitutionellen Bildung nach jedem Schritte zwei Schritte zurück. Heißt das auch langſam und ſicher? Doch vielleicht denkt Herr Menzel, man könne auch von der entgegengeſetzten Seite zur Freiheit kommen, weil die Welt rund iſt und ſo will ich es gelten laſſen. Doch was er von der furchtbaren Nationalbewaffnung des deutſchen Volkes ſpricht, kann ich nicht gelten laſſen, weder den Nominativ noch das Adjektiv. War es dem Herrn Menzel Ernſt damit, oder wollte er ſpotten? Kann ich das wiſſen? Kann ich die Schelmereien errathen, die ſeine Gedankenfreiheit im Stillen übt?

Iſt es denn eine Bewaffnung der Nation? Es iſt eine Bewaffnung gegen die Nation. Glaubt Herr Menzel die großen Kriegsrüſtungen welche die deutſchen Fürſten ſeit ſechs Jahren gemacht, wären gegen Frankreich gerichtet geweſen? Nein, an einen Krieg mit den Franzoſen wagte man bis jetzt noch nicht zu denken Man wollte nur den geſunden Schlaf, die Pauſen und die Mutterwehen des wackern, im Wohlſtand blühenden, ſittenreinen, und an Büchern unermeßlich reichen deutſchen Volks bewachen; dazu waren die Rüſtungen beſtimmt. Und die Furchtbarkeit dieſer Bewaffnung liegt nur in dem Papp-Kaſten der Frankfurter Militär-Commiſſion und wird ſonſt nirgends zu finden ſein. Vereinte Kräfte wirken nur wo Einigkeit herrſcht, und die Einigkeit der deutſchen Fürſten hat ſich bis jetzt nur in den Steckbriefen gegen die geflüchteten Patrioten gezeigt. Oeſterreich und Preußen feinden ſich heimlich an und mißtrauen ſich; beide mißtrauen den kleinen deutſchen Fürſten; dieſe mißtrauen einander ſelbſt und alle vereint mißtrauen ihren Völkern und werden gewiß keinen Krieg mit Frankreich anfangen, ehe die Ruſſen an der Oder ſtehen und auf die Mäuſe achtgeben, während die Katze nicht zu Hauſe iſt. Und das nennt Herr Menzel eine furchtbare Nationalbewaffnung.

„In Deutſchland wachſen im Schatten mehr Früchte als in

Frankreich beim hellſten Licht. Wir lernen daraus nur erkennen was für ein guter Boden in unſerm Volk iſt, und wenn nur der Boden gut iſt, an der Sonne wird es, obgleich ſie wechſelt, niemals fehlen. Ich ſehe den ſchwarzen Schatten, auch ich gehöre nicht zu denen, die Schlechtes für Gutes halten, und Gutes ſchon für das Beſte, aber eben deßhalb kann ich auch nicht blind ſein für das wirklich Gute und Große in der deutſchen Natur.

„Erſcheinungen, die bei andern Völkern auf die tiefſte Verſunkenheit der Nation ſchließen laſſen würden, laſſen bei uns keineswegs darauf ſchließen. Die Oberfläche unſeres Daſeins verträgt viel, ohne daß der Kern angegriffen wird. Unſer großes Volk iſt gar ſehr auf die Dauer gemacht. Es ſpürt manche Wunde nicht, an der manche andere Völker verbluten würden. Es achtet, gleich dem ruhenden Löwen, mancherlei Beleidigungen nicht, die andere Thiere zur Wuth reizen. Es meint, gleich dem ſchlafenden Rieſen den der Donnergott mit dem Hammer ſchlug, es ſei nur ein Blatt vom Baum auf ſeine Naſe gefallen.“

Wahrhaftig, es giebt Einfältigkeiten, die einen ganz aus der Faſſung bringen können. Ich ſtehe verdutzt wie ein Narr mit offenem Munde da und weiß gar nicht was ich ſagen ſoll. Ich, der ich nicht die ſchärfſten Gründe fürchte, ſobald das Recht mich deckt, fürchte mich vor den Schneeballen die mir Herr Menzel an den Kopf wirft! So ſah ich einmal ein Volk im Aufruhr den Kugeln trotzen und vor einer Feuerſpritze erſchrocken davon laufen.

Wo nur Herr Menzel alle die Citronen und Zuckerhüte her nimmt! Er iſt ein ſtiller Ocean von Limonade, womit man den franzöſiſchen National-Convent zu einem böhmiſchen Landtage hätte abkühlen können. Wie dithyrambiſch iſt er, wenn er die Geduld des deutſchen Volkes verherrlicht! Ein Pindar der Geſchlagenen, ein Homer der Therſiten! Wenn die Torys wüßten, welcher einſchläfernde Schwung in den Dichtungen des Herrn Menzel herrſcht, ſie würden ihn eiligſt nach England berufen, um als ein Tyrtäus neuer Art das engliſche Volk zur Feigheit zu begeiſtern. Gewiß haben die Alexanders unter den deutſchen Hofräthen das Literaturblatt des Herrn Menzel unter ihrem Kopfkiſſen liegen. Ich aber — oder wollte ſich Herr Menzel vielleicht über mich luſtig machen? Nun,

Digitized by Google

dann umarme ich ihn mit Entzücken, denn es iſt ihm herrlich gelungen; er hat mich ganz raſend gemacht.

„Wir haben Zeit die Hülle und Fülle.“ Iſt das nicht ein Sturzbad, womit man ganz Bedlam heilen könnte? Iſt das nicht ein prächtig Paar Siebenmeilenſtiefel für ein fliehendes Volk von Haſen? Iſt das nicht ein Spruch, ganz würdig der ſieben Weiſen der Polizei, die in Frankfurt philoſophiren? Doch was helfen alle Gleichniſſe? Herr Menzel iſt unvergleichlich.

Das deutſche Volk „ſpürt manche Wunde nicht, an der andere Völker verbluten würden.“ Alſo weil es ein zähes Leben hat, ſoll es jede Wunde ungerochen annehmen? Es achtet gleich dem ruhenden Löwen, mancherlei Beleidigungen nicht, die andere Thiere zur Wuth reizen.“ Der Löwe verachtet die Maus die in ſeiner Mähne ſpielt, und die Fliege die ihn kitzelt; aber duldet er es ſo lange er lebt, daß ihn ein Eſel mit Füßen tritt, daß ein Tiger ſeinen ſcharfen Zahn in ſein Fleiſch bohrt? Werden die Deutſchen etwa nur von Mäuſen und Fliegen beleidigt? „Es meint, gleich dem ſchlafenden Rieſen den der Donnergott mit ſeinem Hammer ſchlug, es ſei nur ein Blatt vom Baume auf ſeine Naſe gefallen.“ Ich kenne den Rieſen nicht von dem hier Herr Menzel ſpricht, aber ich halte nicht viel von ihm. Was wäre denn das für ein Held, der, wenn ihm ſein Feind einen Fauſtſchlag in's Geſicht gibt, dazu lächelte und ſpräche: Ich habe es für einen Naſenſtüber gehalten! Wenn es ein Naſenſtüber geweſen, dann war der Schimpf um ſo größer, und um ſo blutiger hätte er gerochen werden müſſen. Die Ehre ſitzt nicht in der Haut, ſie ſitzt im Herzen. Aber der Rieſe ſchlief und der Donnergott wachte? Es ſei. Ich weiß recht gut aus Hufelands Makrobiotik, daß der Menſch wenigſtens ſechs Stunden, ich weiß aber auch aus der nämlichen Makrobiotik, daß er höchſtens acht Stunden täglich ſchlafen ſoll. Doch das Rieſenvolk der Deutſchen ſchläft Tag und Nacht, und alle Tage, und das ganze Jahr, und ſchon drei Jahrhunderte lang! Das iſt ungeſund, Herr Menzel. Des deutſchen Rieſenvolks Donnergott iſt der Bundestag, der ihm mit dem Ham-

Digitized by Google

mer ſeiner Ordonnanzen auf den Kopf geſchlagen, und das deutſche Volk gähnte und lächelte dazu, und ſagte: es habe das für ein Blatt — Papier gehalten! Das heißt ſeinen Löwen- und Rieſenſtolz zu weit treiben, und das alles iſt zwar ſehr dithyrambiſch, aber auch ſehr einfältig.

„Herr Börne fühlt es ſehr wohl, daß die Langmuth, mit welcher wir ſeine Beleidigungen hinnehmen, ſeine härteſte Strafe iſt. Er iſt nicht eitel, aber welchem ſterblichen Geiſt würde nicht dennoch der Gedanke ſchmeicheln, ſich einzeln einer ganzen Nation gegenüber im Kriege zu befinden? Aus ſeinem ſichern Verſteck in Paris wirft er alles was ſein Genie von Beſchimpfungen erfinden kann, in unſer Land herüber, und doch vermag er es nicht einmal dahin zu bringen, daß wir ihm ernſtlich zürnen. Wir ſehen ein, er hat in vielen Dingen Recht, und die vielen andern Dinge worin er Unrecht hat, können ihm wohl verziehen werden, denn er iſt krank, hat den Spleen im höchſten Grade, quält am Ende ſich mit ſeinen Grillen mehr als Andere, und es würde ſehr ungerecht ſein, wenn die große deutſche Nation dem kleinen kranken Manne in Paris ihr Mitleid verſagen wollte.“

Glaubt es Herr Menzel ſelbſt oder will er es glauben machen, daß ich mit meinen Geſinnungen dem deutſchen Volke allein gegenüberſtehe? Doch wie es auch ſei, er bitte ſeine Gönner nur auf vier Wochen Preßfreiheit zu bewilligen, und es wird ſich zeigen, daß vielmehr Herr Menzel und ſeine Gönner es ſind, die dem deutſchen Volke allein feindlich gegenüberſtehen. Er ſpricht von meinem ſichern Verſteck in Paris und gibt ſich eine überflüſſige Mühe ſich lächerlich zu machen. Soll ich etwa in Frankfurt ſchreiben? Ich wäre dort verſteckter als ich es in Paris bin, und wenn Herr Menzel mich zu ſprechen wünſcht, wird ihm eine Reiſe nach Paris weit weniger koſten, als es ihm koſten würde meinen Gefangenwärter zu beſtechen. Dieſe Menſchen ſprechen von Verſteck! Ihr ſprecht aus Eurem ſichern Verſteck hervor. Nie würdet Ihr wagen die deutſchen Flüchtlinge anzukläffen, wenn Ihr nicht wüßtet, daß die Kette der Cenſur an der Ihr ſelber liegt, und das Gitter der Polizei das Euch einſchließt, Euch gegen die verdiente Züchtigung ſchützt.

Herr Menzel ſagt, ich hätte in vielen Dingen Recht, in vielen Unrecht; aber er ſagt nicht worin ich Recht, er wagt nicht einmal zu

ſagen, worin ich Unrecht habe. Er umhüllt alles mit einem blauen Dunſt, verſichert die Welt, dahinter wäre ich verborgen, und ſucht ihr zu erklären woher mir der Dunſt gekommen. Er erklärt meine traurigen Phantasmen aus den Fehlern meiner Leber und aus noch tiefern Fehlern. Keiner wundere ſich darüber hier Verdauung und Religion zuſammengeſtellt zu ſehen; es gibt Menſchen genug welchen ihre Verdauung die einzige Religion iſt, und deren Vorbereitung der heiligſte Gottesdienſt.

Herr Menzel nennt mich einen Ueberläufer und er wagt dieſes Wort auszuſprechen! Wenn er Cenſor wäre, ſollte er es in allen neuen Wörterbüchern durchſtreichen. Ich erinnere mich noch der Zeit, da Herr Menzel mich ſehr geprieſen, da er ſchrieb, Deutſchland wäre meine Braut, und wenn ich es hart anfahre, wäre das nur das Schmollen eines Liebenden. Ich erinnere mich auch daß er geſchrieben, mich zu tadeln käme ihm vor wie von der Polizei zu ſein. Habe ich mich ſeitdem geändert? Nein, die Zeiten haben ſich geändert, die Winde, die Aengſte und die Hoffnungen. Damals war Herr Menzel noch nicht in die würtembergiſche Kammer gewählt, und da diente ihm die Maske der Freiſinnigkeit, ſich neben freiſinnigen Männern einen Platz zu gewinnen. Sobald der Freiheits-Carneval vorüber war, zeigte Herr Menzel ſein wahres Geſicht. Ich nenne ihn keinen Ueberläufer, ſonden einen Ueberſchleicher. Doch er mag ſich noch ſo langſam und vorſichtig umgeſtalten, mich täuſcht er nicht, wie vielleicht viele Andere. Wie er auch ſchlich, ich ging ihm wie ein Minutenzeiger nach, ich weiß wohin er ſchleicht, kenne ſein Ziel und auch die Stunde in der er es erreichen wird.

Hier aber muß ich die Meinung die ich von Herrn Menzel habe ganz ſagen; denn die ſtrengſte Pflicht verbietet mir, der Gefahr eines leichtſinnigen Widerſpruchs beſchuldigt zu werden, auszuweichen. Wenn ich früher von der Inſtruktion des Herrn Menzel geſprochen; wenn ich ihn einen Kothſaſſen der Allgemeinen Zeitung, einen Prokurator der deutſchen Bundesverſammlung genannt, ſo bitte ich ihn und bitte jeden meiner Leſer, dieſes ja nicht zu mißdeuten. Ich will nicht damit ſagen, daß ſich Herr Menzel verkauft hat, ich ſage nicht damit, daß Herr

Digitized by Google

Menzel ſeiner wahren Meinung entſagt, und falſche heuchelt, um der Macht zu ſchmeicheln; ich ſage es nicht, denn ich denke es nicht. Ich klage nur die Eitelkeit ſeines Herzens, die Schwäche ſeines Gemüths, und ſeinen Unverſtand in politiſchen Dingen an. Menzel iſt der Erſte nicht, der aus einem Freunde der Freiheit ihr Feind geworden, nicht weil er ſeine Geſinnung gewechſelt, ſondern weil er die Macht nicht mehr hatte der Freiheit nützlich zu ſein, oder den Muth verloren ſich öffentlich ihren Freund zu nennen. Es gab ſchon viele ſolcher Menſchen, die aus der Noth eine Tugend gemacht, die es aber nicht dabei bewenden ließen, was noch verzeihlich geblieben wäre, ſondern die jene erzwungene Tugend ſich ſelbſt als freie Tugendhaftigkeit, die Noth derer aber die ihre Noth treu fortgefühlt, dieſen Andern als Halsſtarrigkeit, Blödſinn und Ruchloſigkeit angerechnet. Was war es denn ſonſt was in früherer Zeit Görres, Schlegel, Steffens, Zacharias Werner und noch ſo manchen andern edlen Deutſchen, aus dem Reiche des Sonnenlichtes und der Wahrheit in Nacht und Wahn geſtürzt; was ſie aus Adlern zu Eulen, aus Denkern zu Myſtikern gemacht? Die Verzweiflung war es, an ſich, dem Vaterlande uud der Welt. Ohnmächtig ſich die Freiheit des Lebens zu gewinnen, flüchteten ſie in die Freiheit des Todes. Um nicht länger Gefangene zu bleiben, wurden ſie Gefängnißwärter und klirrten dann ſo ſtolz mit den Schlüſſeln in ihren Händen, als hätten ſie damit die Wahrheit aufgeſchloſſen und nicht eingeſchloſſen, und dann kamen alle Heuchler und Dummköpfe herbei und küßten die Schlüſſel der Wahrheit und verehrten die heiligen Schlüſſelträger*).

*) Wie gut dieſe frommen Leckermäuler es verſtanden haben, ſich eine zugleich heilige und nahrhafte Suppe zu bereiten, indem ſie irdiſches Brod in den himmliſchen Glauben brockten, davon möge folgendes Beiſpiel zeugen. Adam Müller, Preuße, Proteſtant und ſonſt nichts, wurde katholiſch und öſterreichiſcher Staatsbeamter. Als General-Conſul in Leipzig ſchrieb er der Frau von Varnhagen: „Ich bin kein Knecht der Mächtigen, aber auch kein independenter ſogenannter Staatsbeamter, ſondern ganz einfach der Diener meines Kaiſers, nächſt Gott, im Leben und Tod; außerdem glühend für das was von den beſten aller Jahrhunderte Freiheit genannt worden iſt, für eine galante Freiheit, für eine ſolche, die ſich nur im Dienſt und in der Hingebung an einen irdiſchen Herrn zeigen kann, deren Lebenselement das Opfer iſt, die alſo nur an dem Opfer aller Opfer ihre Flamme entzünden kann.“ Aber Adam Müller war kein Heuchler. Er hatte ſich in den Glauben hinein geglaubt, und ſich an dem Opfer aller Opfer entzündend, ſein Amt und den damit verbundenen Gehalt, als ein ihm auferlegtes Kreuz mit chriſtlicher Ergebung ertragen.. Er gehörte zu jenen klugen Amphibien, die ſich vor jeder irdiſchen Noth in den

Digitized by Google

Was will denn aber eigentlich Herr Menzel, könnten mich die Leſer fragen, und woher kömmt ihm ſeine wunderliche Idioſynkraſie gegen die Franzoſen? Herr Menzel iſt der Peter von Stuttgart. Es ſchmerzt ihn, das heilige Grab des Abſolutismus in den Händen der Ungläubigen zu ſehen, und er beſchwört die frommen Deutſchen, Frankreich zu erobern und in Paris ihr Kreuz aufzupflanzen, und für dieſes gottgefällige Werk verſpricht er ihnen Ablaß von allen ihren Sünden und Schwächen. Ich will es euch ſagen was diejenigen wollen, für deren Vortheil Herr Menzel und noch viele Andere ſich öffentlich oder heimlich bemühen. Aber ich will es nicht mit meinen eigenen Worten ſagen, denn da käme Herr Menzel wieder und ſpräche: er hat den Spleen, glaubt ihm nicht! Nein, ich will es mit den Worten Derjenigen ſagen, die den Spleen nicht kennen, die, ob ſie zwar ungeheuer viel eſſen, doch nie an Verdauungsſchwäche leiden, weil ſie die Grundbedingung eines guten Magens haben: ein ſchlechtes Herz. Ich will es mit den Worten der Staatsmänner, Diplomaten, und Fürſten, dieſer hohen, höchſten und allerhöchſten Perſonen ſagen. Suche ſich der deutſche Leſer die von Kombſt herausgegebenen Aktenſtücke des deutſchen Bundes und das in London erſcheinende Portfolio zn verſchaffen*). Dort wird er die Anſichten, Befürchtungen, Hoffnungen und Pläne, welche Rußland, Oeſterreich und Preußen rückſichtlich des deutſchen Volkes haben, klar ausgeſprochen finden. Da mir aber die ungemeine Geiſtesfreiheit die in Deutſchland herrſcht, hinlänglich bekannt iſt, und ich fürchte genannte Schriften möchten dort ſchwer zu haben ſein, will ich deren Reſultate ſo kurz als möglich auszeichnen.

Himmel, und vor jeder himmliſchen Noth ſich auf die Erde flüchten. Sie werden auch ſelig werden, denn der liebe Gott iſt ein gar guter Herr und nimmt es nicht ſo genau; uns aber ſollten dieſe Herren mit ihrer galanten Freiheit nicht zum Beſten haben wollen.

*) 1. Authentiſche Aktenſtücke aus den Archiven des deutſchen Bundes, zur Aufklärung über die hochverrätheriſchen Umtriebe der deutſchen Fürſten. Straßburg 1835.

2. Der deutſche Bundestag gegen Ende des Jahres 1832. Straßburg 1836.

3. Le Portfolio, ou Collection de documents politiques, etc. Traduit de l'anglais. Tome I. n. 2 Mémoire sur l'état et l'avenir de l'Allemagne, écrit sous la direction d'un ministre à St. Peterebourg, et communiqué confidentiellement à plusieurs gouvernemens germaniques. Paris 1836.

Digitized by Google

I.

Preußiſche Stimmen.

Die Denkſchrift eines ungenannten preußiſchen Diplomaten über die Politik Preußens in Bezug auf Deutſchland, enthält unter anderm Folgendes:

Preußen muß ſuchen: „Einmal gemeinſchaftlich mit Oeſterreich dahin zu arbeiten, daß die nächſte europäiſche Kriſe Deutſchland ſo viel als möglich einig und bewaffnet finde.“

„Ferner dabei, doch allmählich und unter der Hand, den unmittelbaren Einfluß Preußens in Deutſchland wieder herzuſtellen, zu begründen, zu erweitern.“

Das Syſtem Preußens am Bundestage, während der Dauer der öſterreichiſchen Allianz dürfte folgende Zwecke vorzüglich zu befolgen haben:“

A. (Bundes-Militär-Verfaſſung).

B. „Gemeinſchaftlich mit Oeſterreich über die Erhaltung der Ruhe in Deutſchland zu wachen, zugleich das repräſentativ-demokratiſche Syſtem zu bekämpfen.“

C. „(Abwehrung des Einfluſſes fremder europäiſcher Mächte.)“

D. „Dabei aber doch möglichſt alles ſo vorzubereiten, daß wenn einſt eine Trennung Preußens von Oeſterreich erfolgen und demzufolge eine Spaltung Deutſchlands ſtattfinden ſollte, der überwiegende Theil der Bundesſtaaten ſich für Erſteres erklärte.“

„Wenn die Erreichung der Zwecke ad A, B und C ein kräftiges und gleichförmiges Wirken mit Oeſterreich erheiſchte, ſo ſchiene die Rückſicht ad D durch nichts mehr befördert zu werden, als wenn man Oeſterreich bei jenem Wirken die von demſelben ſyſtematiſch geſuchte Ausübung der Initiative in ſeinem eignen Namen und die damit verbundene formelle Geſchäftsführung bereitwillig überließe, und nur hinſichtlich der weſentlichen Punkte eine frühere geheime Einverſtändigung zwiſchen Berlin und Wien in Anſpruch nähme. Nach der unveränderlichen Politik der mittleren und kleineren deutſchen Staaten wird ſtets ihre Souveränitäts-Eiferſucht gegen die, die Suprematie in Anſpruch nehmende Macht gerichtet werden, und bei den eben auseinandergeſetzten Verhältniſſen dürfte es vielleicht das einzige Mittel, den preußiſchen Einfluß wieder in Deutſchland herzuſtellen ſein, jener Souveränitäts-Eiferſucht einen andern Gegenſtand als Preußen zu geben.“

„Mag Preußen dabei eine paſſive Rolle ſpielen, und in manchen Punkten nur der öſterreichiſchen Politik zu folgen ſcheinen; je mehr es jenen Schein zu gewinnen glückt — deſto ſicherer wird ihm einſt die Mehrheit der Bundesſtaaten zufallen,

Digitized by Google

wenn das Aufhören der preußiſch-öſterreichiſchen Allianz auch den Druck, den ihr vereintes und umfaſſendes Gewicht ausübte, aufhören läßt.“

— „Aus allem Obigen ſchiene, als Rekapitulation, folgende .... Stellung Preußens am Bundestag hervorzugehen — In den allgemeinen politiſchen Bundesbeziehungen, Ausgleichung der etwaigen Differenzen, direkt zwiſchen Berlin und Wien, aber zu Frankfurt, enges, in der Regel milderndes Anſchließen an Oeſterreich, wobei zuweilen, aber nicht zu oft, in populären Gegenſtänden ein berechneter oſtenſibler und eklatanter Akt von Selbſtſtändigkeit zu zeigen.... Ein anſcheinend reger Eifer für die Befeſtigung und Entwickelung der Reformen, die unter der Hand aber, mit Ausnahme derjenigen, welche auf die Militair-Verfaſſung und die Stellung des Bundes gegen das Ausland Bezug haben, ſo loſe als möglich zu erhalten wären. —“

„Die Natur der einzigen Regierungsform, die allein Preußens Größe und Einfluß ſichern kann, ſchließt ſchon, ohne andere Verhältniſſe zu berühren, unwiderruflich die Begünſtigung der demokratiſch-repräſentativen Ideen aus, welche jetzt noch ſo vielen Einfluß in Deutſchland ausüben. —“

„Es ſchiene wünſchenswerth, und ſelbſt beim Feſthalten an der öſterreichiſchen Allianz nicht unerreichbar, daß, wie es vor dem Beginne der franzöſiſchen Revolution der Fall war, Preußen als der deutſche Muſterſtaat angeſehen, und ſeine Schriftſteller wieder die tonangebenden in Deutſchland würden, und dies Reſultat dürfte unvermeidlich ſein, ſobald, wie ſchon erwähnt, das demokratiſch-revolutionäre Treiben, und die ſüddeutſche Schein-Conſtitutionalität depopulariſirt worden wäre. Es verdiente dabei eine reifliche Prüfung, ob, da jene Partei nun doch einmal an der Entwickelung und Geltendmachung ihrer Theorie vor dem Publikum nicht gehindert werden mag, es nicht rathſam wäre, ſie gleichfalls nach dem Beiſpiel der engliſchen und franzöſiſchen Regierungen, in ihren Grundſätzen, in ihren Leitern und ihren Organen einer direkten, aber kräftigen öffentlichen Diskuſſion zu unterwerfen, als es nicht allzuſchwer ſein dürfte, gegen jene Grundſätze und Einrichtungen bei den beſonnenen und richtig urtheilenden Deutſchen die National-Eitelkeit und Ehre in's Spiel zu bringen, indem man dieſelbe, von einer nebenbuhleriſchen Nation ausgehend, durch Bildung von Parteien im Sinne des Auslandes wirkend, darſtellte.“

— Graf von der Golz, ehemaliger preußiſcher Bundestagsgeſandter, macht in einer Denkſchrift an das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten folgende Aeußerung:

„Die Elemente, die ihr (der Bundesverfaſſung) zu Grunde gelegt wurden, mußten von gemeinnützigen und liberalen Ideen ausgehen, weil die Völker, die nur durch den höchſten Grad patriotiſcher Exalta-

tion zu den Opfern vermocht worden waren, durch welche die allgemeine Anſtrengung zur beabſichtigten Befreiung Deutſchlands und Europas möglich wurde, zu großen Erwartungen im Sinne des ihnen vorſchwebenden übertriebenen Begriffs von Freiheit berechtigt waren; man genügte dieſem Erforderniß des Augenblicks, weil es unerläßlich war."

— Einer Denkſchrift des preußiſchen Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Bernſtorfs, über die Mittel die Ruhe im Innern Deutſchlands im Falle eines Krieges mit dem Auslande, aufrecht zu erhalten, entworfen, auf Befehl des Königs im Jahre 1831, ſind nachfolgende Aeußerungen entnommen.

„Wie gegründet indeſſen auch jene Beſorgniſſe ſein mögen, ſo rechtfertigen ſie doch keinen Zweifel an dem Vorhandenſein und der Wirkſamkeit von Mitteln, dem drohenden Uebel vorzubeugen oder ſeine ferneren Ausbrüche mit Erfolg zu bekämpfen, ſelbſt im Falle eines unvermeidlichen Krieges, unter den Deutſchen eine zuſtimmende Begeiſterung zu entzünden, welche zur Erleichterung der ihnen anzuſinnenden Opfer mitwirke."

— „Je leichter der natürliche Verſtand einſieht, wie ſehr das Gemeinwohl dabei intereſſirt iſt, daß die Grenze des Staates gegen Angriffe eines auswärtigen Feindes vertheidigt . . . werde; um ſo wichtiger für ganz Deutſchland ſcheint mir zunächſt die Annahme oder Behauptung einer Politik, welche für den Fall, wenn ein Krieg unvermeidlich ſein ſollte, ſicher dahin führt, daß der Uebergang aus dem jetzigen Zuſtande in den Kriegszuſtand unter Umſtänden geſchehe, die eine unbedingte Nothwendigkeit des letztern als evidente Thatſache den Unterthanen aller deutſcher Staaten unabweislich vor die Augen rücken; was nach dem herrſchenden Geiſte unſerer Zeiten nicht etwa bei einem Kriege um Prinzipien, worüber im Innern von Deutſchland ſelbſt Parteien ſich ſtreiten, ſondern nur alsdann ſtatt finden wird, und ſicher erwartet werden darf, wenn ein Angriff von Seiten des Feindes alle Zweifel über jene Nothwendigkeit des Krieges zerſtreut und alle weitern desfallſigen Rechtsdeductionen als überflüſſig erſcheinen läßt, deren Unentbehrlichkeit zur Ausführung der Motive des Krieges überhaupt nichts wünſchenswerthes wäre. —"

„Zur Aufrechthaltung, tieferer Begründung des Sinnes für Recht und Ordnung kann ohne Zweifel auch die Preſſe weſentlich beitragen. Es iſt desfalls gewiß ſehr zu bedauern, daß ſich jetzt zu wenige tüchtige Männer erheben, um jene gute Sache des Rechts und der Ordnung gegen die Angriffe, denen ſie beſonders in ausländiſchen Blättern ausgeſetzt iſt, mit Ernſt und Einſicht zu vertreten. Damit die Herausgabe von Zeitungen oder periodiſchen Blättern, welche ſich dieſem Zwecke widmen, nach Möglichkeit gefördert werde, möchte es ſchon jetzt an der Zeit ſein, hierzu Schriftſteller von Talent und

guter Geſinnung zu gewinnen, bei denen die letztere ſich in der Neigung offenbare, durch ihre Feder die Löſung der ſchwierigen den Regierungen obliegenden Aufgabe zu erleichtern. Immerhin könnte man ihnen dabei — ſofern ihre Perſönlichkeit hinreichende Garantie gewährt — freieren Spielraum geſtatten, ohne jedoch im Allgemeinen eine weſentliche Veränderung der geſetzlichen Beſtimmungen über die Cenſur eintreten zu laſſen; denn dieſe wird auch im Falle eines Krieges nicht entbehrt werden können, ſo wenig man übrigens der Begeiſterung, welche mit Wort und Schrift die Sache des Vaterlandes gegen den auswärtigen Feind vertheidigen will, Einhalt zu thun haben dürfte. —“

„Aufgeſtellt in den bezeichneten Gegenden, und nach Umſtänden zu mobilen Colonnen organiſirt, würde dieſe Reſerve (die des Bundesheeres) dem Deutſchen Bunde, während ſeine Heere dem auswärtigen Feinde gegenüberſtehen, für die Erhaltung der Ruhe in ſeinem Innern die wirkſamſten Dienſte zu leiſten geeignet ſein. —“

„Unter ehrfurchtsvoller Bezugnahme auf jene Vorſchläge glaube ich namentlich in tiefſter Unterwürfigkeit empfehlen zu müſſen:

„Daß E. K. M. allerhöchſte Regierung bei einer Politik beharre, welche den Frieden auf alle mit Preußens Ehre und andern weſentlichen Intereſſen vereinbare Weiſe zu erhalten ſuchte, nnd zugleich — wenn ein Krieg demnach unvermeidlich werden ſollte — den auswärtigen Feind in den Fall ſetzt, ihn durch einen Angriff von ſeiner Seite zu eröffnen. Unternimmt alsdann der Feind einen Angriff, ſo wird E. K. M. landesväterliche Anſprache an das Volk, wie ſie im Jahr 1813 ſtattfand, gewiß ähnliche Wirkungen hervorbringen und mächtig dazu beitragen, daß der treue Wille allerhöchſt Ihrer Unterthanen, ſich ihres Königs würdig zu bezeigen, allenthalben in That übergehe. —“

Auf vorſtehenden ausgezogenen Bericht des preußiſchen Miniſters antwortete der König:

„Was die anderweitigen, Ihrer Darſtellung hinzugefügten Vorſchläge betrifft, ſo iſt zwar rathſam, für die Sache des Rechts und der Ordnung einſichtsvolle Schriftſteller zu gewinnen; bei der anerkannten Schwierigkeit aber, ſolche Schriftſteller zu ermitteln, die mit den erforderlichen Kenntniſſen und Talenten auch erprobte treue Geſinnungen und den erforderlichen Takt für das Angemeſſene verbinden, wird die Benutzung der Preſſe für den Fall des Krieges vorzubehalten ſein. —“

Der preußiſche General von Borſtell, in einem Briefe an den General-Adjutanten des Königs, geſchrieben 1832, worin er Vorſchläge macht, wie mit den deutſchen Ständekammern und den deutſchen Revolutionärs zu verfahren ſei, äußerte:

Digitized by Google

„Staatsſicherheit, nach moraliſchen Grundſätzen feſtgeſtellt, iſt die wichtigſte der Regierungspflichten, ſie wird durch repräſentative Formen oder Volksvertretungen nirgends geſichert, vielmehr durchweg wo wir hinblicken, gemißbraucht und gefährdet.“

II.

Oeſterreichiſche Stimmen.

Ein Oeſterreichiſches an das Preußiſche Cabinet gerichtetes Promemoria, über die Publicirung der Bundestags-Protokolle, enthält unter anderm folgende Aeußerung:

„Man darf jedoch nicht aus der Acht laſſen, wie es überhaupt mit dem Intereſſe ſteht, welches die deutſche Nation an dem deutſchen Bunde nimmt.“

„Wäre die Bundesverſammlung — wie es in den erſten Jahren ihrer Exiſtenz von der liberalen Partei geglaubt und gewünſcht wurde — eine Art National-Repräſentation, beſtimmt alle Rechte zu ſchützen und in alle das gemeinſame Intereſſe der deutſchen Unterthanen betreffende innere Angelegenheiten kräftig und wirkſam einzugreifen, ſo würde ihr allerdings das allgemeine Intereſſe nicht entgehen, beſonders wenn auch noch die Inſtruktionen der Bundestags-Geſandten in den Ständeverſammlungen berathen würden, wie dies ſchon früherhin und jetzt neuerlich vielfach als unumgänglich nothwendig behauptet und angeprieſen worden iſt. Die Kompetenz der Bundesverſammlung iſt aber, ſeit dem Jahre 1820, definitiv und auf eine Art geregelt, welche ihr eine andere Stellung gegeben hat, als die ohnehin nur chimäriſche einer Volksrepräſentation, und es iſt ſehr zweifelhaft, ob ſie unter denen, welche im Volke das große Wort führen, an Popularität und Anſehen durch die Bekanntmachung ihrer Berathungen ſehr gewinnen werde. Nicht durch die Geheimhaltung ihrer Protokolle iſt das Anſehen der Bundesverſammlung geſunken. Ehe noch dieſe Geheimhaltung eingeführt war, fingen die Demagogen an die Bundesverſammlung zu verſchreien, ſobald ſie ſahen, daß dieſe ihnen nicht als Werkzeug dienen wollte, ſondern ſich vielmehr ihren verbrecheriſchen Abſichten als ein Damm entgegenſtellte; und auch der nicht demagogiſche, ſondern beſonnene Theil des Publikums verlor nach und nach das früher gehegte Intereſſe am Bunde, ſobald man ſich überzeugte, daß es nicht in der Aufgabe der Bundesverſammlung liege, in den wichtigſten innern Angelegenheiten, namentlich in den Handels- und ſtändiſchen Angelegenheiten, einen entſchiedenen Einfluß zu äußern. Jene anti-demagogiſche Tendenz und dieſe beſchränkte Kompetenz der Bundes-Verſammlung dürften wohl allein als die wahren Urſachen des verminderten Intereſſes an den Verhandlungen derſelben zu betrachten ſein, und ſo lange dieſe wohlbegründeten Urſachen beſtehen,

Digitized by Google

wird auch die Bekanntmachung ihrer Protokolle nicht das Mittel ſein, ihr Anſehen zu heben. Niemand wird übrigens glauben, daß die Bundes-Verſammlung darum, weil ihre öffentlichen Protokolle nur weniger bedeutende Gegenſtände betreffen, ſich in ihren geheimen Sitzungen nicht mit wichtigen beſchäftige. Es iſt zwar nicht in Abrede zu ſtellen, daß es wünſchenswerth wäre, wenn die Mehrzahl der denkenden Menſchen in Deutſchland auf den Fortbeſtand des Bundes einen Werth legte; aber die Hauptbürgſchaft ſeiner Dauer wird wohl der deutſche Bund in der Meinung der Regierungen und nicht in der Meinung des Publikums zu ſuchen und zu finden haben. So lange die Regierungen den Fortbeſtand des Bundes aufrichtig wünſchen und wollen, wird derſelbe auch fortbeſtehen, und das Urtheil der Unterthanen wird ihnen hierin kein weſentliches Hinderniß in den Weg legen. — —"

In einem Schreiben des Fürſten von Metternich an den Oeſterreichiſchen Geſandten in Berlin, worin die Anſichten des Oeſterreichiſchen Kabinets über die neue Badiſche Geſetzgebung ausgeſprochen werden, heißt es:

„Da vielmehr alles, was aus deutſcher Preſſe hervorgeht, ſich ſofort über alle deutſchen Länder verbreitet, und Deutſchland heute einen auf Erhaltung gemeinſamer Ruhe und Sicherheit gegründeten Staatskörper bildet, ſo darf es einzelnen Gliedern dieſes Staats nicht freiſtehen, die große Mehrzahl der andern Staaten mit einem Vorrathe ſchlechter oder gar nicht cenſurirter Schriften zu überſchwemmen."

„Wir ſehen aber dieſe Frage als eine Lebensfrage für den Bund an, und erſuchen daher den Herrn Grafen von Bernſtorff angelegentlichſt, in dieſer wichtigen Angelegenheit den Ausſpruch beider Höfe vollkommen gleich an den Bundestag treten laſſen zu wollen. — —"

Kurze Zeit nach dem Hambacher Feſte ſchrieb der Fürſt von Metternich an den Preußiſchen Bundestags-Geſandten von Nagler in Frankfurt:

„Das Hambacher Feſt, wenn es gut benutzt wird, kann das Feſt der Guten werden. —"

In einer Inſtruktion des Fürſten von Metternich an den Oeſterreichiſchen Bundestags-Geſandten in Frankfurt, über die Frankfurter Ereigniſſe des 3. Aprils 1833 heißt es:

„Für Deutſchland ginge vielleicht in einem mangelhaften Ausgange dieſer Unterſuchung eine nie wiederkehrende Gelegenheit verloren, auf den eigentlichen Grund des Uebels, welches ſeit Jahren feindſelig auf den Fürſten wie auf den Völkern laſtet, zu kommen."

Digitized by Google

III.

Ruſſiſche Stimmen.

(1834.)

„Gleich von 1789 an, fanden die Lehren der franzöſiſchen Revolution bei vielen deutſchen Denkern eine günſtige Aufnahme; aber die Maſſe des Volks blieb ihnen um ſo fremder, als ſeine pedantiſch-religiöſe Erziehung (éducation pédantesquement religieuse), es von jeder eigentlich politiſchen Idee entfernt hielt.“

— „Zwar wußte Napoleon mit ſeinem eigenen Zepter alle Aeußerungen feindlicher Geſinnungen gegen die Macht niederzuhalten; doch konnte er nicht verhindern, daß die von der Franzöſiſchen Revolution in Umlauf gebrachten Ideen ſich in Deutſchland ausbreiteten und ſich beſonders in den Univerſitäten und Schulen feſtſetzten. Erſt nach dem Sturze des großen Mannes gewahrte man, welche tiefe Wurzeln jene Ideen ſchon gefaßt hatten. Ihre erſten Früchte waren ſchön und herrlich, denn der Befreiungskrieg gab Gelegenheit die edelſten und reinſten Geſinnungen zu entfalten. Die Begeiſterung des Volks war eben ſo bewundernswürdig durch ihr erhabenes Ziel, als durch die Mäßigung worin ſie ſich anfänglich zu erhalten wußte; unglücklicher Weiſe zeigten die folgenden Jahre, daß Fürſten und Miniſter ſich ſchwer getäuſcht hatten als ſie den Kampf Deutſchlands unter dieſem einzigen Geſichtspunkt betrachtet. Nach dem Kriege zeigten politiſche Anſprüche die ſich in den meiſten Staaten kund gaben, augenſcheinlich genug, daß, als die Deutſchen die Waffen ergriffen, ſie nicht blos Napoleon, ſondern auch ihre eignen Regierungen treffen wollten.“

— „Da die wahre Religioſität einer der Grundzüge des deutſchen National-Charakters iſt, mußte der Befreiungskrieg hierdurch natürlich eine Art religiöſe Weihe bekommen. Mehrere Staatsmänner ſuchten den öffentlichen Geiſt in dieſer Richtung zu erhalten, und unter andern war der Fürſt Metternich in dieſem Sinne thätig. Indeſſen, ob zwar die Mehrzahl des deutſchen Volkes, zu dem alten öffentlichen Rechte, das ſich auf theologiſche Prinzipien gründet, ſich hinzuneigen ſchien, ſo erklärte ſich doch auf mehreren Univerſitäten eine ſtarke Oppoſition gegen jene Anſicht.

— „Preußen allein machte ſich, nach einer doppelten bittern Erfahrung, keine Täuſchung mehr über die Richtung des öffentlichen Geiſtes. Es erkannte mit vielem Scharfſinne, daß die Deutſchen die Polen weniger wegen ihrer ſelbſt, als wegen ihrer Revolution liebten. Deutſchland verdankte 1832 ſein Heil nur dem

Digitized by Google

ernſten und würdevollen Syſtem, welches Preußen in ſeinem friedlichen Betragen gegen die polniſche Revolution leitete.“

— „Alle deutſchen Bundesſtaaten, mit Ausnahme Oeſterreichs und Preußens, ſind konſtitutionelle Staaten, und der freie Austauſch der Ideen durch die Preſſe hat dort beſonders ſeinen Einfluß auf die geſetzgebenden Verſammlungen geübt. So wie einſt in Frankreich, von 1789 bis 1792 die Erörterung allgemeiner Prinzipien, indem ſie die Gemüther von den örtlichen und perſönlichen Intereſſen abzog, überall die Keime der Anarchie von 1793 legte, ſo kann man in den letzten Sitzungen der deutſchen Kammern, beſonders denen der kleinen Staaten, eine ähnliche Richtung erkennen.“

„Hätte nicht die deutſche Bundesverſammlung durch ihre Ordonnanzen vom Juni, jener Freiheit der Diskuſſion eine Grenze geſetzt, würde das Uebel, das aus einer ſolchen Quelle kam, die organiſchen Elemente verſchiedener deutſcher Staaten bald erreicht und zerſtört haben. In der That ließ man ſich dort angelegen ſein, jede liberale Oppoſition durch eine noch liberalere auszuſtechen; man ging dort eiteln Phantomen mit dem einfältigſten Eifer (niaise ardeur) nach, und gefiel ſich in der dümmſten Oppoſition (l'opposition la plus sotte) gegen die Regierung, ſo daß man die Franzoſen hierin noch übertraf. Daher ſind auch aus der deutſchen Preſſe, der man doch die tiefſinnigſten philoſophiſchen Werke der neuern Zeit verdankt, die wunderlichſten und unvernünftigſten Erzeugniſſe hervorgegangen, die nur je aus verrückten Köpfen (cerveaux atteints de folie) gekommen. Man muß hoffen, daß man in der Folge jenen Abſcheulichkeiten (monstruosités) ein Ende machen wird; man muß hoffen, daß man von nun an darauf ſehe, daß in Deutſchland die wahren Gelehrten und die tiefen Denker nicht blos allein das Wort führen, ſondern ſich auch Gehör verſchaffen können.“

—„Schon 1819 hatte Oeſterreich den Plan, unter ſeinem Protektorat für alle in Deutſchland erſcheinenden politiſchen Werke, Journale und Bücher eine Bundes-Cenſur zu errichten; doch dieſer Verſuch ſcheiterte an der Oppoſition der Baieriſchen und Sächſiſchen Regierung. Später ließ Oeſterreich, in Leipzig und Frankfurt, periodiſche Schriften erſcheinen, die im Geiſte der Doktrinen, die es geltend machen wollte, geſchrieben waren; allein ſie hatten keinen großen Erfolg, ob ſie zwar von Leuten von Geiſt redigirt worden, und beträchtliche Koſten verurſacht hatten.“

—„Das Syſtem auf dem ſich die Oeſterreichiſche Stabilität gründet, iſt ſehr alt. Man hat nicht vergeſſen, daß ehemals die Ferdinands, zufolge dieſes nämlichen Syſtems, Deutſchland zu unterjochen geſucht. Die ſchönen Maximen haben dem Hauſe Habsburg nie gemangelt; aber wenn ſeine Thätigkeit immer groß war, waren ſeine Thaten dagegen ſelten.“

—„Die Souveraine der kleinen konſtitutionellen Staaten, durch die Herrſchbegier ihrer Kammern auf's äußerſte gebracht, ſo

Digitized by Google

wie einſt Ludwig XVI. durch den National-Convent, erinnern ſich dieſes großen und merkwürdigen Beiſpiels; ſie ſehen ſelbſt ein, daß wenn ſie die Ausgelaſſenheit jener anmaßlichen geſetzgebenden Körper (la licence de ces législatures usurpatrices) ſich länger gefallen ließen, ſie in ihrer Exiſtenz ſelbſt bedroht wären. Man ſieht ſie alſo jetzt Preußen in allen Maßregeln unterſtützen, die dahin zielen die Rechte der Geſetzgebenden Verſammlungen einzuſchränken; man ſieht daß ſie ſich gutwillig allen allgemeinen Beſchlüſſen des Frankfurter Bundestages unterwerfen.“

—„Die ächten deutſchen Grundſätze, was den Austauſch der Ideen betrifft, müſſen immer dahin zielen, vor allem die Lokal-Intereſſen, dann die Provinzial-Intereſſen und zuletzt die eigentlichen National-Intereſſen zu bewahren und zu unterſtützen. Damit das in der angegebenen Reihefolge Statt finde, müßten die Regierungen mit der größten Strenge darauf wachen, daß man gegenwärtig nur die Lokal- und Provinzial-Intereſſen öffentlich verhandle. Es kömmt zuerſt darauf an, jeder Familie, jeder Gemeinde, jeder Provinz, ihre Freiheiten und Rechte zu ſichern; daraus folgt, daß es nicht jedem Profeſſor des öffentlichen Rechts erlaubt ſein dürfe, jene Specialfreiheiten den chimäriſchen Ideen von allgemeiner Freiheit und dem Traume der ſogenannten Volksſouverainität aufzuopfern. Preußen hat ſeines Theils dieſen Geiſt der alten deutſchen Geſetze ſehr gut aufgefaßt, indem es die Reviſion der Stadt und Dorf Verfaſſungen anbefohlen; auch hat dieſer Samen gute Früchte getragen.“

—„Man kann jedoch nicht in Abrede ſtellen, daß dieſe Art zu verfahren, indem man den Familiengeiſt benutzt um nach und nach den Nationalgeiſt zu bilden, nur dann ohne Gefahr angewendet werden kann, wenn der Geiſt und die Liebe der Häuslichkeit (l'esprit et l'amour du foyer), von welcher hier die Rede iſt, tiefe Wurzeln in den Herzen der Bürger geſchlagen hat. Nun aber iſt dieſe Tugend den Sitten und dem Charakter der Deutſchen ſo anklebend, daß nur eine ununterbrochene Folge von Plagen und Mißgeſchick deren Wurzeln untergraben konnten. Anders iſt es bei den ſlaviſchen Völkern; ſie kennen weniger jene innige Sympathie, die den Menſchen an ſeinen Geburtsort, an das Dach, das ihn beherbergt, an die Möbel, die ihm gedient haben, binden. Der Nationalgeiſt des Slaven richtet ſich weniger nach den Sitten des Hauſes und nach der Meinung ſeiner nächſten Nachbarn, als nach der Einwirkung der lebenskräftigen und beweglichen Volksklaſſen, zu denen er gehört, Maſſen, die ſeine Sprache reden und ſeine Leidenſchaften theilen. —“

—„Ein Krieg Deutſchlands gegen Frankreich und England hat in unſerer Zeit einen doppelten Charakter. . . .Es handelt ſich auf der einen Seite die Bajonnette und die Kugeln, und auf der andern Seite die Ideen zu bekämpfen; was den materiellen Kampf zwiſchen den Armeen betrifft, ſo iſt er den Wechſel-

Digitized by Google

fällen des Krieges unterworfen . . . Nehmen wir den Fall an, wo Deutſchland unterliegen ſollte. . . . So beklagenswerth auch ein ſolches Ereigniß für Deutſchland wäre, kann man es doch nicht mit den traurigen Folgen vergleichen, welche der Triumph der Engliſch-Franzöſiſchen konſtitutionellen Prinzipien für den deutſchen Bund und für jeden Staat insbeſondere hätte. . . Auch müßte Deutſchland, im Falle eines Bruchs mit Frankreich und England, ſeine Hauptaufmerkſamkeit auf den Kampf wenden, den es gegen die Prinzipien ſeiner Feinde zu beſtehen haben wird. Alle Regierungen ſehen heute vollkommen ein, daß die größten Gefahren, die ſie bedrohen, in der That von jener Seite kommen.

—„Die Fürſten und die Großen im Allgemeinen . . . müſſen vor allen Dingen ſich ſelbſt und ihren Intereſſen (à ce qui leur est le plus cher) treu bleiben. Ihre heiligſte Pflicht iſt ihre Rechte nicht beſchränken zu laſſen.“

—„Das wiſſenſchaftliche Deutſchland hat ſelbſt während der traurigen Tage der fremden Herſchaft, ſeine Würde zu behaupten gewußt. Auch hat in den Gemüthern der deutſchen Jugend keine Anhänglichkeit für Frankreich Wurzel faſſen können, obzwar die Ideen des Liberalismus ſie zu ſolchen Gefühlen hätten geneigt machen ſollen. Im Gegentheil, ſie bewahrte immer eine tiefe Antipathie gegen jene feindlichen Nachbarn, und dies trat nie ſtärker hervor als beim Hambacher-Feſte. Dort, ohngeachtet des Schwindels der alle ergriffen, hat man es Börne, der gegenwärtig war und den doch die Demagogen ſo achten, nicht verziehen, um die Gunſt der franzöſiſchen Liberalen niederträchtig gebettelt, (bassement mendié) und hierdurch Deutſchland vor ihnen beſchimpft zu haben.“

Das deutſche Volk möge dieſen Koſaken-Katechismus gut auswendig lernen, damit es an dem Tage wo es nach dem Rituale der Ruſſiſchen Kirche durch Ohrfeigen ſeine Firmung erhalten wird, vor dem heiligen Czar ehrenvoll beſtehe.

Was der Bericht des Ruſſiſchen Staatsmannes von der feindſeligen Stimmung ſagt, die ſich in Hambach gegen Frankreich laut ausgeſprochen, und was er bei dieſer Gelegenheit von mir erzählt, iſt alles falſch oder gelogen. Eine ſtarke Sympathie für die Franzoſen ſprach ſich dort überall aus; freilich eine Sympathie wie wir ſie verſtehen, nicht diejenige, welche die Schriftſteller der Polizei als ſolche darſtellen, um ſie als etwas gehäſſiges erſcheinen zu laſſen. Ich erinnere mich, daß einer der Hambacher Pilger, der mir von früher als ein Preußiſcher Spion bekannt war, in meiner Gegenwart und unter vielen jungen Leuten, mit frommer Begeiſterung von dem Glücke ſprach, das die Rheinprovinzen unter der franzöſiſchen Herrſchaft genoſſen, und wie es zum Heile von ganz Deutſchland führen müſſe, wenn die freien Inſtitutionen Frankreichs wieder bis zum Rheine vorrücken könnten. Aber ſelbſt die unerfahrnen jungen Leute hörten

Digitized by Google

den heiligen Mann mit Kälte an, denn er trug das Kainszeichen auf ſeiner Stirne. Ich ſelbſt hatte in Hambach keinen einzigen Franzoſen geſprochen noch geſehen, ich konnte alſo nicht um die Freundſchaft Frankreichs betteln. Der muthige, edle und geiſtreiche Wirth war in Hambach der Einzige, der ganz ohne Veranlaſſung über, und mehr aus einem Geiſte des Widerſpruchs, als aus innerer Ueberzeugung gegen die Franzoſen öffentlich ſprach. Dieſes erregte allgemeines Mißfallen und lauten Tadel. Zum Lohne für ſeinen Franzoſenhaß, den Herr Menzel deutſchen Patriotismus nennen würde, wurde der gute Wirth ins Zuchthaus geſperrt und mußte drei Jahre lang die Uniform der Diebe tragen und Strümpfe ſtricken. Dort in dem Kerker, ſtatt ſeinen Haß der Tyrannei zur heiligen Wuth entflammen zu laſſen, dort aus ſeinem ſichern Verſteck hervor, ſchrieb Wirth über Sonne Mond und Sterne und andere Ewigkeiten, ließ ſich wie ein wahres deutſches Schaaf in den Pferch der Wiſſenſchaft zurücktreiben und düngte mit ſeinen philoſophiſchen Erzeugniſſen die Felder der Erbpächter des deutſchen Landes. Und wo Jean Paul lange die Freiheit lehrte, wohnt jetzt der edle Wirth als Mündel der Bairiſchen Polizei, und muß ihr von jedem Schritte den er thut, und von jedem Gedanken, den er ausgibt, Rechenſchaft geben!

Jeder dem bekannt iſt, daß die Ruſſiſche Regierung in Deutſchland ſo viele Spione hat, daß ſie mit ihnen das Herzogthum Naſſau und das Herzogthum Heſſen, trotz der tapferſten Vertheidigung erobern könnte, wird ſich wundern, daß ſie von dem Geiſte der in Hambach herrſchte, ſo falſch unterrichtet worden. Dieſes hatte aber ſeine eigene Urſache. Die Hambacher Spione waren in einer bedenklichen Lage und ermangelten jener heitern Gemüthsſtimmung, welche ein Spion, zur Ausübung ſeiner ſchönen Kunſt nach den Regeln der Optik und Akuſtik nöthig hat. Nämlich gleich in der erſten öffentlichen Verſammlung, die in Hambach in einem Wirthshauſe ſtatt fand, und wo mehr geſprochen als gedacht, mehr geſungen als geſprochen, mehr getrunken als geſungen, und mehr ſpionirt als getrunken wurde — war ein Spion ſo naiv, über alles was er gern wiſſen wollte, ſeine Nachbarn rechts und links laut auszufragen. Wie heißt der Herr der jetzt ſpricht? Wie der welcher dort ſingt? Wie jener der dort trinkt? Und ſobald er den gewünſchten Beſcheid erhalten, ſchrieb er es ſehr kindlich vor Aller Augen in ſein Taſchenbuch ein. Man bemerkte es, fiel über ihn her und wollte ihn prügeln, und die Behörde war genöthigt den ehrlichen Mann zu ſeiner Sicherheit ins Gefängniß zu ſetzen oder ihn im Stillen aus der Stadt zu führen. Hierdurch wurden aber die übrigen Spione ängſtlich gemacht, ſo daß ſie nicht mehr

Digitized by Google

wagten, über das was ſie ſahen und hörten gleich Buch zu führen, und die nöthigen Erläuterungen einzuziehen. Aus dieſem Grunde mochten wohl viele Berichte mangelhaft und falſch geworden ſein.

Um dem Herrn Menzel eine kleine Freude zu machen, will ich ihm noch erzählen daß mir damals in Hambach von einem radikalen Barbiergeſellen meine Uhr geſtohlen worden. Ich lief auf der Stelle zur geeigneten Behörde, und forderte deutſchen ſummariſchen Prozeß und daß man ſogleich den wahrſcheinlichen Dieb arretire. Aber die Gerichte lachten mich aus, ob ich zwar einer der Fürſten von Hambach war und ſagten mir: ja, bei euch geht das an, aber bei uns, nach franzöſiſchen Geſetzen, iſt man nicht ſo ſchnell mit dem Arretiren. Damals verwünſchte ich alle franzöſiſche Inſtitutionen und fand es ſehr lächerlich, daß ein Mann wie ich, der eine goldene Uhr trug, nicht jeden armen Teufel, auf den er Verdacht geworfen, ſollte arretiren laſſen können. Ja, der Geiſt iſt ſtark, aber das Fleiſch iſt ſchwach.

Die mitgetheilten Aktenſtücke ſprechen verſtändlich genug, für ſich, und weitere Bemerkungen darüber wären ganz überflüſſig. Doch, da es viele kindiſche Menſchen gibt, die der Erfahrung und eines klaren Blicks ermangeln, würde ich dennoch ad usum delphini noch einiges darüber ſagen, wenn ich nicht fürchtete, durch kleine Nutzanwendungen und Puppen=Moralitäten meine vernünftigen Leſer zu ermüden. Aus jenen offiziellen Aktenſtücken geht das im Allgemeinen hervor, daß die deutſchen Regierungen das deutſche Volk ganz ſo beurtheilen, wie ich es gethan, und daß ſie ſich ſelbſt in dem nämlichen Lichte darſtellen, in welchem ich ſie darzuſtellen geſucht; es geht alſo daraus hervor — daß ich nicht den Spleen habe und kein Bauchredner bin. Es möge daher Herr Menzel künftig mehr auf meinen Kopf und meine Bruſt als auf meinen Unterleib ſehen und ſeine abdomenale Zärtlichkeit einem ſchönern Gegenſtande zuwenden. Was er an mir für den Spleen erkennt, oder vielmehr dafür geltend machen möchte, iſt die splendida, mascula bilis die zu jeder Zeit den Mann geziert, in der unſeren aber noch mehr thut als das; die ihn beſchützt, ihn, ſeine Ehre und ſeine Seligkeit. Wer in dieſer ſchnöden peſtbeherrſchten Welt ſich vor Anſteckung ſichern und geſund bleiben will, muß ſich in Eſſig baden, um alle bleiſüße Herzen und verbuhlten Lavendelſeelen von ſich entfernt zu halten. Es gibt darum noch brave Leute genug, welche auch die ſaure Hand eines ehrlichen Mannes drücken, und dieſe verſtehen mich und lächeln mir

Digitized by Google

Schilderungen aus Paris.

Digitized by Google

Digitized by Google

Schilderungen aus Paris.

Von

Ludwig Börne.

New York:
Deutſche Verlags-Anſtalt,
(L. Hauſer, 20 North William Street.)
1858.

Digitized by Google

Digitized by Google

I. Franzöſiſche Sprache.

Wir gemeinen deutſchen Bürgersleute, die wir in unſerer Jugend keine franzöſiſchen Gouvernanten gehabt, ob zwar Gouverneurs genug, benutzen gern den Aufenthalt in Frankreich, uns in der franzöſiſchen Sprache zu vervollkommnen. Wir erfahren aber bald, daß es damit ſchwer geht und langſam; was Hänschen nicht lernt, holt Hans nicht nach. Bleibt ein deutſcher Welt= oder Geſchäftsmann ein Jahr oder auch längere Zeit in Paris, dann lernt er zwar mehrere Variationen über ſein altes bon jour ſprechen, doch das iſt Alles. Hat aber ein Deutſcher das Unglück, von der gelehrten Klaſſe zu ſein, und die Eitelkeit, ſich als Mann von Verſtand zeigen zu wollen, dann geht es ihm noch ſchlimmer. Dieſe Eitelkeit aber wird in Paris leicht rege gemacht. Die Franzoſen haben vor einem deutſchen Gelehrten einen ungeheuern Reſpekt, einen größern, als ſie vor einer Encyclopädie in hundert Foliobänden haben, denn ſie ſchätzen ihn zweihundert Bände ſtark. Kommt es aber zur Anwendung, zum Reden, Schreiben, zur künſtleriſchen Darſtellung, zum Geſpräche, dann lachen ſie ihn aus, und wenn ſie dem Gelehrten nicht ſagen: Du biſt ein Vieh! ſo unterlaſſen ſie es blos aus Artigkeit, aber ſie denken es gewiß. Nun wird der deutſche Gelehrte hitzig, und er will zeigen, daß etwas in ihm ſteckt. Aber was kann er in geſelligen Zweikämpfen gegen Franzoſen gewinnen? Der Witz der Franzoſen iſt ein Degen, der eine Spitze hat, aber keine Schneide; der Witz der Deutſchen iſt ein Schwert, das eine Schneide hat und keine Spitze, und der Stechende beſiegt den Hauenden immer. Jetzt wird der Gelehrte noch hitziger,

Digitized by Google

er muſtert ſeine ſchönſten Gedanken, und rüſtet ſich fürchterlich. Da gewahrt er aber mit Schrecken, daß das Beſte, was er weiß und fühlt, ſich im Franzöſiſchen gar nicht ſagen läßt, und er ſenkt ganz demüthig ſeine Flügel. Vergebens bereitet er ſich vor, vergebens durchblättert und zerknittert er das Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie: er findet keinen Ausdruck für ſeine innere Regung. Seit 1819 ſteht in meinem Tagebuch ein Gedanke, auf den ich mir etwas einbilde — wie nun jeder Menſch ſeine Schwachheiten hat. Es iſt der: „X. iſt der Leithammel der deutſchen Ariſtokratie . . . . .“ Den will ich heute Abend anbringen, dachte ich. Wie gebe ich das franzöſiſch? Anfänglich wollte ich in meiner Unſchuld Leithammel durch *mouton Directeur* überſetzen, und ich hätte vielleicht wohlgethan, dieſer erſten Eingebung zu folgen. Aber um vorſichtig zu verfahren, ſuchte ich im Wörterbuche auf, wie Leithammel heißt, und da fand ich: Le mouton porte-clochette. Es ſieht wohl Jeder ein, wie lächerlich ich mich gemacht haben würde, wenn ich geſagt hätte: Mr. d'X. est le mouton porte-clochette de l'aristocratie . . . Und darüber ſoll nicht einer toll werden? In Frankreich kann ich den Gedanken, in Deutſchland darf ich ihn in den erſten hunderttauſend Jahren nicht ſagen, und ſoll er nicht ungenoſſen verderben, muß ich ihn fideikommiſſariſch auf meine ſpäteſte Nachkommenſchaft zu bringen ſuchen.

Nachdem ich eine Zeit lang in Paris geweſen, kam eine wahre Leidenſchaft über mich, das Theater und die Literatur der Franzoſen in ihren eigenen Blättern zu kritiſiren; aber gleich nach dem erſten Verſuche verging mir alle Luſt zu ſolchem Unternehmen. Einſt las ich in einem Blatte einen Artikel, überſchrieben: Bulletin musicale, und unterzeichnet: Le vieux mélomane. Darin war unter andern von Webers Freiſchütz die Rede. Der alte Muſiknarr fing damit an, ſich zu entſchuldigen, daß er ſich etwas weniges "de cette pauvre Allemagne" beſchäftigen werde. Deutſchland in Beziehung auf Muſik arm zu nennen, fand ich nur unverſchämt. Dann hielt er Maria von Weber für ein Frauenzimmer, und das wollte ich nicht auf meine deutſche Schweſter kommen laſſen; denn eine Frau ſoll keinen Lärm machen, nicht einmal einen muſikaliſchen. Endlich er-

Digitized by Google

zählte er, der Freiſchütz habe bei den froids Allemands den lebhafhafteſten Enthuſiasmus erregt, und hierüber auch glaubte ich Einiges bemerken zu müſſen. Ich nahm mir alſo vor, einen Artikel dagegen zu ſchreiben. Ich verſah mich gehörig mit Wörterbüchern, Synonymiken und Sprachlehren, und fing zu laboriren an. Da ich mich gleich franzöſiſch zu denken bemühte, ſo verdroß das einige patriotiſche Gedanken, ſie blieben zurück und ließen mich im Stich. Für die Gedanken, die ich, ohne meinen Zweck zu verfehlen, nicht weglaſſen konnte, fand ich keine ganz entſprechenden franzöſiſchen Ausdrücke; kurz ich hatte meine erſchreckliche Noth. Endlich brachte ich mit ſaurer Mühe nachfolgendes Schreiben an die Herausgeber jenes Blattes zu Stande: "Permettez-moi, Messieurs, de rectifier une petite erreur statistique qui s'est glissée dans votre bulletin musical d'aujourd'hui . . . . Vous parlez de l'opéra le Freyschutz de Maria de Weber, après avoir timidement demandé la permission à vos lecteurs, de vous occuper un peu de cette pauvre Allemagne. Ma patrie, grace à la générosité française, n'est pas aussi pauvre, que le vieux mélomane parait le croire. Vos soldats ne nous ont pris que notre argent, perte que nous avons réparée depuis . . . . . Le vieux mélomane fait encore un plus grand tort à mes compatriotes, en soutenant, que l'opéra de Freyschutz a excité leur admiration. Nous aimons la musique de Weber, mais nous ne l'admirons pas, et nul français n'ignore, qu'on peut être aimable sans être admirable. Le plaisir que Mr. de Weber nous a donné, quoiqu'étendu n'était pas profond pour cela, et ce n'est que la profondeur d'un sentiment agréable qui puisse éveiller l'enthousiasme. Le compositeur du Freyschutz est le premier Allemand qui ait créé une musique dramatique nationale, car Mozart, pareil à Shakespeare, Raphaël et à Buonaparte, était trop grande pour être national, un vaste génie n'ayant jamais de limites géographiques pour bornes. L'aristocratie et la populace en Allemagne ont depuis longtemps des opéras conformes à leur intelligence, mais le Freyschutz est le premier, qui réponde au tiers-état musicale. Unterzeichnet: Un pauvre Allemand.

Digitized by Google

Nachdem ich den Artikel geendigt, und mich erholt hatte, brachte ich ihn einem Freunde, daß er die Fehler darin verbeſſere. Mein Freund iſt zwar ein Franzoſe, war aber lange in Deutſchland geweſen, und verſteht die deutſche Sprache vollkommen. Bei dieſem fand ich deſſen Bruder, einen Gelehrten, und noch einen Dritten, mir Unbekannten, dem es aber, wie keinem Franzoſen aus dem wohlhabenden Stande, an literariſcher Bildung fehlen konnte. Der Artikel wurde laut vorgeleſen. Im Vorbeigehen will ich bemerken, daß ich den drei Herren ihren Aerger darüber, daß ſich ein Ausländer herausnehmen wolle, ſich über Franzoſen luſtig zu machen, ſehr deutlich anſah. Jetzt fing mein Freund zu verbeſſern an. Zuerſt die grammatiſchen Fehler; das war recht. Dann bemerkte er mir bald von dieſer, bald von jener Phraſe, ſie ſei nicht im Geiſte der franzöſiſchen Sprache. Ich erwiderte: das wolle ich leicht glauben, und er ſolle nur den Satz ändern und den Gedanken auf gut franzöſiſch ausdrücken Mein Freund drückte, der Unbekannte drückte, aber ſie drückten nichts aus noch heraus. Ich ging voller Schadenfreude im Zimmer auf und ab, und ließ ſie ſich die Köpfe zerbrechen. Endlich blieb es dabei: das und jenes könne man im Franzöſiſchen gar nicht ſagen. Nun bitte ich euch, was iſt das für eine Sprache, in der man gewiſſe Dinge gar nicht ſagen kann? Im Deutſchen kann man Alles ſagen. Kurz, die drei coaliſirten Franzoſen richteten mir meinen Artikel dergeſtalt zu, daß weder vom Ausdrucke noch vom Sinne das Mindeſte übrig blieb, und ſie verbeſſerten mich und dann ſich ſelbſt unter einander ſo ſehr, daß ich die korrigirte Handſchrift, die hier vor mir liegt, jetzt, nach einem Jahre, nicht mehr entziffern kann. So erinnere ich mich nur noch, daß ſie mir bemerkt: “une petite erreur statistique,” wie ich mich im Anfange des Briefes ausgedrückt, könne man nicht ſagen. Ich fragte (weil ich ſelbſt darüber im Zweifel war,) ob denn statistique nicht als Adjektiv gebraucht werden könne? Sie antworteten: das könne man allerdings, nur nicht in dieſem Sinne. Ich fragte: warum nicht? ob es gegen die Charte ſei, ob es die Polizei verboten, ob man in Paris nicht jedes beliebige Adjektiv mit jedem beliebigen Subſtantiv verbinden könne? Sie erwiderten: in dieſer Verbindung ſei es nicht gebräuchlich. Ich ſagte: es ſoll aber auch nicht gebräuchlich

Digitized by Google

ſein, ein Schriftſteller dürfe nichts Gebrauchtes, ſondern müſſe immer Friſches ſchreiben; ich bat, ich flehte — alles vergebens. Sie ſagten: es wäre gegen ihr Gewiſſen, und ſie könnten mir die erreur statistique nicht nachſehen. Nun zeigt ſich aber aus dieſem Beiſpiel ganz deutlich, daß ſolche Aengſtlichkeiten der franzöſiſchen Sprache in einer gewiſſen Beſchränkung des franzöſiſchen Geiſtes ihren Grund haben. Ein Deutſcher, welcher lieſt: „ein kleiner ſtatiſtiſcher Irrthum,“ faßt ſchon inſtinktmäßig auf, wie der Schriftſteller zu dieſem Ausdrucke gekommen. Er hat geleſen, daß der alte Muſiknarr la pauvre allemagne geſagt; alſo hat er die deutſche Nation für arm erklärt; alſo iſt dies ein Gegenſtand der National-Oekonomie; alſo kann man von einem ſtatiſtiſchen Irrthume reden. Es ſcheint aber, der Franzoſe kann ſolche Geiſtesſprünge nicht machen, oder was wahrſcheinlicher iſt, er hält ſie für unanſtändig. Eine Sprache iſt aber nur dann reich zu nennen, wenn ſie — wie die Mathematik in ihrer Art — fertige Formeln von bekannten und anerkannten Sätzen und Schlüſſen hat, die man nicht erſt nachzudenken braucht, und die nur als Brücken dienen, über welche man zu neuen Schlüſſen gelangt.

Es iſt leicht zu erklären, wie die franzöſiſche Sprache die allgemeine Umgangsſprache der höheren Stände werden konnte. Sie kam dazu, weil ſie für den Mittelſtand des Geiſtes gerade ausreicht, und es der Mittelſtand des Geiſtes iſt, durch welchen die höheren Stände aller europäiſchen Völker verwandt ſind. Der franzöſiſche Sprachſchatz beſteht ganz in Silbermünze; ſie hat kein Kupfer wie die deutſche, und ein ſchlechter franzöſiſcher Schriftſteller ſchreibt nie ſo ſchlecht als ein ſchlechter deutſcher ſchreibt. Dagegen mangelt es ihr aber auch am Golde der deutſchen Sprache. Daß aber die Vorzüge der letzteren vor der erſteren im größeren Reichthume des deutſchen Geiſtes ihren Grund haben, ergiebt ſich daraus, daß die wenigen franzöſiſchen Schriftſteller, die deutſchen Geiſt haben, den beſten deutſchen Schriftſtellern gleichkommen. Rouſſeau, Frau von Staël und Benjamin Conſtant werden von keinem Deutſchen übertroffen, aber ſie ſind geborene Schweizer, alſo mehr Deutſche als Franzoſen, und die beiden Letzteren waren lange in Deutſchland und haben aus deutſchen Bü-

Digitized by Google

chern und im Umgang mit gebildeten Deutſchen deutſchen Geiſt geſchöpft. Die politiſchen Werke Benjamin Conſtants zeichnen ſich vor denen der anderen franzöſiſchen Schriftſteller vortheilhaft aus; man erkennt aber leicht, daß es der deutſche Geiſt in ihm iſt, der ihm den höheren Rang verſchafft. Es giebt viele liberale politiſche Schriftſteller in Paris, die mit Würde, mit Kraft ſogar, mit Witz gewiß, ſchreiben. Sie treffen haarſcharf; aber weil das Inſtrument, mit dem ſie treffen, auch haarſcharf iſt, fehlen ſie, ſo bald ſie nur um eine Linie zu weit rechts oder links abweichen. Ihre Kraft reicht nur für dieſe Stunde, für dieſen Anlaß aus, und ihr Witz gleicht dem Blitze: der Strahl zündet kein zweites Mal. Benjamin Conſtant aber, weil er breiter aufſchlägt, braucht nicht ſo haarſcharf zu zielen, er trifft doch den Nagel auf den Kopf. Seine Gründe ſind nicht blos für die Sache, die er eben vertheidigt, ſie ſind für jeden Rechtsſtreit zu gebrauchen, und ſein Witz iſt eine aushaltende Fackel.

Haben wir nun, ſo wie er gethan, die franzöſiſche Sprache beurtheilt, ſo kann man freilich ſagen: dieſem Urtheile iſt nicht blindlings zu trauen; denn natürlich wird Jeder ſeine Mutterſprache reicher, als eine fremde finden, weil er jene beſſer zu benutzen weiß. Indeſſen iſt der Deutſche in wiſſenſchaftlichen Dingen unparteiiſch, und wird auch dafür anerkannt, und er darf ſich alſo herausnehmen, die franzöſiſche Sprache, mit der deutſchen Sprache, mit der deutſchen verglichen, bettelarm zu erklären. Bedarf dieſe Armuth noch eines anderen Zeugniſſes, ſo geben es die Franzoſen ſelbſt, indem ſie mit dem, was ſie beſitzen, ſo haushälteriſch thun. Die ſchönen Redensarten, die Kraft- und Witzworte, die glänzenden Stellen ihrer guten Schriftſteller, werden nie vergeſſen, ſie erhalten ſich Jahrhunderte im Angedenken der ſich folgenden Geſchlechter, und jeder gebildete Franzoſe weiß jene Stellen auswendig. Ein Beweis, daß deren nicht viele ſind. In Corneille's Horace wird dem Vater der Horatier die Nachricht gebracht, zwei ſeiner Söhne wären gegen die Curiatier geblieben, und mit dem falſchen Zuſatze: der dritte habe die Flucht genommen. Der Greis jammert über die Schande ſeines Sohnes, und da fragt eine Julie, welche eine "Dame romaine et confidente de Camille" iſt, welche Camille "amante de Curiace" iſt, welcher

Digitized by Google

Curiace "gentilhomme d'Albe" iſt — ſie fragt ihn: "Que voulez-vous qu'il fit contre trois?" .... Qu'il mourût!" antwortet der alte Horaz. Die Bewunderung der Franzoſen über dieſes qu'il mourût hat ſich jetzt ſchon zwei Jahrhunderte von Vater zu Sohn fortgepflanzt. Allerdings wäre dieſes qu'il mourût ſchön, wenn es einſam ſtünde; aber Corneille hat die Abgeſchmacktheit begangen, es durch dreizehn nachfolgende Verſe zu paraphraſiren und zu verdünnen, und auf den Donnerſchlag ein langes Kindergetrommel folgen zu laſſen. Doch ſei es ſo ſchön, wie man wolle — wie würde man fertig werden, wenn man ſich ſolche Schönheiten aus Goethe's und Schiller's Tragödien merken wollte, Shakeſpeare's gar nicht zu gedenken? In einer Fabel ſtreiten ſich Menſch und Löwe, wer von ihnen ſtärker ſei. „Schau dort!" ſagte der Menſch, und zeigte auf ein Marmorbild des Herkules hin, der einen Löwen zerriß. „Wohl ſehe ich, ſagte der Löwe; „aber wäre die That kein Wunder, hätte man ſie nicht verewigt." ... Ein neuerer Schriftſteller hat vor Jahren, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, geſprochen, von "des mots étonnés de se trouver ensemble." Dieſes iſt allerdings gut geſagt. Begegnet ſeitdem aber auch der originellſte Schriftſteller jenem Gedanken auf ſeinem Wege, kann er ihm nicht ausweichen; er ſagt auch: "des mots étonnés de se trouver ensemble," und wenn er ſich auf den Kopf ſtellte, kann er den Gedanken nicht anders ausdrücken. So haben ſie das unausſtehliche Wort "brillant" das ſie ſo häufig anwenden, daß einem die Augen überlaufen. Alles, was ſie loben, iſt brillant; eine Geſellſchaft, eine Theater-Vorſtellung, Napoleon's Regierung, eine Sitzung der Akademie, ein Gemälde, die Tapferkeit, die Schönheit, jede Tugend. Von ihrer Jugend ſagen ſie: "La brillante jeunesse," ob zwar deren Vorzug, und die Bürgſchaft, die ſie giebt, daß ſie beſſer werden wird, als das vorige Geſchlecht, gerade darin beſteht, daß ſie nicht brillante iſt, im Sinne des franzöſiſchen Wortes. Jouy, in einem ſeiner Werke, wo er empfindſam von ſeinen Jugendjahren ſpricht, erzählt von jenen ſchönen Tagen, wo er noch "brillant de santé et de jeunesse" war. Die deutſche Sentimentalität ſeufzt aus einer anderen Tonart. Und eine Sprache, die ihr ſeidenes Beutelchen ſo ängſtlich mit

Digitized by Google

allen Fingern umſpannt, wäre nicht arm zu nennen? Ich habe es dieſem und jenem Franzoſen oft ſelbſt geſagt: „Eure Sprache iſt eine wilde gegen die deutſche, die ihr barbariſch ſcheltet; ſie kann, wie die Peſcherähs, nur bis zu fünf zählen, und ich will euch das unwiderleglich beweiſen. Gebt mir ein Buch, welches ihr wollt, ich will es euch überſetzen, und ihr ſollt ſelbſt Richter ſein, ob der Ueberſetzung etwas fehle gegen dem Original. Und vermag ich es nicht, ſo liegt es an der Beſchränktheit meines Talents, nicht an der deutſchen Sprache, und ein Beſſerer wird es beſſer zu Stande bringen. Dagegen will ich euch Werke genug geben, mit welchen eure erſten Schriftſteller nicht fertig werden ſollen. Sie nahmen dieſe Herausforderung nicht an, aber überzeugt waren ſie doch nicht. Freilich machen ſie ſich ſeit einigen Jahren in Paris ganz munter an die ſchwerſten Dinge. Sie überſetzen den Schiller, Goethes Fauſt und Iphigenie, Werner's, Müllner's Tragödien — in Proſa, verſteht ſich — doch wie ſie damit zu Stande gekommen, mag der Himmel wiſſen. Ich habe nie vermocht, mehr als vier Seiten von einer ſolchen Ueberſetzung zu leſen. Der Ueberſetzer von Werner's Luther kündigte mir einen Beſuch an, mich über manches bei ſeiner Arbeit um Rath zu fragen. Er kam und fragte mich, was im Luther der Karfunkel bedeute — weiter fragte er nichts. Ich erwiderte ihm: Darüber ſolle er ſich von einem Juwelier Auskunft geben laſſen, bei mir käme er zu ſpät. Es wäre eine ſchöne Zeit geweſen, da hätte ich die Karfunkelpoeſie am Schnürchen gehabt, ich hätte aber Alles rein vergeſſen. "La poésie de l'escarboucle!" rief er voller Erſtaunen aus. Ich legte geheimnißvoll die Finger an den Mund. Sollte der Ueberſetzer des Buches etwas über Karfunkelpoeſie geſagt haben, ſo iſt es nicht meine Schuld, ich habe kein Wort verrathen.

Zum geſelligen Umgang dagegen iſt die franzöſiſche Sprache viel geeigneter als die deutſche. Und man halte dies nicht für einen geringen Vorzug; es wird ihr damit ein großer ſittlicher Werth zuerkannt. Die deutſche Sprache, wie ſchon bemerkt, zahlt in Kupfer oder in Gold. Das eine verurſacht Gepäck und wird läſtig, das andere iſt für die kleinen Bedürfniſſe der Unterredung nicht zu gebrauchen.

Digitized by Google

Die Franzoſen aber kommen mit ihren Silberreden überall durch. In jeder Meinungsſtreitigkeit, die oft die beſte Würze der geſelligen Unterhaltung iſt, muß der Deutſche entweder ſeinen Gegner ſchonen, indem er nebenbei ſchlägt, und dann wird nichts entſchieden, oder er muß ihn verwunden. Der Franzoſe aber hat an jedem ſpitzigen Worte einen ledernen Wulſt, er trägt den Degen in der Scheide, und hat gar nicht nöthig, ſeinen Witz zu bezähmen, um ſeinem Gegner nicht wehe zu thun. Welche große Vortheile für die Geſelligkeit gewährt nicht ſchon das häufige Monsieur und Madame, das nach jedem dritten Worte gebraucht wird. Es werden in der Stadt mehr Herren und Damen verkonſumirt, als im ganzen deutſchen Lande. So ein Monsieur aber thut die Dienſte eines Gensd'armes; er verhütet Zänkereien. Hat man aber einmal Monsieur geſagt, ſo koſtet es Mühe hinzuzufügen: vous êtes une bête, oder eine andere Grobheit; die Deutſchen ſind darin gewandter; ſie ſagen: Mein Herr, Sie ſind ein Flegel! Doch in ſolchen Fällen wird das: Mein Herr! ironiſch gebraucht. Um ihre reine Sprache nicht zu beſchmutzen, ſind die Franzoſen ſo ſehr artig gegen einander. Je vornehmer einer iſt, je höflicher behandelt er den Niedrigen. Ein franzöſiſcher Miniſter, ſelbſt wenn er in Amtsſachen an einen Bürger ſchreibt, unterzeichnet: „Ich habe die Ehre zu verbleiben." Der König ſelbſt, in ſeinen Ordonanzen, nennt auch den letzten ſeiner Unterthanen Herr, ſelbſt wenn er ihn ſtraft. Er verordnet: „Dem Herrn N. wird wegen häufiger Preßvergehen das Patent als Buchhändler entzogen." Aber jeder Amts-Sekretär im kleinſten deutſchen Städtchen dekretirt: „Hat ſich der Johann Chriſtoph Peter unfehlbar morgen früh zehn Uhr auf der Amtsſtube einzufinden, um die ihm gnädigſt bewilligte Gratifikation, gegen Beſcheinigung, in Empfang zu nehmen." Der Deutſche iſt nur gegen Vornehmere höflich: wie eine Sphinx lächelt er freundlich nach oben und gebraucht nach unten die Krallen. Er führt über ſeine Courtoiſie italieniſche Buchhalterei, hat er eine Schmeichelei in's Soll geſetzt, ſchreibt er ſchnell eine Grobheit ins Haben. Jeder Regierungs-Kanzliſt hält ſich für einen Statthalter Gottes auf Erden, und iſt von Gottes Gnaden ein Grobian. Möchten ſich doch die deutſchen Autoritäten ihr barſches Weſen abgewöhnen! Möchten ſie

Digitized by Google

doch bedenken, daß das Regiertwerden eine traurige Nothwendigkeit iſt, die man ſo viel als möglich zu verſüßen ſuchen ſoll! Möchten ſie bedenken, daß im Staate die Freiheit der guten Bürger nur um der ſchlechten willen beſchränkt werden muß! Möchten ſie beſonders auf ihren Paß-Büreau's bedenken, daß, um eines einzigen Spitzbuben willen, der ſich zuweilen unter tauſend ehrlichen Reiſenden findet, neunhundert-neun-und-neunzig ehrliche beläſtigt, aufgehalten und gequält werden müſſen; möchten ſie ſie darum mit Freundlichkeit und Artigkeit behandeln, ſie ſitzen heißen, und ihnen auch einen Stuhl dazu hergeben, und ſie gleichſam um Entſchuldigung bitten, daß man ihnen ſo viele Mühe mache! Ja, wäre ich Herr im Lande, ich ließ in allen Paß-Büreau's meines Reiches den ganzen Tag Kaffee und Wein ſerviren, und den Reiſenden angenehme Romane und Reiſebeſchreibungen in die Hände geben, damit ihnen die Zeit nicht lang werde, bis die Reihe an ſie kömmt. Das hielt ich für meine Schuldigkeit!

Sich die franzöſiſche Umgangsſprache anzueignen, fällt manchem Deutſchen ſchwer; ſie wird, wie das Tanzen, am beſten in der Jugend erlernt. Auch mit der Ausſprache hat man ſeine Noth. Ich habe es in fünf Vierteljahren noch nicht dahin bringen können, " des huitres" verſtändlich auszuſprechen. Franzoſen haben mich verſichert, ſie erkennten den Deutſchen, auch wenn er ſchon Jahre lang in Frankreich geweſen, an der Ausſprache des B und P, die er nicht gehörig zu unterſcheiden wiſſe. Wenn der Deutſche B ſagt, hört es der Franzoſe für ein P. Es iſt dies um ſo ſchwieriger, da der Deutſche ſein eigenes B und P gehörig unterſcheidet, und er nicht ausfinden kann, worin der Zauber liegt. Ich kam einmal dadurch in eine kleine Verlegenheit. Mein Name fängt mit einem B an. Als ich das erſte Mal zu meinem Bankier kam, um Geld zu holen, fragte er mich, wie ich heiße? Ich nannte mich. Darauf ließ er ein ungeheuer großes Credit-Regiſterbuch nachſchlagen, das alphabetiſch eingerichtet war. Der Commis ſuchte und fand mich nicht darin. Ich hatte aber bemerkt, daß er weit hinten im ABC geſucht, und ſagte: „Ich ſchreibe mich nicht mit einem P, ſondern mit einem B." Das war aber tauben Ohren predigen, man verſtand meine Diſtinktion nicht. Der Prinzipal zuckte die Achſeln und ſagte: es wäre nichts für mich ange-

wieſen. Nun aber war in dieſem Falle nicht zu ſpaßen, das Mißverſtändniß konnte lebensgefährlich werden. Ich trat alſo an das Pult, ſtreckte meine ruchloſe Hand nach dem heiligen Creditbuch aus, blätterte das ABC zurück, bis ich an das B kam, ſchlug dann mit der Fauſt darauf und ſagte: „Hier iſt mein Platz!“ Prinzipal und Commis warfen mir grimmige Blicke zu; aber richtig, man fand mich dort.

Wenn ich, wie ich oben erzählte, wie mir in Paris mein kritiſches Streben mißlungen, dabei nicht bemerkt habe, daß dieſes auch großen Theils an meiner unzureichenden Kenntniß der franzöſiſchen Sprache gelegen — ſo habe ich das nur darum unterlaſſen, weil ſich das von ſelbſt verſteht. Es wäre aber ſehr zu wünſchen, daß ein guter deutſcher Kritiker, der der franzöſiſchen Sprache vollkommen mächtig wäre, ſich nach Paris begäbe, und dort ein kritiſches Blatt ſchriebe. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte: er würde dadurch auf ganz Europa wirken. Zwar würde man ihn im erſten Jahre nicht ſehen und nicht hören, und um ſein Daſein gar nicht bekümmern. Im zweiten Jahre würde er Aufmerkſamkeit erregen, aber höchſt wahrſcheinlich im Verlaufe des Jahres todtgeſchlagen werden. Doch laſſe er ſich dadurch nicht abſchrecken. Hat er dieſe zwei Jahre mit Muth und Glück überſtanden, wird er ungeheuer wirken, und der franzöſiſchen Literatur das werden, was Luther der deutſchen Kirche war. Die deutſche Reformation bedarf aber zu ihrer eigenen Vollendung — eines Luthers in Frankreich.

II. Lebens-Eſſenz.

Nicht einem Strome, einem Waſſerfalle gleicht hier das Leben; es fließt nicht, es ſtürzt mit betäubendem Geräuſch. Die Zeit wird nicht mit tauſend Liebkoſungen abgeſchmeichelt, und der Hunger iſt der einzige Zeiger, welcher die Zahl der verbrauchten Stunden ehrlich

Digitized by Google

angiebt. Wer lange leben will, der bleibe in Deutſchland, beſuche im Sommer die Bäder, und leſe im Winter die Protokolle der Ständeverſammlungen. Wer aber Herz genug hat, die Breite des Lebens ſeiner Länge vorzuziehen, der komme nach Paris. Jeder Gedanke blühet hier ſchnell zur Empfindung hinauf, jede Empfindung reiſt ſchnell zum Genuſſe hinan; Geiſt, Herz und Sinn ſuchen und finden ſich — keine Mauer einer traurigen Pſychologie hält ſie getrennt. Wenn man in Deutſchland das Leben deſtilliren muß, um zu etwas Feurigem, Erquicklichem zu kommen, muß man es hier mit Waſſer verdünnen, es für den täglichen Gebrauch trinkbar zu machen. Paris iſt der Telegraph der Vergangenheit, das Mikroſkop der Gegenwart, und das Fernrohr der Zukunft. Es iſt ein Regiſter der Weltgeſchichte und man braucht blos die alphabetiſche Ordnung zu kennen, um alles aufzufinden. Es iſt ſchwer, hier dumm zu bleiben, denn habe der Geiſt auch keine eigenen Flügel, er wird von andern empor getragen. Doch verzweifle darum keiner, der Beharrlichkeit gelingt Alles.

III. Geld-Schwindſucht.

Paris iſt ein theures Pflaſter, und was dieſes Uebel noch größer macht, alle Landſtraßen, die zur Hauptſtadt führen, ſind vier Stunden im Umkreiſe auch gepflaſtert. Die liebe Natur, mit ihren Wieſen und Feldern, ihren ſäuſelnden Bäumen, ihrer erquickenden Luft, ihrer Milch, ihren Eiern, ihren Kirchweihfeſten, Weinleſen und ländlichen Tänzen, iſt eine ſo feine Spitzbübin, als ihre ſtädtiſche Schweſter, die Kunſt. Es iſt leicht in Paris, nicht blos ſein Brod, ſondern auch ſeinen Kuchen, ſeinen Wein, ſeine Auſtern zu verdienen, und was ſonſt noch der arme geplagte Menſch an Zubereitungen gebraucht, um einſt von den Würmern ſchmackhaft gefunden zu werden. Aber ſein Geld in der Taſche zu behalten, das iſt ſchwer — unmög-

Digitized by Google

l i ch würde ich ſagen, wenn das nicht ein Wort wäre, das dreißigjährige Sprachreinigung in dem Wörterbuche der Franzoſen ausgeſtrichen hat. Sich gegen den Verbrauch von Hunderttauſenden zu ſchützen, dafür giebt es ein ſicheres Mittel — man braucht ſie nur nicht zu h a b e n; wie hält man aber wenige Tauſende zuſammen? Vergebens ſchnürt ihr den Beutel mit hundert gordiſchen Knoten zu, durch zahlloſe Poren dünſtet er unmerklich aus; ſein hohes blühendes Gold verwandelt ſich in ein bleiches Silber; das arme Geſchöpf ſchwindet dahin, es ſtirbt, wir trauern.

Haben wir in unſerer kleinen Heimath die fünf Pforten der Sinnlichkeit verſchloſſen, dann können wir uns unbeſorgt auf die Polſter der Tugend niederſtrecken; in Paris aber erſtürmen die Lüſte unſer Herz, oder ſie ſchleichen ſich verkleidet ein, oder ſie ſuchen ſich neue Wege. Man lernt dort wenigſtens etwas Pſychologie für ſein Geld, denn viele Zweige der Begehrlichkeit lernen wir erſt kennen, wenn ſich Vögel darauf ſetzen und ſie ſchütteln. In den Mauern kleiner Städte bewahren uns oft Trägheit und Ungeduld vor großen Ausgaben. Möchtet ihr ein neues Kleid haben, müßt ihr dort erſt zum Kaufmann gehen, und um den Preis des Tuches ſtreiten, dann zum Schneider, der, nachdem er eine Viertelſtunde um euch herumgezappelt, um das Maaß zu nehmen, euch vierzehn Tage auf den Rock warten läßt, und es geht auf Pfingſten, vier Wochen. Ihr bedenkt dieſe Weitläufigkeit und unterlaßt den Kauf. Ein theures Buch zieht euch an, glücklicherweiſe iſt es nicht gebunden, und der Buchbinder ſagt, wenn es planirt werden ſolle, müßte er trockenes Wetter abwarten, und er könne nicht beſtimmen, bis wann er mit der Arbeit fertig würde. Ihr kauft das Buch lieber nicht. In Paris aber ſind Kleider und Stiefel fertig und zu beſtimmten Preiſen, und die Bücher in allen Straßen gebunden zu haben. Alles iſt gekocht, gebraten, vorgeſchnitten, ſogar die Nüſſe werden geſchält verkauft. Es hilft Euch nichts, daß ihr die größere Hälfte des Tages im Zimmer bleibt, es wird Euch alles in's Haus gebracht, bis auf das warme Bad und die Wanne dazu. Jetzt geht Ihr aus, einen weit wohnenden Bekannten zu beſuchen. Den erſten Platz wo Miethwagen ſtehen, ſeid Ihr glücklich vorbeigekommen, auch den zweiten, aber die dritte

Gelegenheit findet Euch müde zu gehen und zu entſagen, Ihr ſetzt Euch ein, und bedauert nur, dies nicht früher gethan zu haben, denn der Preis für eine lange und kurze Fahrt iſt der nämliche. Beim Einſteigen iſt Euch unaufgefordert ein dienſtwilliger Menſch behülflich; Ihr müßt ihn bezahlen. Beim Ausſteigen öffnet Euch ein anderer höflicher Menſch den Kutſchenſchlag, und den müßt Ihr wieder bezahlen. Ihr ſeid in die Nähe der großen Oper gekommen, die Plätze ſind theuer, Ihr verſagt Euch das Vergnügen, ſpaziert die Boulevards auf und ab, und ſtellt philoſophiſche Betrachtungen an, die nichts koſten. Jetzt hält Euch einer jener tauſend Betriebſamen ein Theaterbillet für die Hälfte des Preiſes unter die Augen. Den letzten Akt der Oper und das Ballet könnt Ihr ſehen; Ihr kauft es. Ihr kommt etwas weit hinten zu ſitzen und bedauert eine neue ſchöne Tänzerin nicht näher betrachten zu können. Im Zwiſchenakte werden Ferngläſer zum Verkauf ausgeboten; gut, daß man fünfzehn Frank fordert, für weniger hättet Ihr vielleicht eins gekauft. Aber da kommt ein Anderer, der Gläſer auf den Abend v e r m i e t h e t; dieſer Ausgabe entgeht Ihr nicht. Jetzt iſt das Schauſpiel geendigt, Ihr geht nach Hauſe, euer Weg führt am Café de Paris vorüber. Die Erfriſchungen ſind theuer, aber Ihr wollt die Abendzeitung leſen. Ihr ſeid begierig zu wiſſen, wie Berton's Urtheil ausgefallen; Ihr tretet hinein, Mitternacht iſt da und Ihr ſeid glücklich, wenn das Eure letzte Ausgabe war, und Ihr an dieſem Tage nichts als Geld verſchwendet.

Sparſam zu leben fällt hier Menſchen von jeder Gemüthsart darum ſo ſchwer, weil Seele und Leib zu gleicher Zeit verführt werden. Keine ſinnliche Luſt findet ſich ſo roh und niedrig, daß nicht ein Anhauch geiſtigen Lebens ſie veredelte; und kein geiſtiger Genuß iſt ſo rein abgezogen, daß nicht eine Beimiſchung körperlicher Reize ſeine Lockungen verſtärkte. Der ärgſte Lüſtling, der ſonſt nie daran gedacht, ſeinem Geiſte Nahrung anzubieten, wird hier ein Freund des Leſens, weil es Blumenwege ſind, die ihn zum Ernſte führen. Da iſt ein Werk von Benjamin Conſtant, mit Bitterkeiten gegen die Machthaber überzuckert, wie ſie eines Jeden Gaumen ſchmeicheln! Da iſt ein neues Trauerſpiel worin erſt geſtern Talma geſpielt! Da

Digitized by Google

erſcheint ein Gedicht eines ſechszehnjährigen Mädchens, welches die Hingebung der barmherzigen Schweſtern während der Peſt von Barcelona beſingt! Da ein anderes Buch, worin man Euch die Geheimniſſe der Carbonari verräth, deren es, wie die franzöſiſche Regierung neulich erklärte, ſechszig Tauſend in Frankreich giebt, alle mit Dolchen bewaffnet, die in Deutſchland verfertigt werden! Und dann die zwanzig Blätter, die täglich erſcheinen, und die nicht geleſen zu haben lächerlich iſt!....Auf der anderen Seite werden Menſchen beſſerer Art mit geiſtiger Lockſpeiſe in den Schlingen der Sinne gefangen. So könntet Ihr für weniges Geld euch recht gut ſatt eſſen, auch ſeid Ihr genügſam; aber Ihr kehrt dennoch bei den theuerſten Speiſewirthen ein. Nicht um feinere Leckereien, aber um feinere Geſellſchaft zu finden. Man ergötzt ſich an dem Gemiſche aller europäiſchen Völker, Sitten und Sprachen. Dort die grämlichen Engländer, die ſo verdroſſen-emſig die Kinnbacken bewegen, als würden ſie mit der Peitſche dazu genöthigt; hier die verlegenen Deutſchen, die das Herz nicht haben, ein lautes Wort zu ſprechen; hier die neuangekommenen Frauenzimmer, die mit Erſtaunen die Spiegel und das Silbergeſchirr betrachten; hier das drollige Lächeln der Kleinſtädter, die zum erſten Male Auſtern eſſen! — —

Es iſt angenehm, ſich in Paris Menſchenkenntniß einzuſammeln, aber es iſt koſtſpielig. Doch laſſe ſich darum Keiner von dieſer Reiſe abhalten. Wir Männer ſind ja darin ſo gut bedacht! Wo unſer Geld aufhört, beginnt unſere Philoſophie, und können wir in keinem Tillbury über die Straßen fliegen, gehen wir zu Fuße und ſind humoriſtiſch. Aber die Frauen — wer zum Herrſchen geboren, entbehrt ungeduldig! Wenn ihnen das Glück nicht auf's Freundlichſte lächelt, ſollen ſie die vaterländiſchen Freuden von Schwalbach und Kannſtadt genießen, und ja nicht nach Paris kommen.

Digitized by Google

IV. Das Gaſtmahl der Spieler.

Deutſche Handels- und ſonſtige Geſchäftsleute, die ſich weniger aus Büchern als aus Manuſkripten machen, glauben gewöhnlich, wir Stubengelehrte wären dumm in allen weltlichen ungedruckten Dingen; ſie halten uns für eine Art Nachtigallen, die nur im Stillen und Dunkeln munter ſind. Ich ſelbſt war lange dieſer Meinung, und es war mir ein rechter Troſt, zu wiſſen, daß meine Gelehrſamkeit nicht übermäßig groß ſei. Ich bin aber von dieſer Anſicht zurückgekommen, beſonders ſeitdem ich in Paris lebe. Ich habe gefunden, daß wir General-Geographen mit Kompaß und Sternkunde leichter ſelbſt die Feldwege der großen Welt, als die Geſchäftsleute mit ihrer Spezial-karte die Landſtraßen darin finden. Ausgerüſtet mit Hofbauers empiriſcher Pſychologie und andern ſchönen philoſophiſchen Kenntniſſen, wußte ich, troß meiner Jugend, mich in Paris vor jeder Prellerei zu ſchützen, und verirrte mich nie auf den mäandriſchen Wegen der Liſt und Luſt. Mehrere deutſche Geſchäftsleute aber, die ich dort kennen gelernt, kamen ſchlimm weg, und wurden in allen Artikeln, die ſie zu Hauſe nicht in ihrem Waarenladen führten, heillos betrogen. Ein Bremer Spediteur lobte mir ſeinen Lohnbedienten als die ehrlichſte Haut von der Welt. Ich kam, hörte, kannte ihn; und ſchloß aus transſcendentalen Gründen, daß der Kerl ein Spitzbube ſei. Er hatte als rüſtiger, junger Mann der Beſtürmung der Baſtille beigewohnt, war während der Revolution, die Kaiſerzeit eingerechnet, nacheinander Kutſcher, Friſeur, Waſſerträger, Portier und Kommiſſionär geweſen, nach der Reſtauration aber, wie viele Andere, Lohnbedienter geworden. Sechs und fünfzig Jahre alt, war er noch voller Sentimentalität. Er ſagte, all ſein Streben ſei, ſo viel Geld zuſammen zu ſparen, in ſein friedliches Geburtsdörfchen, an den lieblichen Ufern der Loire, zurückkehren zu können, um dort, fern von dem verdorbenen Paris

ſeine Tage zu beſchließen. Er unterrichtete den Bremer von allen ihm noch unbekannten Wegen der Liederlichkeit, um ihn davor zu warnen. Er konnte ihm beſonders die Spieler und Spielhäuſer nicht ſchwarz genug ſchildern, und ſprach mit Wehmuth von den laſterhaften Mitteln, die angewendet würden, Fremde ins Verderben zu führen. Da wäre unter Andern ein großes Spielhaus, wo jede Woche zweimal offene Tafel für Fremde gehalten würde, an der man königlich ſpeiſe. Der Bremer, der als reicher Mann wohl ſchon fürſtlich gegeſſen haben mochte, aber königlich noch nie, bezeigte große Luſt, einmal in dem Lockſpeiſe-Hauſe zu eſſen. Der ehrliche Lohnbediente zuckte warnend die Achſeln; aber den folgenden Tag erhielt mein Freund eine höfliche Einladung von der Spiel-Direktion, für ſich und noch zwei andere Perſonen gültig. Er forderte mich auf, ihn zu begleiten. Um fünf Uhr Nachmittags gingen wir in das bezeichnete Hotel. Mit der Zuverſicht, die ſich ein tugendhafter Mann, Spitzbuben gegenüber, fühlt, trat ich in das palaſtähnliche Haus. Aber mein Gott, was iſt der Menſch für ein Narr und wie ſchwach ſind ſeine Augen, daß er ſich von jeder erlogenen Majeſtät, ſelbſt der des ſchlechteſten Tombacks, blenden läßt! Es war im Spieltempel Alles ſo feierlich, ſo ernſt, abgemeſſen und anſtändig, daß das humoriſtiſche Behagen, mit welchem ich gekommen war, ſchnell verſchwand, und ich einige Stunden lang in der größten Verlegenheit war. Ich glaubte am Hofe Philipp's II. zu ſein, und es bedurfte des Champagners und anderer edeln Weine, mein ſchwaches Herz wieder zu ſtärken.

Schon auf der Straße, vor dem Hotel, ward uns ſchlimm zu Muthe. Die glänzendſten Equipagen, Jäger hinten auf, kamen angefahren, und heraus ſtiegen nur Leute mit Ordensſternen und Bändern. Wir waren die einzigen Fußgänger, die ſich zeigten. Der Portier, als wir ſeine Loge vorbeikamen, rief uns zu, wohin wir wollten? Wir antworteten, wir kämen mit den Spielern zu eſſen! Der Portier lachte, und ſagte, hier äße man nicht. Der Bremer zeigte ſeine Einladungskarte als Paß vor, und wir durften weiter gehen. Wir traten in ein ebener Erde gelegenes Zimmer, wo ein Dutzend übermüthiger Lakaien ihr Weſen trieb. Der Bremer fragte: wo man äße? Erhielt zur Antwort: Hier nicht! — Wir gingen

Digitized by Google

wieder hinaus, eine Treppe hinauf, wo wir den Speiſeſaal entdeckten. Der Bremer fragte die Bedienten, die noch mit Zubereitungen beſchäftigt waren: wann man äße? Die Schlingels gaben ihm keine Antwort. Wir ſtiegen wieder hinab, und gingen abermals in das Bedientenzimmer. Auf die Frage: was wir ſuchten? zeigte der Bremer zum zweiten Male ſeine Einladungskarte vor, worauf man uns die Hüte abnahm und uns in die Geſellſchaftszimmer wies. Beim Eintreten bemerkte ich, daß mir mehrere Herren ernſthaft auf die Füße ſahen, und ich gewahrte mit Schrecken, daß ich der Einzige war, der in Stiefeln erſchien. Ich ſetzte mich an einen Leſetiſch, um meine Füße zu verbergen, und nur Kopf und Herz zu zeigen, und las einige Ultra-Blätter. Als ich wieder aufgeſtanden, kam ein großer ſtattlicher Mann, majeſtätiſcher Haltung, gleich Ludwigs XIV. ſeine zu mir, und fragte, wer ich wäre, und was ich wollte? Der Herr hatte das Kinn im Halstuche, was ein ſchlimmes Zeichen war; den Studioſen der Menſchenkenntniß muß ich die Lehre geben, daß man Leuten, die ihr Kinn im Halstuch tragen, zwar trauen ſoll, aber nicht viel. Ich überſah ſogleich das Mißliche meiner Lage, und hatte die Geiſtesgegenwart, mich anzuſtellen, als verſtünd' ich ihn nicht. Da ich ihm aber antworten mußte, beſchloß ich eine Sprache mit ihm zu ſprechen, die er auch nicht verſtand. Aber welche? Das war die Frage. Zwar kennt in der Regel ein Franzoſe nur ſeine Mutterſprache; aber Spieler ſind Kosmopoliten und Polyglotten. Ich bereitete alſo in der Schnelle ein Zungenragout vom deutſchen Herr, dem italieniſchen Signore, und dem engliſchen Sir. Die Olla Potrida that ihre Wirkung. Es kam nämlich Alles darauf an, Zeit zu gewinnen, bis mein Bremer Freund, der ſich entfernt hatte, wieder herbei käme. Endlich erſchien dieſer, und ich gab pantomimiſch zu verſtehen, das ſei der Mann, der über mich die beſte Auskunft geben könnte. Der ſtattliche Herr (wie ich ſpäter erfuhr, ein Marquis, von der Spielgeſellſchaft angeſtellt, in dieſem Hauſe die Honneurs zu machen) fragte den Bremer, als ihm dieſer unter mehrern Kratzfüßen bemerkt, er habe mich mitgebracht, wer e r ſei? Der Bremer nannte ſich. Der Marquis erwiderte, er habe nicht die Ehre ihn zu kennen; da zeigte der Bremer zum dritten Male ſeine Einladungskarte vor.

Digitized by Google

Jetzt hieß uns der Marquis willkommen, und als er vernahm, wir wären Deutſche, bemerkte er, er ſei auch in Wien geweſen: die Franzoſen nämlich halten Wien für die Hauptſtadt Deutſchlands, und wiſſen nichts von unſeren glücklichen kleinen Föderativ-Staaten.

Man ging zu Tiſche. Ich habe zwar ſchon mehrere deutſche Höfe ſpeiſen ſehen, aber nur aus der Vogelperſpektive, von der Gallerie herab. Es war das erſte Mal, daß ich an einer fürſtlichen Tafel thätigen Antheil genommen, als wirkliches Mitglied. Welche Pracht und Herrlichkeit! Zum Glück war ich an jenem Tage nicht ſentimental geſtimmt, ſonſt hätte ich keinen Biſſen eſſen können. Ich hätte mir vorgeſtellt, daß alle dieſe Speiſen in Blut und Thränen gekocht ſind, von den Selbſtmördern und Verzweiflungsvollen vergoſſen, welche täglich in den Pariſer Spielhäuſern ausgeplündert werden. Doch muß ich bemerken, daß es ſich ſämmtliche Gäſte ſehr ſchmecken ließen, welches ein erfreuliches Zeichen von noch übrig gebliebener Tugend war; denn vollendete Spieler und Gauner leben bekanntlich wie die Anachoreten, und eſſen und trinken wenig. In der Mitte der eirunden Tafel ſaß der Marquis und Ceremonienmeiſter, über Alle hervorragend an Geſtalt und würdigem Betragen. Unaufhörlich, während der ganzen Mahlzeit, brachten ihm Adjutanten verſiegelte Depeſchen in Duodez, klein Quart und groß Folio, deren Siegel von bedeutendem Umfange waren. Der Marquis erbrach ſie, las ſie ohne eine Miene zu verziehen, und reichte ſie dann einem hinter ihm ſtehenden Lakayen. Es ging in ſeiner Nähe her wie in einem Hauptquartier. Ich fragte meine empiriſche Pſychologie, was dieſer häufige Correſpondenzwechſel zu bedeuten habe? Sie antwortete mir, es wären unſchuldige Liebesbriefe, welche die Polizei mit dem Marquis wechſele. Jene ſtünde nämlich mit der Spiel-Direktion in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen, und beide theilten ſich wechſelſeitig ihre anthropologiſchen Erfahrungen mit. Uebrigens ging es bei Tiſche langweilig genug her, und ich vermochte mir die Zeit nur dadurch zu verkürzen, daß ich in meinem Sinne ſcherzhafte und zeitgemäße Geſpräche mit der Geſellſchaft pflog. So dachte ich, wie artig es wäre, wenn ich beim Deſert mich vom Stuhle erhübe, und riefe: Meine Herren, wir ſind unter uns, laſſen Sie uns dieſes Glas auf

das Wohl Napoleons II. leeren! — Oder wenn ich dem Marquis über die ganze Breite des Tiſches die Frage zuſchickte: ob er Schleiermacher's Ueberſetzung des Plato kenne? — Oder wenn ich mit meinem Nachbar links über die Verderblichkeit der Hazardſpiele laut ſpräche und meinen Nachbar rechts fragte: Franchement, Monsieur, que pensez-vous des fausses années de voyage de Guillaume Meister, par Monsieur Pustkuchen?

Nach dem Eſſen und eingenommenen Kaffee begann das Spiel. Mein Bremer Freund bemerkte mir, wir Beide zuſammen hätten wohl fünfzig Franken, im Wirthshauspreiſe berechnet, bei Tiſche verzehrt und es wäre doch ſehr undelikat, wenn nicht Einer von uns ſpielen wollte. Ich erwiderte ihm, wenn er zart ſein wolle, hätte ich nichts dagegen; ich ſelbſt aber würde nicht ſpielen. Der Bremer ſpielte, und trieb die Delikateſſe ſo weit, daß er zwölfhundert Franken verlor. Ich wiederholte indeſſen einige Betrachtungen, die ich an den Hazard-Spieltiſchen ſchon oft angeſtellt. Erſtens die: daß die Ernſthaftigkeit, womit die Bankhalter ihr nichtswürdiges Geſchäft treiben, ganz unerträglich ſei. Sie könnten immer etwas dabei ſcherzen; die giftigſten Schlangen hätten wenigſtens eine ſchöne Haut. Aber freilich iſt dieſe Ernſthaftigkeit eine der Todſünden der Menſchen; der ihnen eingeborene Hochmuthsteufel ſpricht ſich darin am deutlichſten aus. Friedrich Schlegel mag thun und ſagen was er will, er wird nie das herrliche Wort vergeſſen machen, das er einſt ausgeſprochen: „Der Menſch iſt eine ernſthafte Beſtie.“ Ganz gewiß haben die alten römiſchen Senatoren, da die Gallier vor ihrer Stadt waren, kein ernſteres Geſicht gemacht, als jeder Paß-Büreauiſt annimmt, wenn er uns ſignaliſirt. Am ärgerlichſten war mir dieſe Ernſthaftigkeit immer an Bankiers und anderen Handelsleuten geweſen. Geld zählen und verdienen und den Gewinn berechnen, iſt zwar ein ſehr heiteres Geſchäft, aber durchaus kein erhabenes, und es iſt gar nicht zu begreifen, warum jene Herren, wenn man auf ihr Komptoir kommt, eine ſo ehrfurchtgebietende Miene annehmen! — Die zweite Betrachtung, die ich an Hazard-Spieltiſchen anzuſtellen pflege, iſt folgende: Wenn man alle die Kraft und Leidenſchaft, die Seelenbewegungen und Anſtrengungen, die Aengſten und Hoffnungen, die Nachtwachen,

Digitized by Google

Freuden und Schmerzen, die jährlich in Europa am Spieltiſch vergeudet werden, wenn man dieſes Alles zuſammenſparte — würde es ausreichen, ein römiſches Volk und eine römiſche Geſchichte daraus zu bilden? Aber das iſt es eben! Weil jeder Menſch als Römer geboren wird, ſucht ihn die bürgerliche Geſellſchaft zu entrömern, und darum ſind Hazard- und Geſellſchaftsſpiele, Romane, italieniſche Opern und elegante Zeitungen, Caſinos, Theegeſellſchaften und Lotterien, Lehr- und Wanderjahre, Garniſons- und Wachtparaden-Ceremonien und Aufwartungen, und die fünfzehn bis zwanzig anliegende Kleidungsſtücke, die man täglich mit heilſamem Zeitverluſte an- und auszuziehen hat — darum iſt dies Alles eingeführt, daß die überflüſſige Kraft unmerklich verdunſte! Noch glücklich, daß es dem Menſchen nicht mit der Natur gelingt, was ſie mit der Menſchheit zu Stande gebracht; ſie hätten das Weltmeer ſchon längſt in Springbrünnchen zertröpfelt, und Vulkane in chineſiſche Feuerwerke verpufft, daß Sturm und Lava ja kein Verderben drohe!

Wir gingen nach Hauſe; ich an Leib und Seele geſtärkt, der Bremer aber ſehr verſtimmt. Er erzählte ſeinem ehrlichen Lohnbedienten, wie ſchlimm es ihm ergangen. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich abermals was die Franzoſen für liebenswürdige Menſchen ſind. Ein pedantiſcher deutſcher Sittenprediger. der wie der Lohnbediente es gethan, den Bremer vor Spielern gewarnt, hätte dieſen, nachdem er ſeine Warnung nicht geachtet, und dadurch in Schaden gekommen, mit Vorwürfen überhäuft und geſagt: Es geſchieht Ihnen recht, warum haben Sie mir nicht gefolgt! Unſer edler Lohnbedienter aber betrug ſich ganz anders. Anfänglich, als der Bremer ſein Mißgeſchick erzählte, lächelte er und ſchwieg, und dividirte wahrſcheinlich im Stillen, wie viel er von der Spielergeſellſchaft an Courtage zu fordern habe. Dann aber ſagte er blos: Beruhigen Sie ſich, mein Herr, Sie werden ein anderes Mal glücklicher ſein! Um ihn völlig aufzuheitern, erzählte er ihm mehrere Spieler-Anekdoten. Unter andern: Obenerwähnter Marquis, ehemaliger Emigrant und reſtaurirter Lump, habe das Glück gehabt, eine reiche Heirath zu ſchließen. In einer Nacht, da er ſein ganzes Vermögen verſpielt, habe er zuletzt das Landgut ſeiner Gemahlin gegen einen Engländer geſetzt und es

verloren. Der Engländer ſei gleich vom Spieltiſche weg nach Mitternacht auf das vier Stunden von Paris entfernte Gut gefahren, und habe früh Morgens als Hausherr heftig an der Thürſchelle gezogen. Die Hofhunde hätten gebellt, der Gärtner gefragt, was er ſo früh befehle? Der phlegmatiſche Engländer aber habe ſich um Bellen und Fragen nicht bekümmert, ſondern habe Alles mit Muße und Bequemlichkeit in Augenſchein genommen. Endlich ſei der Gärtner grob geworden, der Engländer habe ihn darauf bei der Bruſt gepackt, und ihn mit den Worten: „Scheer' er ſich zum Teufel, ich brauche ſeine Dienſte nicht mehr!" zum Thore hinausgeworfen. Darüber ſei die Marquiſin aufgewacht, wäre im Nachtkleide ganz erſchrocken herabgekommen und habe den Engländer gefragt: was ihm gefällig wäre? Dieſer habe geantwortet: nichts, er wolle in ſeinem Park ein wenig ſpazieren gehen, und habe der Marquiſin den Abtretungsſchein des Landgutes vorgezeigt. Die arme Frau wäre bald darauf vor Gram geſtorben. Die Pariſer Spielgeſellſchaft aber habe ſich gegen den Marquis, wie ſie es gegen ihre Schlachtopfer zuweilen zu thun pflege, ſehr großmüthig benommen, und ihn zum Honneurmachen in genanntem Hauſe angeſtellt, wofür er täglich hundert Franken Gehalt bekomme.

Dieſe artige Anekdote vermochte aber den verdrießlichen Bremer nicht aufzumuntern. Ich ſagte ihm: „Wären Sie ein gewöhnlicher Süddeutſcher, wie ich, hätten Sie freilich Ihr Geld nicht verloren; weil Sie aber als Norddeutſcher zartfühlender ſind, haben Sie geſpielt und ſind in Schaden gekommen. Ihr Verluſt entſpringt alſo aus einer edeln Quelle, und Sie ſollten ſich darum tröſten. Was liegt auch daran? Sie brauchen ja nur eine Kleinigkeit auf jedes Stück Calico zu ſchlagen, um ſich reichlich zu entſchädigen. Weil wir gerade von Calico's ſprechen, lieber Freund, folgen Sie meinem Rathe, Sie werden mir es einſt danken. Kaufen Sie ſo viele Calico's zuſammen, als in Mancheſter aufzutreiben ſind, und zahlen Sie, was man fordert. Ich ſage Ihnen, die Welt iſt rund; heute roth, morgen todt. Wir legen uns gut engliſch zu Bette, und ſtehen continentalſyſtematiſch auf. Es iſt heute Johannistag; denken Sie an mich!"....Das wirkte; der Bre-

Digitized by Google

mer drückte mir freundſchaftlich die Hand und wir wünſchten uns gute Nacht.

V. Stern und Steuermann.

Schöne Namen für ein Luſtſpiel von Clauren, oder für eine Erzählung von Laun, und es iſt eine wahre Verſchwendung, daß ſie hier dazu dienen müſſen, einen verwachſenen diplomatiſchen Bericht zu zieren! Im Palais Royal auf dem Boulevard des Italiens und an einigen andern Orten zieht jeden Abend der Schein zweier Laternen die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden an; denn ihr Licht fällt durch ausgeſchnittene Buchſtaben, die mit ölgetränktem, rothgefärbtem Papiere überzogen ſind. Die eine Laterne zeigt einen Stern (l'etoile), und darunter die Worte: Journal du Soir; die andere giebt zu leſen: le Pilote, Journal du Soir. Der Etoile iſt ein Ultra=, der Pilote ein liberales Blatt. Vier Wochen hindurch habe ich kaum einen Abend verſäumt, mich in der Nähe der Laternen zu ſetzen und aufzupaſſen. Ich kann auf Ehre verſichern, daß gegen ein Exemplar der Etoile, vierzig Exemplare des Pilote verkauft werden! Wenn man den Zeitungskrämern die Hand fordernd hinreicht, ohne ſich zu erklären, welches Blatt man verlangt, geben ſie einem immer den Etoile. Ja mir, da ſie meine Ausländerei gemerkt, gaben ſie verſchiedene Male das Ultra=Blatt, ohngeachtet ich den Pilote gefordert. Beweis, daß ſie an erſterem mehr verdienen, weil man es ihnen wahrſcheinlich unentgeldlich giebt. Die andern Nutzanwendungen kann man ſich von ſelbſt machen — sapienti sat, ſagt der Lateiner.... Das geht die Leſerinnen nichts an.

Digitized by Google

VI. Die Läden.

Alexander der Große gab ſich viele Mühe die Welt zu erobern, nur damit die Athenienſer von ihm ſprächen. Das wäre eine ganze Welt zu viel, um die Pariſer einen Tag, um ſie ein Jahr lang von ſich reden zu machen, eine Welt zu wenig Es dahin zu bringen müßte man die eroberte Welt auch wieder verlieren. Sich in dieſer Rieſenſtadt hervorzuthun, ſich in dieſem Ocean, als einzelne Welle bemerklich zu machen, erfordert große Uebung, die aber keinem Eingeborenen mangelt. In Deutſchland iſt Charlatanerie die Krücke eines lahmen Verdienſtes; hier iſt ſie die nothwendige Einfaſſung, von der entblößt, auch der ächteſte Diamant keine Blicke anzieht. Man muß es den Pariſern zum Lobe nachſagen: ſie wiſſen jede ſchöne Gabe zu würdigen, die Tugend ſogar, nur muß ſie lärmen; ſelbſt Beſcheidenheit findet ihren Beifall, wenn ſie zu reden verſteht, ohne die Lippen zu bewegen. Das Verdienſt, das hier zu Grunde geht, an dem geht nichts zu Grunde. Von allen den Kunſtgriffen, die von jedem in ſeinem Kreiſe angewendet werden, ſeine Perſon und ſeinen Beſitz auf das Vortheilhafteſte geltend zu machen, könnte man ein großes Buch anfüllen. Ich will dieſes Mal nur einige der ſinnlichen Mittel erwähnen, welche die Waarenhändler gebrauchen, die Kaufluſt zu erwecken, und die Kaufluſtigen anzuziehen. In denjenigen Theilen der Stadt, wo die Theater, die öffentlichen Spaziergänge, die andern Sehenswürdigkeiten liegen, wo daher die meiſten Fremden wohnen und ſich umhertreiben, giebt es faſt kein Haus ohne Laden. Es kommt auf eine Minute, auf einen Schritt an, die Anziehungskräfte ſpielen zu laſſen; denn eine Minute ſpäter, einen Schritt weiter ſteht der Vorübergehende vor einem andern Laden, worin er auch die Waare findet, die er ſuchte. Die Augen werden Einem wie gewaltſam entführt, man m u ß hinaufſehen und ſtehen bleiben, bis der Blick

Digitized by Google

zurückkehrt. Der Name des Kaufmanns und ſeiner Waare ſteht zehnmal, neben, unter einander, auf den Thüren, über den Fenſtern, auf Schildern geſchrieben, die Außenſeite des Gewölbes ſieht aus wie das Schreibbuch eines Schulknäbchens, das die wenigen Worte der Vorſchrift immerfort wiederholt. Die Zeuge werden nicht in Muſtern, ſondern in ganzen aufgerollten Stücken vor Thüre und Fenſter gehängt. Manchmal ſind ſie hoch am dritten Stocke befeſtigt, und reichen nach allerlei Verſchlingungen bis zum Pflaſter herab. Der Schuhmacher hat die Außenſeite ſeines ganzen Hauſes mit Schuhen aller Farben bemalt, welche Bataillonsweiſe zuſammen ſtehen. Das Zeichen der Schloſſer iſt ein ſechs Fuß hoher vergoldeter Schlüſſel; die Rieſenpforten des Himmels brauchten keinen größern. An den Läden der Strumpfhändler ſind vier Ellen hohe weiße Strümpfe gemalt, vor welchen man ſich im Dunkeln entſetzt, man glaubt, weiße Geſpenſter strichen vorüber. So hat hier jeder auch für die kleinſten Fiſche, die er fangen will, einen großen Haken. Auf eine edlere und anmuthigere Weiſe wird aber Fuß und Auge durch die G e m ä l d e gefeſſelt, welche vor vielen Kaufläden ausgehängt ſind, und gewöhnlich die Art des Verkehrs ſinnbildlich ausdrücken. Dieſe G e m ä l d e ſind nicht ſelten wahre Kunſtwerke, und wenn ſie in der Gallerie des Louvre's hingen, würden Kenner, wenn auch nicht mit Bewunderung, doch mit Vergnügen vor ihnen ſtehen bleiben. Sie ſind zugleich treffende Sittenbilder aus dem Pariſer Leben, und es iſt darum ſo lehrreich als unterhaltend, ſich mit ihnen zu beſchäftigen. Ich will einige, die mir aufgefallen ſind, beſchreiben. Den Laden eines Shawls-Händlers ziert ein Bild mit ſieben lebensgroßen Figuren; es führt die Ueberſchrift au serment. Drei Männer überreichen dreien Frauen mehrere Shawls, und machen dabei mit den Händen feierlich betheuernde Bewegungen. S i e ſ c h w ö r e n, daß dieſes ächte franzöſiſche Shawls wären, und mögen wohl hinzuſetzen, daß brave Franzoſen engliſche Waaren verabſcheuten, denn ein im Hintergrunde ſtehender Engländer wirft erboſ'te Blicke auf das merkantiliſch-patriotiſche Triumvirat herüber. Das iſt die o f f e n e Bedeutung des Bildes; es hatte aber früher noch eine verſteckte. Bis vor zwei Jahren nämlich waren die dargebotenen Shawls von weißer, rother

und blauer Farbe, und die Kaufherren ſchwuren, daß dieſes die ächten, jedem Franzoſen theuern Farben wären; aber auf Gebot der hypochondriſchen Polizei, die jedes Lüftchen fürchtet, mußte eine der Farben ausgelöſcht werden.... Unweit dem vorigen hängt am Hauſe eines Perrückenmachers ein Bild, das zwar ſchlecht gemalt iſt, aber eine drollige Vorſtellung enthält. Der Kronprinz Abſalon hängt mit den Haaren am Baume, und wird von einer feindlichen Lanze durchbohrt. Darunter die Verſe:

> **Contemplez d'Absalon le déplorable sort,**
> **S'il eût porté perruque, il évitait la mort.**

Ein anderes ſehr gut gemaltes Bild, ein Roſenmädchen vorſtellend, das knieend aus den Händen eines Ritters den Kranz empfängt, ſchmückt die Ladenthür einer Putzmacherin. Das Mädchen ſieht ſo fromm und unſchuldig aus, daß junge Leute ohne Erfahrung, deren es aber in Paris keine giebt, daran irre würden, und vorübergingen, ihre Handſchuhe in einem andern Laden zu kaufen.... Ein Vogelhändler zieht die Aufmerkſamkeit durch ein Gemälde an, welches die Arche Noah vorſtellt. Der ganze Prolog der Sündfluth iſt darauf gemalt. Die Arche liegt ganz gemächlich im Trocknen und wartet bis die Fluth komme, ſie flott zu machen. Vater Noah ſpielt mit einem Affen und macht ein diplomatiſches Geſicht: er allein weiß was vorgeht. In einer unabſehbaren Reihe kommen die vierfüßigen Thiere herbeigelaufen, ſich in die Arche zu retten. Sie gehen je zwei und zwei, aber ohne allen Geburtsrang, wie es in der Noth gewöhnlich iſt; der Löwe folgt dem Pferde, der Fuchs geht dem Eſel voraus, der Haſe läuft dem Hunde nach. Es iſt ein herrliches Bild! Am anziehendſten wird aber jeder, gleich mir, das Gemälde finden, das ein Profeſſor der deutſchen Sprache, und der ſeinem Namen nach ein geborener Deutſcher iſt, vor ſeiner Wohnung im Palais Royal hängen hat. Ein Mann in den beſten Jahren und ohne Zweifel der Profeſſor ſelbſt, ſitzt mit einem Buche in der Hand in einem Lehnſeſſel, beſchäftigt, einem vor ihm ſtehenden Knaben ſeine Lektion abzuhören. Etwas weiter zurück ſitzt ein wunderſchönes, junges Mädchen, und hinter ihm über dem Stuhle gelehnt, ſteht ein rother Huſarenoffizier, der nach aller

Digitized by Google

mimiſchen Wahrſcheinlichkeit eine Liebeserklärung vorbringt. Das Mädchen zeigt mit dem Finger auf eine Stelle des Buchs, und der franzöſiſche Huſar, die Hand auf das Herz gelegt, ſcheint ihr nachzuſprechen: i ck l i e = b e. Ich habe aus dieſem Bilde mit großem Vergnügen erſehen, daß deutſche Profeſſoren in Paris Welt bekommen. In unſerem Vaterlande wäre ein Sprachlehrer zu ſchüchtern, durch ein Aushängeſchild bekannt zu machen, daß er Schule für den wechſelſeitigen Unterricht zwiſchen jungen Mädchen und rothen Huſarenoffizieren halte.

Ich darf den neuen Bijouterie-Laden des Herrn Franchet in der Straße Vivienne nicht vergeſſen. Sechs Monate wurde an dieſem Laden gearbeitet, und die Glücklichen, welchen es gelang, einen Blick hinter die vorgehängten Tücher zu werfen, konnten nicht Wunder genug erzählen. Endlich vor drei Wochen, am Geburtstage des Herzogs von Bordeaux, wurde die Bude geöffnet; Herr Franchet iſt nämlich der Juwelier der Herzogin von Berry. Dieſe Bude, ein kleines Zimmer von höchſtens zwanzig Fuß Länge, hat vierzig tauſend Franken gekoſtet, ſo prachtvoll iſt alles eingerichtet. Ueber dem Eingange nach der Straße zu ſind in zwei goldenen Kreiſen zwei ſorgfältig gemalte Wappen angebracht. Der eine Kreis umfaßt vereinigt das Wappen des franzöſiſchen und neapolitaniſchen Hauſes; der andere enthält ein etwas myſtiſches Wappen. Es ſind erſt die Kryſtalliſationspunkte zu künftigen Herrlichkeiten, Embryonen von Königreichen, Kronen in der Eierſchale — kurz es ſteckt etwas dahinter, und mag ſich alles auf den Herzog von Bordeaux beziehen. Hieſige bevollmächtigte Geſandten, die ihr Geſchäft verſtehen, werden gewiß nicht verſäumt haben, ihre Späher hinzuſchicken, um zu unterſuchen, ob nichts Erkleckliches herauszuziffern ſei.

VII. Der Greve-Platz.

Ein aufgeſchlagenes Buch iſt Paris zu nennen, durch ſeine Straßen wandern heißt l e ſ e n. In dieſem lehrreichen und ergötzlichen

Digitized by Google

Werke, mit naturgetreuen Abbildungen ſo reichlich ausgeſtattet, blättere ich täglich einige Stunden lang. Es zwar zwei Uhr, da ich aus dem Hauſe trat. Unfehlbar um dieſe Zeit ſpielt der fleißige Tiſchler gegenüber ein Viertelſtündchen mit ſeinem Papageien; dann wird der Hobel von Neuem gerührt. Der deutſche Baron, mein Nachbar, war eben heimgekehrt, und hüpfte, wie ein Spatz, aus ſeinem Tillburi. Ein leichtfüßiger Herr! Das Pferd, auf dem Wege zum Stalle, wird kaum fühlen, daß ſeine Laſt leichter geworden. Bald kam ich in die Straße Vivienne. Hier iſt das Paradies der weiblichen Welt, da findet ſich alles, was die Häßlichkeit braucht ſich zu verbergen, und die Schönheit ſich zu verrathen. Hüte, Blonden, Schleier, Geſchmeide von Gold und Edelſteinen, und alles in ſo reichem und koſtbarem Vorrathe, daß ſelbſt eine Königin mit Bedenken wählen müßte. Vor einem Putzladen hielt eine glänzende Kutſche; der gemächlichen Dame öffnet ein Mohr den Schlag. Ich ſah mir das Wappen an — ein ganzes Stickmuſter von farbigen Feldern, nebſt Klauen- und Schnabelthieren aller Art. Fünf Minuten ſpäter warf ich den Blick durch die geöffnete Pforte des Tempels der Eitelkeit und ſah für einen Hut einen Bankzettel hinlegen. Das waren, wenn nicht tauſend, wenigſtens fünfhundert Franken. Darauf wurden zwei Goldſtücke herausgeben. Der Hut war ſchöner als ihn eine männliche Fedèr beſchreiben kann: ein Paradiesvogel mit ſeinem ganzen Gefieder umſchimmerte den Kopf. Habe ſo etwas in meinem Leben noch nicht geſehen! Doch vielleicht hätte die edle Frau Rang und Reichthum gern für das hübſche Geſicht hingegeben, das, neben mir, lechzende Augen nach Hut und Bankzettel ſchickte. Ich ging weiter, ein kleiner Menſchenkreis zog mich an, ich drängte mich durch. Zwei Lumpenſammler waren in heftigen Wortwechſel gerathen. Ihr kümmerliches Gewerbe f o l g t dem des Bettlers. Der eine hatte einen handbreiten wollenen Lappen im Kuhmiſt ausgeſtöbert, der Andere als gleichzeitiger Entdecker machte Anſprüche darauf, hob drohend ſeinen Stock mit eiſernem Haken in die Höhe, und ſprach mit wüthenden Geberden: veux-tu lâcher cela? Unweit davon zeichnete ein Mann, ſtehenden Fußes etwas in ſeine Schreibtafel ein, ſo ernſt, ſo andächtig dabei, als hätte ihm der liebe Gott ſeine zehn

Digitized by Google

Gebote in die Feder geſagt. Ein ſchnarrendes Gare! weckte ihn aus ſeinen frommen Träumen. Er mochte wohl ein Wechſelmäkler ſein, denn er war von der Seite der Börſe hergekommen. Jetzt ging ich den Perron hinab in das Palais Royal. Dieſes Luſtlager iſt wohl jedem bekannt. Alles findet ſich hier, ſelbſt menſchliches Elend — nur nicht deſſen Schein. Die Armuth iſt vergoldet, der Hunger ſcherzt, das Laſter lächelt.

So war ich zwei Stunden lang umhergewandert, und hatte auf allen Straßen das regſte Leben gefunden. Es hüpfte, ſang und lachte zwar nicht immer, dieſes Leben, es ſchlich, ſtöhnte und weinte wohl auch — doch es lebte. Und in dieſer nämlichen Stadt athmeten vier Jünglinge ohne zu leben, denn wenn nicht Verzweiflung, war Verklärung über ſie gekommen, ſchon waren ſie keine Menſchen mehr. Die Soldaten, welche wegen Theilnahme an der Verſchwörung von Rochelle zum Tode verurtheilt worden, ſollten um vier Uhr auf dem Greve-Platze hingerichtet werden. Das hatte ich erſt auf der Straße erfahren. Vielleicht eine halbe Million Menſchen erfuhr dieſe Hinrichtung erſt aus der Abendzeitung. So iſt Paris! Es war ſchon vier Uhr. Ich warf mich in ein Cabriolet, noch den fürchterlichen Schauplatz zu erreichen. Den Pallaſt der Tuillerien vorüber, den Tell's Enkel bewachen; das Louvre vorbei, aus deſſen Fenſter Carl IX. in der Bartholomäus-Nacht, auf die Herzen ſeiner Unterthanen gezielt; am Pont-Neuf vorüber, worauf das Standbild des guten Heinrichs, deſſen fromme Augen der Richtſtätte gerade zugewendet ſind; bis auf den Chatelet-Platz, weiter konnte ich nicht dringen, die Wachen hielten den Weg geſperrt. Ein Brücke, pont-au-change genannt, geht auf dieſen Platz aus. Ueber dieſe Brücke, jenſeits der Seine her, mußten die Verurtheilten geführt werden, um zum Greve-Platz, der am diesſeitigen Ufer liegt, zu gelangen. Ein großes, mit einem Balkon verſehenes Speiſehaus, gab den beſten Standpunkt, den traurigen Zug, der kommen ſollte, zu überſehen. Dieſes Gebäude ſteht auf der Stelle, wo le grand châtelet war, eine Burg, die Julius Cäſar erbaute, und deren Grundmauern im Jahre 1802 niedergeriſſen worden. Ich ſtieg in den großen herrlichen Saal, wo viele Menſchen guter Dinge waren.

Digitized by Google

Ich ſah mitleidige Weiber mit bleichen Wangen und ſchwer gehobener Bruſt; aber ſie aßen und tranken doch. Der Dichter, welcher ſang: „Süß iſt's, vom ſichern Hafen aus Schiffbrüchige zu ſehen" — der kannte das menſchliche Herz! Keiner wagte die Empfindungen, die er hatte, laut werden zu laſſen, nur die Spione ſprachen Empfindungen aus, die ſie nicht hatten. Für dieſe Würmer war heute gutes Wetter, denn die Fäulniß iſt ihre Wiege. Höher als ſonſt ſpitzten die Horcher die Ohren, denn in dieſem Saale konnten Wein und Mitleid auch ängſtlich verſchloſſene Lippen öffnen. Einer kam, auch mir den Puls zu betaſten. Einen Blick zum Fenſter hinaus auf die Volksmenge und die bewaffnete Macht werfend, ſprach er mit ſpöttiſcher Miene vor ſich hin: "il leur faut quatre mille hommes pour quatre?" Ich ſchwieg. " Ces jeunes hommes ont bien mérité un petit châtiment, ils ont voulous renverser le gouvernement, mais...." Ich ſchwieg. " Paris dort!" ſagte der ſentimentale Spion. Ich ſchwieg, aber ich dachte: Paris ſchläft nicht, es wacht, kennt die Furcht, zaudert und läßt geſchehen. Denn ſchliefe dieſer tauſendarmige Rieſe, und reckte ſeine Glieder und wendete ſich um, wie man es im Schlafe bewußtlos thut, dann würden an dieſer gedankenloſen Bewegung die Bajonette dort zerknicken und vier Mütter weinten nicht um ihre Söhne.

Jetzt wälzte ſich ein breites Gemurmel vom jenſeitigen Ufer herüber. Wir ſprangen von unſeren Tiſchen auf und eilten auf den Balkon. Der Zug kam näher; die Verurtheilten in bürgerlicher Kleidung mit entblößtem Haupte ſaßen rückwärts, je zwei auf einem Karren. Jeder hatte einen Geiſtlichen zur Seite. Die Jünglinge ſchenkten ihnen aber keine Aufmerkſamkeit, ſondern wendeten ihr Geſicht der anderen Seite, der verſammelten Menge zu, dieſe immerfort freundlich grüßend. Sie ſchienen ruhig, ja heiter. Sie zogen vorüber. Noch eine halbe Stunde vor ihrer Hinrichtung war der Prokurator des Königs im Gefängniſſe bei ihnen. Das Geſtändniß der Wahrheit hätte die Hoffnungsloſen vielleicht, eine willkommene Lüge, ſicher gerettet. Sie ſchwiegen und ſtarben. Bald kehrten die Karren mit vier Leichnamen zurück. Die bewaffnete Macht ging auseinander. Die klugen Stel=

Digitized by Google

lungen, welche dieſe genommen, das Volk im Zaume zu halten, hatte ich mit Bewunderung angeſehen. Schaudernd verehrte ich die Macht des menſchlichen Geiſtes, die Werke ſeiner Waſſerbaukunſt, wie er das Meer bändigt und der kleinen Kraft die Herrſchaft über die größere ſichert. Da, zum erſtenmal in meinem Leben fiel mir bei: *Regierungen ſind wohl von Gott eingeſetzt* — wie hielten ſich ſonſt manche!

Die Straße war frei geworden, ich ging nach dem Greve-Platz. Dort war man beſchäftigt, das Schaffot auseinanderzulegen. Eimer mit Waſſer wurden über den blutgetränkten Boden ausgeſchüttet. Ich dachte an der Lady Macbeth Hand. Ich fragte den und jenen, wie die Jünglinge geſtorben. Sie waren feſten Schrittes die rothe Treppe hinaufgeſtiegen. Vive la liberté! waren ihre letzten Worte.

Die Nacht war angebrochen. Die Uhr des Stadthauſes wurde beleuchtet. Eine nachahmungswürdige Einrichtung! Der Greve-Platz iſt auf drei Seiten von Gebäuden umgeben. Die vierte Seite iſt offen und der Seine zugewendet. Das Hôtel de ville und alle Häuſer auf dem Platze ſind von alterthümlicher Bauart, wie auch in deutſchen Städten Märkte und Rathhäuſer beſchaffen ſind. Auf dem Greve-Platz findet ſich viel nachzuſinnen, was iſt hier nicht alles geſchehen! Ich dachte: wenn Frankreich keine Humoriſten hat, ſie wohnen hier; wenn es keine Schelme hätte, ſie wären hier gewiß zu finden; wenn es die Empfindſamkeit nicht kennt, hier ſucht man ſie nicht vergebens. Denn Allen, welche ſeit drei und dreißig Jahren auf dem Greve-Platze wohnen — welche andere Wahl könnte ihnen bleiben, als über die Herren der Schöpfung zu lachen, Schelme zu werden, oder vor Wehmuth zu zerfließen? Ich hatte einen großen Gedanken: *die Hauptſache iſt, daß man beim Leben bleibt!* Die erſte Hinrichtung, die auf dieſem Platze geſchah, wurde im Jahre 1310 an *Margarethe Porette*, einer *Ketzerin*, vollzogen. Dieſe Unglückliche, freilich hätte auch bei der größten Gunſt der Parzen ihr Leben nicht bis auf unſere Tage erſtrecken können. Aber die *ſiebenunddreißig* Bürger, die bei einem Aufſtande am 24. Auguſt 1787, da das Volk noch nicht Herr war,

Digitized by Google

von einer einzigen Gewehrladung der bewaffneten Macht fielen? Aber alle die Schlachtopfer der Revolution, die hier gemordet wurden? Aber Arena und ſeine vier Genoſſen, und der Chef der Chouanen, Cadoudal, die beſchuldigt, dem erſten Konſul Bonaparte nach dem Leben getrachtet zu haben, hier hingerichtet worden? Wie geehrt lebten ſie jetzt! Und was iſt in dieſem Rathhauſe nicht alles geſchehen! Ein Tollhaus iſt es zu nennen. Am 2. November 1793 beſchloß die Stadtgemeinde, daß ferner den Zuckerbäckern für ihre Näſchereien kein Zucker verabfolgt werden dürfe. Am 29. Pluvoiſe des nämlichen Jahres: daß alle Perſonen für verdächtig zu erklären ſeien, die bei den Speiſewirthen nur die Kruſte vom Brode eſſen und die Krume liegen laſſen! Ein Mitglied des Gemeinderaths bringt einige Wochen ſpäter eine Anklage gegen diejenigen vor, welche die Haare der Guillotinirten kauften, beſonders gegen die alten Weiber, die ſich Perrücken daraus machen ließen! Am nämlichen Tage ſendete die Polizei die Liſte der gefangenen Perſonen ein. Deren Zahl belief ſich auf 7090, beiderlei Geſchlechts. Am 21. Floreal deſſelben Jahres befiehlt die Gemeinde, die mitgetheilte Nachricht, daß man 1684 Staatsverbrecher guillotinirt oder erſchoſſen habe, wäre im Protokoll mit Ehren zu erwähnen! Fünf Tage ſpäter wurde beſchloſſen, daß das franzöſiſche Volk ein höchſtes Weſen anerkenne. Im Jahre 1804 gab die gute Stadt Paris in ihrem Rathhauſe dem Kaiſer Napoleon zur Feier ſeiner Krönnng ein prächtiges Feſt. Am 29. Auguſt 1814 gab genannte gute Stadt Ludwig XVIII. ein Feſt, ſeine Rückkehr zu feiern. Lobenswerthe Unparteilichkeit!

So iſt Paris ſo iſt der Menſch, ſo iſt die Welt!

VIII. Talma.

Es war das erſte Mal daß ich ihn ſah. Er trat auf und nach einer Viertelſtunde ſeines Spiels war ich erſtaunt nicht erſtaunt zu

Digitized by Google

ſein. Vielleicht beherſchte mich jene Sinnestäuſchung, die wir auf Schiffen erfahren, welche uns vorſpiegelt, wir ſtünden ſtille und die Ufer gingen. Fortgezogen auf dem Strome der Empfindung, glaubte ich nicht bewegt zu ſein. Ich hatte keinen Maaßſtab für Talma's Größe, denn er ſtand zu entfernt von allen Schauſpielern die ich je geſehen, um ihn abzumeſſen. Die andern überrumpeln unſer Herz und benutzen die Verwirrung, die ſie angeſtiftet, uns diebiſch zu rühren; Talma kömmt uns keinen Schritt entgegen, er klopft nicht an unſere Bruſt, er öffnet die ſeine und läßt uns eintreten. So lange er ſpielte, glaubte ich den Ernſt auf der Bühne und die Mummerei unter den Zuſchauern zu ſehen. Er ſtellte den Regulus dar in dem Stücke gleichen Namens von dem jungen Arnault, und beſſer als die Geſchichtsſchreiber lehrte er uns die Seele jener großen Römer kennen, die ſo ungleich waren den Helden unſerer Zeit, weil ſie keiner kleinen Welt bedurften, um groß, und nicht geſiegt zu haben brauchten, um als Sieger zu erſcheinen. Wem die Natur vergönnt hat, einen Blick zu thun in das große Herz eines alten Römers, der weiß auch abweſend, wie Talma den Regulus geſpielt hat; wem jenes die Natur verſagt, der hätte auch anweſend Talma's Spiel nicht verſtanden. Darum wäre es überflüſſig oder fruchtlos, beſchreibend davon zu ſprechen. Aber von den Zuſchauern will ich reden — wenn es ſolche gab. Denn nur wir Fremden waren ſo zu nennen, die Franzoſen Alle ſpielten mit und bildeten den Chor, ganz im Geiſte der alten griechiſchen Tragödie, wenn auch in einer anderen Geſtalt. Unter den Deutſchen, die hundert Geſchichten und keine Geſchichte haben, möchte ich kein dramatiſcher Dichter ſein; es iſt ſchwer, dem kühlen Urtheile zu gefallen. Doch während der Fremde in einem Bildniſſe nur den Maler ſucht, findet der liebende Jüngling die wahren Züge ſeiner Braut in ihm und vergißt die Kunſt. Den Franzoſen iſt der dramatiſche Dichter ein Zeiger ihrer Geſchichte. Gleichviel ob er von Gold oder von Eiſen iſt; er rückt von Erinnerung zu Erinnerung, und läßt er nur zur rechten Minute die Herzen ſchlagen, iſt er des Beifalls gewiß. Die armen Bühnencenſoren hier ſind ſehr zu beklagen. Sie löſchen in jedem neuen Stück des Bedenklichen genug aus. da ſie aber das Gedächtniß der Zuſchauer

Digitized by Google

nicht auslöſchen können, bleibt Alles bedenklich, was ihre Feder übrig gelaſſen. Die Begeiſterung, mit welcher jeder Vers beklatſcht wurde, der auf alte Großthaten, alte Helden, auf neue Unfälle und neue Hoffnungen anſpielte, vermag ich unmöglich zu beſchreiben. Man kann ſich des Mitleids nicht enthalten, wenn man ſieht, wie heißhungrig dieſe Menſchen an den Knochen ihres Ruhms nagen. Ich aber, als das Schauſpiel beendigt war, wiederholte in meinem Sinne die Worte, die der Karthagenenſer Hamilcar geſprochen, als er in Rom Regulus, Senat und Volk erkannt:

De vertus, de fureurs, quel étrange assemblage!
Tout m'annonce aujourdhui la chute — — — de Carthage —

ſagen Hamilcar und Reim.

IX. Le Roi des Aulnes.

Elégie.

Sollte der Setzer ein Paar Buchſtaben in der Ueberſchrift glücklicher Weiſe vergeſſen haben, ſo wird der Herr Corrector dieſe Charade der klugen Nemeſis verſtehen, und den Druckfehler gewiß nicht verbeſſern wollen.... „Das iſt eine kleinliche und heimtückiſche Kritik!" — denkt vielleicht der edelmüthige Leſer. Freilich iſt ſie das; aber in Geiſteskämpfen auch, iſt die Art der Guerillas die wirkſamſte, wenn ſich ein Volk gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen hat. Deutſche, die ihr Vaterland mit Verſtand lieben, müſſen es wiſſen, daß weniger die Leipziger Schlacht als der Leipziger Meß-Katalog uns über die Franzoſen erhebt. Es iſt wahr: ſo ganz ſchlechte und ſo viele ſchlechte Bücher, wie in Deutſchland, werden in Frankreich nicht geſchrieben. Es iſt noch wahrer, daß die Franzoſen weit mehr große und viel größere Schriftſteller als die Deutſchen haben. Beneiden wir ſie aber nicht um ihre Vorzüge, ſie ſind zu

theuer bezahlt. Wir Deutſchen leben in einer literariſchen Republik; wir ſind geiſtesfreie Menſchen; bei uns darf jeder ſchreiben, und ſo ſchreibt nun auch jeder, wie ihm die Natur die Feder geſchnitten hat. Das iſt freilich Mißbrauch der Freiheit; aber wo Freiheit mißbraucht werden darf, da iſt auch ihr Gebrauch geſtattet. Die Franzoſen aber ſiegen in einer literariſchen Ariſtokratie; ſie ſind geiſteigene Menſchen; ſie kriechen vor allen Regeln, und als literariſche Höflinge denken, wollen und thun ſie nichts anders, als was die gnädigen und großen Herren ihrer Literatur gedacht, gewollt und gethan. Die Deutſchen ſind Proteſtanten, die Franzoſen ſind Katholiken in Literatur und Kunſt. Da nun bürgerliche Freiheit mit einer alleinſeligmachenden Kunſt und Wiſſenſchaft nicht zu vereinen iſt, ſo muß die politiſche Revolution der Franzoſen auch eine literariſche zur Folge haben, und dieſe Veränderung fängt ſchon an ſich zu zeigen. Die literariſche franzöſiſche Welt theilt ſich in zwei Parteien; deren eine mit Wort und That für die klaſſiſche, deren andere für die romantiſche Literatur ſtreitet. Klaſſiſche nennen ſie die altherkömmliche, legitime, vertragsmäßige Literatur; romantiſch nennen ſie jeden Schriftſteller, der ſeinen eigenen Weg geht, ſich um Geſetz und Herkommen nicht viel bekümmert, und zuweilen ein Wort anders gebraucht und lauter gebraucht, als es im literarſchen Oeil-de-boeuf üblich war. Aber ſowohl die Anhänger als die Gegner der romantiſchen Literatur wiſſen eigentlich gar nicht, worin die Natur des Romantiſchen beſteht. Wie die Griechen alle Ausländer Barbaren nannten, ſo nennen die Franzoſen alle Literatur, die nicht franzöſiſch iſt, romantiſch, und da ſie nichts, was nicht franzöſiſch iſt, verſtehen, ſo iſt ihnen alles, was ſie nicht verſtehen, romantiſch. Es fehlt den Herzen und Köpfen der Franzoſen gewiß nicht an Geräumigkeit, aber ſie haben kein Hofthor, ſie haben nur eine Hausthür, durch welche nichts Großes eintreten kann, was daher die Mannshöhe überragt, iſt ihnen romantiſch. Da ſie die Wolken für den Himmel anſehen, verſchmähen ſie oft den Himmel als Wolkendunſt; und weil ſie in jedem Brunnen mit Schaudern eine unendliche Tiefe erblicken, die zu den Antipoden führt, ſehen ſie jede Tiefe für einen Brunnen an, in den hinabzuſteigen höchſt lächerlich und gefährlich wäre, und aus dem

Digitized by Google

man ja viel bequemer, ſo oft man Durſt hat, einen Eimer heraufziehen kann. Ihr Herz ſchlägt nur bei der klaſſiſchen Witterung der Monate September und Mai behaglich; ſteht aber die Empfindung einige Grad zu weit von dem Gefrierpunkte ab, dann heizen ſie ein oder trinken Limonade, und verwünſchen das romantiſche Wetter. Den Humor, dieſe wilde und launiſche Demokratie der Gedanken und Empfindungen — das in der Breite, was die Romantik in der Höhe und Tiefe iſt — kennen die Franzoſen ſo wenig, daß ſie ihren eigenen Rabelais nicht begreifen und ihn für einen Satyriker halten. Die Magnet-Nadel ihrer Empfindung geht haarſcharf nach Norden, und ſehen ſie ſie abweichen, oder gar oſcilliren, erheben ſie ein Jammergeſchrei, als nahe der Untergang der Welt heran. Dieſe literariſche Ariſtokratie, da ſie, wie ſchon oben bemerkt, der Entwickelung der bürgerlichen Freiheit hinderlich iſt, mußte den Franzoſen endlich drückend werden, und manche ihrer jüngeren Schriftſteller werfen die Feſſeln ab, und ſuchen eine Freiſtätte im Lande der Romantik. Hierbei zeigt ſich aber auch wieder eine höchſt ſeltſame Erſcheinung. Die Ultras nämlich ſuchen die romantiſche Literatur aufzubringen, und befördern hierdurch den Proteſtantismus der Wiſſenſchaft und Kunſt: die Liberalen hingegen ſuchen den alten blinden Glauben an die klaſſiſche Literatur in Achtung zu erhalten; denn beide politiſche Parteien kennen zwar ihr Ziel, aber nicht ihren Weg. Den Ultras gefällt die romantiſche Literatur, weil ſie glauben, die in romantiſchen Dichtungen zuweilen vorkommenden Nebel, Geſpenſter, Kreuze und Jammer wären das Weſentliche dabei, und das alles ſei dienlich, das Volk furchtſam, abergläubiſch, verliebt und dumm zu machen. Aus denſelben Gründen ſind die Liberalen der romantiſchen Literatur abgeneigt. Man erkennt hierin auch wieder, daß das Schickſal ein kluger Miniſter iſt, und das Schaukelſyſtem ſo gut verſteht als Einer. Er weiß die Parteien in Frankreich auf Umwegen ſo zu leiten, daß jede Partei die Abſicht der feindlichen befördert, und dadurch die Ausſchweifung ihrer eigenen Leidenſchaftlichkeit wieder gut macht. Ein Deutſcher aber, der in Frankreich ſolches Treiben mit anſieht und wahrnimmt, wie ſo höchſt geiſtreiche Menſchen, als die Franzoſen, in ihrer Volksthümlichkeit ſo tief verſtrickt ſind, daß ſie nicht begreifen, was in

Digitized by Google

Deutſchland jeder Schuljunge verſteht — lernt endlich wählen, und will lieber, wie deutſcher Geiſt nackt und barfuß ſein, wenn auch zuweilen etwas frieren, als wie franzöſiſcher in engen Schuhen und Kleider zuſammengedrückt ſein, und glänzen. Freiheit iſt das Schönſte und Höchſte in Leben und Kunſt. Möge das deutſche Vaterland ſich dieſe Freiheit um jeden Preis bewahren! Möge es ſtolz auf die Ungerechtigkeit ſein, mit der es ſeinen Göthe zu behandeln beginnt; möge es ſich des Undanks rühmen, welcher den, der ihn erleidet, wie die, welche ihn begehen, auf gleiche Weiſe ehrt. Daß Freiheit in deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft ſich erhalte, mußte der literariſche Oſtracismus gegen Göthe endlich verhängt werden. Ihn tadeln, heißt ihn achten.

Das Kapitel von der franzöſiſchen Unromantik hier anzuführen, iſt hier eigentlich nicht der rechte Ort; es wird ſich bald eine ſchicklichere Gelegenheit dazu finden. Ich habe es nur für anſtändig gehalten, die Erlkönigliche Majeſtät mit einigem Gefolge zu umgeben. Nämlich le roi des Aulnes, auf *deutſch der König der Erlen*, ſoll ſo viel heißen als der *Erlkönig*, ob zwar zwiſchen einem König der Erlen, und einem Erlkönig ein bedeutender Unterſchied ſtatt findet. Und zwar ſoll es heißen, den Göthe'ſchen Erlkönig. Den haben ſie in einer Pariſer periodiſchen Zeitſchrift neulich überſetzt, und ſind dabei ſo ächt franzöſiſch verfahren, daß es den deutſchen Leſern gewiß Spaß machen wird, etwas näheres davon zu erfahren. Der Ueberſetzer hat nämlich das Gedicht filtrirt, es von allen romantiſchen Schmutztheilchen befreit, ſo daß das reinſte klaſſiſche Waſſer übrig geblieben iſt. *Uebrig geblieben* iſt eigentlich der rechte Ausdruck nicht; denn trotz der Filtration hat ſich die Maſſe des Gedichtes vermehrt, ſo daß die Ueberſetzung noch einmal ſo groß als das Original iſt. Hören wir:

Qui passe donc si tard à travers la vallée ?
C'est un vieux châtelain qui, sur un coursier noir,
Un enfant dans ses bras, suit la route isolée.
Il se plaint de la nuit qui voile son manoir ;
Et l'enfant (ah ! pourquoi troubler ces coeurs novices?)
Se rappelle en tremblant ces récits fabuleux
Qu'aux lueurs de la lampe, au vague effroi propices
Le soir, près des foyers, racontent les nourrices.

Digitized by Google

Il croit voir......il a vu, sous les bois nébuleux,
Un de ces vains esprits, de ces antiques gnômes,
Qui, railleurs et cruels, doux et flatteurs fantômes,
Se plaisent a troubler le songe des pasteurs :
Soit qu'ils poussent leur rire a de courts intervalles,
S'attachent aux long crins des errantes cavalles
Ou prêtent à la nuit des rayons imposteurs.

Voilant de tous ses pas les rians artifices
Le monstre, au bourd des précipices,
Marche, sans les courber, sur la cime des fleurs,
Et de sa robe aux sept couleurs
Il a déployé les caprices.
A l'enfant qu'il attire il ouvre un frais chemin,
Fait briller sa couronne et sourit ; dans sa main
Flotte le blanc troëne et les nénuphars jaunes.
"Mon père, dit l'enfant, vois-tu le roi des Aulnes ?"

Jeṭt folgt der eigentlich dramatiſche Theil des Gedichtes, wobei Göthe's Gediegenheit gehörig paraphraſirt, und in ſchöner breiter Scheidemünze aufgezählt wird. Endlich liegt das Kind in den letzten Zügen, und ſpricht:

"Mon père!......il m'a saisi, je souffre......ah! sauve-moi!"

Und nun der Hauptſpaß. Es heißt ferner und bis zum Ende, wie folgt:

Le châtelain frissonne: et l'enfant, plein d'effroi,
Se serre sur son coeur et demeure immobile.

Mais le vieux châtelain, pressant son coursier noir,
(Et l'enfant dans ses bras), regagne son manoir.
Voilà les hautes tours et la porte propice.
Le pont mouvant s'abaisse ; il entre ; et la nourrice
Apporte sur le seuil un vacillant flambeau,
Le pere avec tendresse écarte son manteau.
"*Soyez donc plus discrète, il m'a durant la route,*
Isaure, entretenu des esprits qu'il redoute ;
Il criait dans mes bras, mais maintenant il dort ;
Reprenez votre enfant — Oh ! dit-elle, il est mort !"

Das iſt ächt franzöſiſche angewandte Romantik, und Jupiter, der in einer Kotzebue'ſchen Poſſe ſich an ſeinen Blitzen die Tabacks-Pfeife anzündet, hat ſich nicht hausbackner gezeigt!.... Am Schluſſe des Gedichts ſteht die Bemerkung: "Ce beau poème élégiaque, très peu connu, *est de M. H. Delatouche*, un des hommes les plus

Digitized by Google

spirituels, et un des poëtes les plus distingués de notre temps.“ Göthe mag ſich dafür bedanken, daß man ſeiner bei dieſer Gelegenheit nicht gedacht.

X. Die Leſe-Kabinette.

Im Jahre 1789 hatte Paris nur ein einziges Leſe-Kabinet; jetzt giebt es kaum eine Straße von Bedeutung, in der man nicht wenigſtens eines fände. Gut, daß ſie in den freien Tagen dafür geſorgt, der Volksbildung Brunnen genug zu graben; denn bei dem Belagerungszuſtande, worin ſich dieſe jetzt befindet, wäre ſie verloren, wenn es nur eine Quelle abzuleiten gäbe. Das Leſen überhaupt, beſonders das Leſen der politiſchen Zeitungen, hat in der Volksſitte tiefe Wurzeln geſchlagen, und man müßte den franzöſiſchen Boden vom Grunde aufwühlen, wollte man die allgemeine Theilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten wieder ausrotten. Man muß es ihnen zum Ruhme nachſagen, daß es nicht blos eitle Neugierde iſt, die ſie zu den Zeitungen lockt; denn wenn es dieſes wäre, könnten ihnen die Blätter, die öfterer Betrachtungen als Geſchichten enthalten, wenig Befriedigung geben. Alles lieſt, Jeder lieſt. Der Miethkutſcher auf ſeinem Bocke zieht ein Buch aus der Taſche, ſobald ſein Herr ausgeſtiegen iſt; die Obſthökerin läßt ſich von ihrer Nachbarin den Conſtitutionnel vorleſen, und der Portier lieſt alle Blätter, die im Hotel für die Fremden abgegeben werden. Der Abonnent mag ſich jeden Morgen die Arme müde klingeln, der Portier bringt ihm nicht eher ſein Blatt, als bis er es ſelbſt geleſen. Für einen Sittenmaler giebt es keinen reicheren Anblick, als der Garten des Palais-Royal in den Vormittagsſtunden. Tauſend Menſchen halten Zeitungen in der Hand, und zeigen ſich in den mannigfaltigſten Stellungen und Bewegungen. Der Eine ſitzt, der Andere ſteht, der Dritte geht, bald

Digitized by Google

langſamern, bald ſchnelleren Schrittes. Jetzt zieht eine Nachricht ſeine Aufmerkſamkeit ſtärker an, er vergißt, den zweiten Fuß hinzuzuſtellen, und ſteht einige Sekunden lang, wie ein Säulenheiliger, auf einem Beine. Andere ſtehen an Bäume gelehnt, andere an den Geländern, welche die Blumenbeete einſchließen, Andere an den Pfeilern der Arkaden. Der Metzgerknecht wiſcht ſich die blutigen Hände ab, die Zeitung nicht zu röthen, und der ambulirende Paſtetenbäcker läßt ſeine Kuchen kalt werden über dem Leſen. Wenn einſt Paris auf gleiche Weiſe unterginge, wie Herkulanum und Pompeji untergegangen, und man deckte das Palais-Royal und die Menſchen darin auf, und fände ſie in derſelben Stellung, worin ſie der Tod überraſcht — die Papierblätter in den Händen wären zerſtäubt — würden die Alterthumsforſcher ſich die Köpfe zerbrechen, was alle dieſe Menſchen eigentlich gemacht hatten, als die Lava über ſie kam. Kein Markt, kein Theater war da, das zeigt die Oertlichkeit. Kein ſonſtiges Schauſpiel hatte die Aufmerkſamkeit angezogen, denn die Köpfe ſind nach verſchiedenen Seiten gerichtet, und der Blick war zur Erde geſenkt. Was haben ſie denn gethan? wird man fragen, und Keiner wird darauf antworten: Sie haben Zeitungen geleſen.

In den Leſe-Kabinetten abonnirt man ſich monatlich, oder man bezahlt für jeden Beſuch, oder auch für jede einzelne Zeitung. Man findet dort alle Pariſer, und in den beſſeren auch alle ausländiſchen Blätter. In dem Kabinette, welches der Buchhändler Gagliani hält, das meiſtens von Engländern beſucht wird, finden ſich nicht blos alle engliſchen, ſchottiſchen und irländiſchen Zeitungen, ſondern auch die aus den oſt- und weſtindiſchen Kolonieen. Der lange Tiſch, worauf die engliſchen Zeitungen liegen, gleicht mit ſeinen Rieſenblättern einer aufgehobenen Speiſetafel, die mit hingeworfenen Servietten in Unordnung bedeckt iſt. An Größe übertreffen die engliſchen Zeitungen alle europäiſchen; nach ihnen kommen die ſpaniſchen, dann die franzöſiſchen, auf dieſe folgen die deutſchen, und die italieniſchen kommen zuletzt. Ich wollte ſchon den Satz aufſtellen, daß man an dem Format der politiſchen Blätter den Umfang der bürgerlichen Freiheit jedes Landes abmeſſen könne, als mich die Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung, die in Folio erſcheint, von dieſer falſchen Theorie

Digitized by Google

noch zeitig abhielt. In mehreren Leſe=Kabinetten fehlt es auch nicht an deutſchen Blättern; man nimmt aber Einiges daran wahr, was einen Deutſchen nicht wenig ſchmerzt. Die Allgemeine Zeitung etwa ausgenommen, werden keine deutſchen Blätter in den Leſe=Kabinetten eigens gehalten, ſondern ſie werden von den Pariſer Zeitungs=Redaktoren, nachdem ſie ihren Gebrauch davon gemacht, den folgenden Tag dahin abgegeben. Alle anderen ausländiſchen Zeitungen werden den franzöſiſchen gleich geachtet, jeden Morgen gefalzt, angenäht und gehörig aufgelegt. Die deutſchen aber werden als verſchmähte Aſchenbrödel behandelt, und in einen dunkeln Winkel oder packweiſe in eine Mappe geſteckt. Dieſe ſo gutmüthigen, ſtillen und beſcheidenen Zeitungen, die ihr letztes Stückchen Brod Jedem hingeben, der es fordert, und lieber verhungern, als verſagen — wird der Himmel gewiß noch einſt für ihre Demuth belohnen! Zieht man nun das deutſche Zeitungspack aus der Mappe hervor, ſo finden ſich die Blätter zerriſſen, zerknittert, die Nummern liegen nicht in Ordnung, viele fehlen, und die Zeitungen der verſchiedenen Staaten und Städte ſind neben und in einander in der größten Verwirrung gelegt. In der Preußiſchen Staatszeitung findet man überraſcht eine Beilage der Wiener Hofzeitung, in der Allgemeinen Zeitung ſteckt ein Kunſtblatt, der Nürnberger Korreſpondent ſchließt eine Bauernzeitung ein, der Oeſterreichiſche Beobachter hält die Neckarzeitung liebend umſchlungen, und will man ein verlorenes Stück des Literariſchen Wochenblattes leſen, muß man ein Morgenblatt herumdrehen, worin jenes, Kopf unten, ſteckt. Das Journal de Francfort iſt in ſeiner wahren und natürlichen Geſtalt ſelten zu ſehen. Es iſt gewöhnlich ausgezackt wie ein Friſirkamm, weil die Pariſer Zeitungsredaktoren, aus deren Büreau es kommt, die deutſchen Nachrichten abgeſchnitten, in die Druckerei ſchicken, und ſich dadurch die Mühe des Ueberſetzens erſparen.

Es herrſcht in dieſen Leſe=Kabinetten die feierlichſte Stille. Nicht das leiſeſte Wörtchen vernimmt man, ob zwar dort nicht, wie in muſterhaften deutſchen Leſegeſellſchaften, der Paragraph der Statuten, der das Sprechen verbietet, an die Wand genagelt iſt, noch eine Schelle auf dem Tiſche ſteht, die Störenden zu mahnen. Wenn

Digitized by Google

Franzoſen ſchweigen, ſo iſt dieſes ein unwiderleglicher Beweis, daß ihre Aufmerkſamkeit eifrig und ernſt beſchäftigt iſt, denn bei den andern Gelegenheiten, wie an Speiſetiſchen, machen vier Franzoſen einen größeren Lärm, als der ganze weiße Schwan in Frankfurt am Main, während der zweiten Meßwoche, mit allen ſeinen Gäſten. Die Zeitungs-Kabinette ſind gewöhnlich mit Bibliotheken verbunden, die von den Beſuchenden mit wahrhaft jugendlichem Schulfleiße benutzt werden. Es iſt dieſes für unbemittelte Studirende und Literaturfreunde, oder für ſolche, denen es an Bequemlichkeit häuslicher Einrichtung fehlt, eine ſehr wohlthätige Anſtalt. Man bezahlt monatlich ſechs Franken, und für dieſe geringe Summe kann man den ganzen Tag in einem ſolchen Kabinet arbeiten, hat im Winter Feuerung und Licht unentgeltlich, und alle nöthigen Bücher bei der Hand. Viele ſind dort einheimiſch, und verlaſſen das Kabinet blos, wenn ſie zu Bette gehen. Auch ſieht man da manche ehrwürdige, narbenvolle Veteranen, die ernſt, ſtolz und wehmüthig auf die Erbärmlichkeit der Zeit herabſehen, und, weil ihr Mund zu ſchmeicheln und ihr Arm zu drohen verſchmäht, die Waffen mit den Wiſſenſchaften vertauſchen, und, ſei es um Brod oder Beſchäftigung zu finden, den ganzen Tag emſig leſen, Auszüge machen und ſchreiben.

XI. Das Engliſche Speiſehaus.

In der Richelieu-Straße begegnete ich einem lieben, deutſchen Freund. Es erquickt mich immer, wenn ich ihm begegne. Ein Rieſenjüngling, breite Bruſt; eine Stimme wie ein Bär. Schreitet er durch das Palais-Royal, zittern die zarten Kryſtallſcheiben der Läden, die Bänder der Hüte flattern wild durcheinander. Ich möchte dabei ſein, wenn er einem Mädchen ſagt: „Ich liebe dich!“ Sie h ö r t ihn gewiß, und zwiſchen hören und erhören liegt in dieſem Falle nur eine kleine Pauſe. In ſeiner zierlichen franzöſiſchen Kleidung gleicht er

Digitized by Google

dem Herkules am Spinnrocken der Omphale. Ein deutſcher Hände=druck, und — „wohin, mein Freund?“ fragte ich. — „Zu Little Garraways!“ donnerte er. — „Iſt es ein der oder die Little?“ „Es iſt ein der Little, ein engliſches Speiſehaus, wo man meiſter=haft ißt; kommen Sie mit!“ — „Gut, ich bin dabei.“

Wir traten in den kleinen Saal. Rule Britannia, God save the King, und andere ſolche ſtolze engliſche Lieder kamen mir ſo=gleich in den Sinn. So biſt du England! dachte ich. Bedarf es denn immer der Klaue, daß man den Löwen erkenne? Auch nur eine Flechte ſeiner Mähne iſt oft genug. Die Franzoſen eſſen am meiſten mit den Augen. In ihren Speiſehäuſern iſt das erſte, wo=nach ſie ſich umſehen, Brod, das zweite, Spiegel. Die Tiſche dort, ob zwar auch nur für zwei oder vier Perſonen eingerichtet, ſtehen in gemeinſchaftlichen Zimmern nahe bei einander; man ſieht ſich und man wird geſehen. Hier bei den Engländern aber iſt Alles ganz anders eingerichtet. Die Tiſche ſind durch ſpaniſche Wände von ein=ander geſchieden, ſo daß einem kein Fremder in den Mund ſehen kann; der Saal iſt in zwei Reihen Kloſterzellen eingetheilt. So biſt du, Engländer! Du willſt allein ſein und laſſen, du mit deinen eigenen, Jeden mit ſeinen Launen; du biſt ein unausſtehlicher Menſch, du biſt ein Republikaner. Du biſt häuslich auch außer deinem Hauſe, du willſt etwas für dich ſelbſt vorſtellen, nicht blos ein Mauerſtein am Staatsgebäude ſein, unter einer gemeinſchaftlichen Kalkdecke mit tauſend anderen Steinen begraben. Recht ſo!.... Die Tiſche ſind zwar mit Tüchern bedeckt, aber Servietten bekommt man nicht. Doch iſt Jedem verſtattet, das Tiſchtuch nach Belieben zu verwenden. Alſo perſönliche Freiheit! Suppe wird nicht gereicht, man müßte ſie denn ausdrücklich fordern, und dann wird ſie beſonders bezahlt. Das Eſſen beginnt mit Roaſtbeef, das ſanft blutet. Es kommt aber nicht, wie in franzöſiſchen Speiſehäuſern, in elenden dünnen Scheiben auf den Tiſch — ein Lurlei=Felſen wurde uns vorgeſetzt, ſo hoch und ſteil, daß ſelbſt die Rieſenhand des deutſchen Jünglings erſt hinan=klettern mußte, um abzuſchneiden. Ein herkuliſcher Senf, der ſelbſt den verſtockteſten Augias=Kopf ſäubern könnte, begleitete das Roaſt-beef Dann folgte Gemüſe, woran, wie an hetruriſchen Vaſenge=

Digitized by Google

mälden, nur die erſten naiven Regeln der Kunſt ſich ausſprachen. Es war nicht ſauer, nicht ſüß, nicht geſalzen, und drang Niemanden einen vielleicht unwillkommenen Geſchmack auf. Aber neben dem Salzfaſſe ſteht auf jedem Tiſche auch eine Zuckerbüchſe, ſo daß man ſich ſein Gemüſe nach Belieben zubereiten kann. Dann kommt eine Mehlſpeiſe, die mild, doch nicht ohne Kraft, wie ſie ſich für Männer ziemt. Den Schluß macht herrlicher Cheſter-Käſe, der aber nicht, wie in Paris üblich, in Triangeln, Parabeln, Hyperbeln, Ellipſen oder andern winzigen Kreis- oder Kegelſchnitten, ſondern in ganzen Hemiſphären aufgetragen wird. Ein raſender Porter wüthet und ſchäumt in den Gläſern, und beſiegt auch den Stärkſten.

Der Habeas-Corpus-Akte erfreut man ſich nirgends ſo ſehr, als in dieſem engliſchen Speiſehauſe, und was dem Tiſche zur vollkommenen engliſchen Verfaſſung fehlt, iſt gerade das, was ihm am meiſten zur Empfehlung gereicht. Er hat nämlich keine magna Charta, wie die franzöſiſchen Reſtaurationen, wo die Carte payante unmäßig groß iſt. Der deutſche Jüngling glühte, und zum Vorkampfe ballte ſich unwillkührlich ſeine Fauſt. „Freund!" ſagte ich, „wir wollen uns heute nicht zanken, wie neulich beim Eſſen. Zwar bin ich ſelbſt voller Wuth, denn ſo ein Roaſtbeef iſt ein wahrer Radikal-Reformer einer fehlerhaften Konſtitution; Sie aber haben eine von der Natur oktroirte angeborene alte Konſtitution, und das hat doch gleich ein anderes Anſehen. Alſo Friede!"

Aber um uns herum war Kriegsgetöſe. Die Gäſte, wenige Engländer und viele Franzoſen, lärmten, ſchrieen, lachten, ſchlugen mit Meſſern und Gabeln auf den Tiſch und klirrten mit den Gläſern. Die Sache iſt auffallend und muß erklärt werden. In den Pariſer Speiſehäuſern betragen ſich die Franzoſen ſo ruhig und beſcheiden, als wären ſie bei Privatperſonen zu Gaſte. Dieſe engliſche Reſtauration aber iſt neu, erſt ſeit Kurzem entſtanden, die Speiſeordnung weicht von der franzöſiſchen ganz ab, und da zeigte ſich denn wieder die franzöſiſche Nationalität. Nach Verhältniß des kleineren Schauplatzes betrugen ſie ſich eben ſo übermüthig, als im vorigen Jahre, da die engliſchen Schauſpieler in Paris auftraten. Sie machten ſich über Alles luſtig, ſie riefen: "Brott!" womit ſie auf engliſch B r o d

Digitized by Google

ausdrücken wollten. An einem der Tiſche ſaß eine kleine wilde Schaar. Der eine machte ſich ſein Gemüſe mit Zucker, der andere mit Salz zurecht. Sie ſtritten, welches beſſer ſchmecke. Ein Dritter ſollte entſcheiden und wurde aufgefordert, dies mit Unpartheilichkeit zu thun. „Seid ruhig," ſagte er — "je les mangerai avec impartialité." Daß ſich die Franzoſen, wie erzählt, unartig betragen, muß man, bei dieſer wie bei jeder andern Gelegenheit, nicht ärger nehmen, als es iſt. Der Franzoſe iſt nicht blos zu höflich, ſondern auch zu gutmüthig, ſich zu äußern, wenn ihm an einer einzelnen Perſon etwas lächerlich erſcheint. Er iſt aber in ſeinen Nationalſitten ſo verwachſen, daß, wenn er fremden Sitten und Gebräuchen in Maſſe begegnet, er auf einer Maskerade zu ſein glaubt, und dann läßt er ſich verleiten, ſich Maskenſtreiche herauszunehmen.

Die Deutſchen, welche nach Paris kommen, werden gewiß das engliſche Speiſehaus beſuchen; es iſt der einzige Ort in Frankreich, wo man deutſche Gründlichkeit findet. Das Haus liegt in der Rue Colbert, nahe bei der königlichen Bibliothek.

XII. Der Garten der Tuilerien.

Es iſt noch gar nicht lange (erſt fünf Minuten), daß ich die Urſache entdeckt, warum ich in Paris ſtärker, häufiger und lieber philoſophire, als ich in Deutſchland gethan. Es iſt damit ſo arg geworden, daß ich, um in die Tuilerien zu gelangen, den Weg über die Kritik der reinen Vernunft nehme, welches der kürzeſte Weg nicht iſt, ſondern der längſte. Ich thue es blos aus einer hypochondriſchen Aengſtlichkeit für die Geſundheit meines Geiſtes, die mich in Paris befallen. Eine bekannte diätetiſche Klugheitsregel ſchreibt vor, man ſolle ſich im nüchternen Zuſtande keinem anſteckenden Kranken nähern, ſondern vorher etwas genießen; auch wird in dieſem Falle angerathen, ſich den Mund mit Weineſſig auszuſpülen. Das Philoſophiren

Digitized by Google

iſt mein Weineſſig, der mich gegen die mancherlei Seelenkrankheiten ſchützt, von denen man in Paris angeſteckt werden kann. Man kann dort fangen: Habſucht, Unduldſamkeit, Gottloſigkeit, feinen Geſchmack, und des verſtorbenen Ritters von Zimmermann Perſonal- und Nationalſtolz. Dieſen Uebeln iſt man ausgeſetzt, ſo bald man öffentliche Orte beſucht; ja, das zu Hauſe bleiben bewahrt nicht immer vor Anſteckung, denn die emſigen Zeitungen gehen mit Fiebern hauſiren. Beſucht man aber gar Salons und die Geſellſchaften darin, ſo kann man noch gefährlichere Uebel erwiſchen. Man wird da Liberaler, Ultra, Bauchredner, Mouchard, Carbonaro, Mitarbeiter oder Stoff des Reveil oder des Miroir. Darum rathe ich jedem Deutſchen, in Paris ohne Philoſophie nicht auszugehen, und ſo oft er Geſellſchaften beſucht, zuvor einige: Unſer Vaterland, ſtill herzubeten. Ich kann die Deutſchen verſichern, daß ſie nichts verloren, ſeitdem ich in Frankreich bin, vielmehr ſehr gewonnen. Ich liebe ſie jetzt, und mit der wahrſten, reinſten, uneigennützigſten Liebe — denn was könnten ſie einem gewinnſüchtigen Geiſte in Kunſt, in Wiſſenſchaft und im Leben mehr anbieten, als die Franzoſen? Aber ſie haben und gewähren etwas, was den Franzoſen mangelt: die Freiheit im Denken und im Fühlen. Die Zerſtörung der Baſtille hat in Frankreich nur die Zungen frei gemacht, die Herzen und Geiſter ſind noch eingeſperrt, wie früher. Wer aber dieſe meine Wahl nicht billigt, wer nicht gleich mir eine freie Wüſte, und wäre ſie von Löwen, Hyänen und Schlangen bevölkert, vorzieht einem geſchloſſenen Paradieſe, und wäre es voll Goldäpfel, und würde von Cherubim bewacht — den tadle ich nicht, aber ich beweine ihn.

Aus jener heilſamen Neigung zu philoſophiren ſind nicht blos die bisherigen Betrachtungen gefloſſen, die gar nicht zur Sache gehören, ſondern entſpringt auch folgende Bemerkung, die nicht weniger überflüſſig iſt. Mit ſo großer Mühe lernt und lehrt der Menſch ſo Vieles und Mancherlei zu keinem andern Zweck, als um ſich und Andern tauſend Freuden zu verderben! Die Wiſſenſchaft gleicht einer Chauſſee, die ein ſchmales und langes Gefängniß iſt, das man nicht verlaſſen darf, und rechts und links liegen die ſchönſten Felder und Blumenwieſen. Jede Kunſtregel iſt eine Kette, jedes Buch ein Thor — auch

Digitized by Google

im andern Sinne des Worts — das ſich hinter den Eingetretenen zuſchlägt. Glücklich, die nichts wiſſen und nichts leſen! Wäre mir Hirſchfeld's Theorie der ſchönen Gartenkunſt bekannt, würde mir der Tuileriengarten wahrſcheinlich abgeſchmackt erſcheinen; jetzt aber gefällt er mir, und ich werde ihn ſehr loben. Er iſt zweckmäßig eingerichtet, und die Zweckmäßigkeit zur Schönheitsregel zu erheben, iſt ſo bequem und wirthſchaftlich, daß ſie gewiß in vielen Kompendien der Aeſthetik als ſolche aufgeſtellt ſein wird. Engländern, die das Reiſen lieben, und alſo auch gern das Bild des Geliebten vor Augen haben, iſt ein Garten ein Miniatur-Europa, in deſſen Zügen ſie einen kleinen Schaffhauſer Waſſerfall, ein kleines Chamouny-Thal, einen kleinen Golf von Neapel mit Wohlgefallen erblicken. Auch viele Andere ziehen engliſche Gärten vor: Verliebte, Deutſche, Philoſophen, glückliche, unglückliche Menſchen. Wäre aber der Garten der Tuilerien nicht wie er iſt, im beſten franzöſiſchen Geſchmack, ſondern im engliſchen, ſo wäre das ſehr ſchlimm. Einen Trunkenbold, der täglich eine Flaſche Rum trank, heilte ſein Arzt — denn endlich hat man die Trunkenheit aus der Moral in die Medizin übergewieſen, und hoffentlich wird man auf dieſem guten Wege fortſchreiten, bis man dahin gelangt, die Robespierre's Leiden nicht in der Geſchichte, ſondern in Hufelands Journal der praktiſchen Heilkunde zu beſchreiben — der kluge Arzt heilte ihn auf folgende Weiſe. Er ließ ihn täglich ſo viel Siegellack in die Flaſche tröpfeln, als erforderlich iſt, ein Pettſchaft abzudrücken. Auf dieſe Weiſe ward die Flaſche täglich etwas weniges voller an Siegellack und leerer an Rum, und der Trunkenbold kam allmälig zu Verſtand und ohne Aufſehen zu erregen. War in dieſem Fall der Abgewöhnung von geiſtigem Getränk ſolche Vorſicht nöthig, wie viel nöthiger wäre ſie im Fall der Angewöhnung eines geiſtigen Genuſſes, und ein Sprung hierin wäre ebenſo gefährlich, als der Tuilerien-Garten, wenn er engliſch wäre. Das Herz eines ächten Pariſers würde krank werden durch Erkältung oder Erhitzung, wenn er aus dem Kunſtkabinet des Palais-Royal, ſchon nach wenigen tauſend Schritten in das Naturgeſchichtliche eines engliſchen Gartens träte — wenn ſein Ohr, ohne Zwiſchen-Saiten, plötzlich vom Schlangengeziſch des Roulets zum Gemurmel eines Springquells,

Digitized by Google

von den giftigen Locktönen einer Königin der Nacht zu den unſchuldigen Liedern der Nachtigallen überſpränge — wenn ſich ſein Auge vom Pharaotiſche zu einem Bowlinggreen wendete—wenn ſein Gefühl aus der breiten Sonnenfläche, worauf die, gleich Grenadieren des großen Kurfürſten, neben einander geſteiften und gedrechſelten Bäume ſtehen, plötzlich in das ſchattige Gewimmel eines friſchen Wäldchens träte. So aber bleibt er geſund, denn er tritt aus dem Palais Royal nur in einen Jardin Royal. Ich will den letztern beſchreiben, wie ich ihn an einem der erſten Frühlingstage geſehen.

Der Frühling kündigte ſich im Garten nicht durch Blüthenſtaub an, ſondern durch irdiſchen. Die Bäume hatten die Augen noch geſchloſſen, denn als Städter ſtehen ſie ſpäter auf, wie Landbäume. Verrückte Engländer fahren vorbei in großen Reiſewagen; das Kammermädchen im ſeidenen Spencer inwendig, die Herrſchaft unter bäuerlichem Strohhut auf dem Bocke. Sobald der Frühling kommt, verlaſſen die Engländer Paris, um nach der Schweiz, nach Italien oder nach England zu reiſen. Ihnen iſt die Reiſekaſſe eine Spar- und Amortiſationskaſſe. Wenn in Deutſchland ein unzahlfähiger Schuldner die Flucht nimmt, um ſich vor ſeinen Gläubigern zu retten, flüchtet ein Engländer, um ſeine Gläubiger zu befriedigen. Eine Guinee iſt ſchon in deutſchen Gulden nicht aufzureiben, in franzöſiſchen Franken noch weniger. Es iſt, als würde außer dem Metallwerthe auch noch die Façon daran bezahlt, wie an einem Goldringe. Das reiche glückliche Volk! Ein armer Teufel von Dichter in London, der nicht Geld genug hat, im November ſein Steinkohlenfeuer zu bezahlen, ſchifft nach Frankreich, wärmt ſich dort an der Sonne, und trinkt wohlfeiler feurigen Wein, als in ſeiner Heimath kaltes Bier. Geht es dem Schelme gar zu arg, iſt er noch enger beſchränkt, dann muß er freilich nach Neapel wandern, dort für einen halben Paol ſein Abendmahl halten, und dabei die Sonne untergehen ſehen im blauen Meere! .... Ich folge dem engliſchen Reiſewagen mit den Augen nach, die ganze Tivoli-Straße hinauf, bis an das Garde-Meuble, wo er umbiegt. Auf dieſem Palaſt ſpielt der Telegraph. S p i e l e n? Ach ja, er ſpielt wie eine Schlange in der Sonne. Fürchterlich, fürchterlich! Die langarmige Tyrannei!

Digitized by Google

Neulich reiſte ein engliſcher Schriftſteller von Paris nach London. Er war ſchon drei Tage fort, ſtand in Calais am Bord des Schiffes; die Segel wurden gerückt — da ſchoß ihm von Paris der Telegraph wie ein Blitz nach. Er wurde feſtgehalten, und mußte, wegen Verdachts aufrühreriſchen Briefwechſels, vier Wochen im Kerker ſchmachten. Er ward unſchuldig befunden. Ich habe mir vorgenommen, den Moniteur durchzuleſen, von 1789 bis jetzt, und ein Beiſpiel aufzuſuchen, daß je durch den Telegraphen eilende Wohlthat zugeſendet, daß je Thränen durch dieſen Sturmwind getrocknet, daß er je dem Verurtheilten raſche Begnadigung zugeſprochen. Und finde ich nur ein einziges Beiſpiel ſolcher Art, dann will ich mich mit dem Telegraphen ausſöhnen. Doch ich vergeſſe — werden nicht neunmal jeden Monat die gezogenen Lotto-Nummern von dem Telegraphen durch ganz Frankreich geſendet, welche Troſt bringen: der weinenden Mutter unter hungernden Kindern den Troſt — ſie werde glücklicher ſein in der nächſten Ziehung!

An jedem der Gitterthore des Tuilerien-Gartens ſtehen zwei Schildwachen, ein Schweizer und ein Franzoſe, die ſich wechſelſeitig bewachen, und an Treue mit einander wetteifern. Es machte mir das größte Vergnügen, zwiſchen beiden ſtehend, mein weißes Taſchentuch herauszuziehen und wehen zu laſſen, und ſo mit Hülfe des blauen Franzoſen und des rothen Schweizers ein aufrühreriſches Farben-Trio öffentlich zu ſpielen, ohne daß mir ein königlicher Procurator etwas darum anhaben konnte. Dieſe armen Schildwachen ſind ſehr geplagt. Gewiß hatten ſie in den Schlachten von Marengo und Auſterlitz ihre Flinten nicht ſo viel handthiert, als ſie es hier thun. Sie müſſen nämlich vor Jedem, der ein Ordensband trägt, das Gewehr präſentiren. Das endet nicht. Es iſt erquickend, zu ſehen, wie viele Verdienſte in die Tuilerien eintreten, und wie ſich der abgetriebene Bandwurm immer wieder erneuert. Ich ließ es mir angelegen ſein, eine Viertelſtunde lang alle die zu zählen, die Ordensbänder trugen. Ich zählte zehnmalhundert Vorübergehende, und unter jedem Hundert waren neunzehn bis zwei und zwanzig Bebänderte, alſo je der fünfte Mann war ein Wohlthäter ſeines Vaterlandes! Und dazu rechne man noch die Vielen, die ich im Gedränge überſehen, oder die beſcheiden

ihren Ruhm unter dem Rocke trugen. Dann zählte ich aber auch die vielen jungen, noch blühenden Männer, auf welche der Schlachtentod ſchlecht gezielt, und die nur einen Arm oder ein Bein verloren. Wofür haben ſie gekämpft? Ich erſtaunte, daß der Menſch ſo ein Lamm ſei, und daß die Menge der Verſtümmelten ſich nicht auch fragt: Wofür haben wir geſtritten? und nicht öfter, als es geſchieht, den Kopf an das verlorene Bein ſetzen.

Unter den Bäumen ſtehen eine unzählige Menge Strohſtühle neben einander gereiht; es ſind Lehn-Stühle, kaum ſitzt man darauf, kommt eine Frau, die Lehnspflicht einzufordern. Man zahlt zwei Sous; iſt man aber ein junger Menſch vom feinſten Ton, begeht man eine Felonie, ſagt keck, man habe ſchon gezahlt, legt zu den zwei erſparten Sous noch fünf Franken, und frühſtückt gut. Schriftſteller, die ſtatiſtiſche Notizen ſammeln, müſſen es ſich merken, daß man in Paris zum Sitzen an öffentlichen Orten zwei Stühle gebraucht (ſie können den Strohbedarf und den Ackerbau darnach berechnen); nämlich einen zum Sitzen, und den andern, die Füße darauf zu ſtellen. Man erkennt Ausländer, die erſt in Paris angekommen, leicht daran, daß ſie mit herabhängenden Füßen ſitzen. Auch unterſcheiden ſich durch die Art des Sitzens die Ehemänner von den Anbetern ihrer Weiber. Erſtere ſitzen neben den Frauen, und haben, wie dieſe, ihre Füße auf den Lehnſtuhl geſtellt. Die Anbeter hingegen ſitzen vor den Angebeteten, ihnen zu Füßen auf dem Fußſtuhle, unterhalten ſich mit ihnen franzöſiſch (in linguiſtiſcher und ſittlicher Bedeutung des Worts), und wenden der Allee und der Welt darin den Rücken zu. Frauenzimmer, deren Herz Ferien hat, bereiten ſich, wie brave Studenten, auf das kommende Sommer- oder Winter-Semeſter gehörig vor, indem ſie die vorübergehenden Herren fleißig anſehen, und ſich die wichtigſten Paragraphen notiren. Dieß iſt eine löbliche Sitte; denn die Schamhaftigkeit wird durch nichts mehr geſtärkt, als durch ihre Verletzung, nämlich durch Abhärtung derſelben. Man braucht im Garten der Tuilerien gar nicht eitel zu ſein, ſondern nur fremd, um ſich vorzuſchmeicheln, man habe die ſchönſten Eroberungen gemacht in der Weiberwelt...... Eine bürgerliche Frau geht vorbei, und fordert Kupfergeld ein; ſie trägt etwas

Digitized by Google

verſteckt und achtſam unter ihrer weißen Schürze. Bettelt ſie für einen Säugling, den ſie mütterlich gegen Wind und Sonne ſchützt? Nein; ſie trägt unter ihrer Schürze eine Art Gebackenes, das ſo leicht iſt, wie gebackene Luft. Es heißt: Plaisirs des Dames. Das muß ſchnell und verhüllt herumgetragen werden, damit es nicht kalt werde. "Des plaisirs mes Dames! Des plaisirs!" ruft ſie im Fluge, und wie im Traume ſchwebt ſie vorüber.

Wie der Tuilerien=Garten für die Mikropolitiker, für die Glücks=ritter und Glücksfußgänger ein Marktplatz iſt, auf dem ſie kaufen und verkaufen, ſo iſt er für die Makropolitiker ein ſchöner Paradeplatz, auf dem ſie exerciren und exerciren ſehen. Sechs Zeitungs=Buden liefern patriotiſchen Herzen täglich das nöthige Brennholz. Ihr tretet heran, nehmt, ohne ein Wort zu ſprechen, ein beliebiges Blatt, geht leſend ſpazieren, ſo lange es Euch gefällt, bringt dann das Blatt zurück und bezahlt einen Sous dafür. Waret Ihr drei= bis viermal an der nämlichen Bude, verwundert Ihr Euch, noch immer denſelben wohlgekleideten Mann da zu finden, der ſchon vor zwei Stunden im Leſen vertieft dort geſtanden. Er iſt ein Lauerer, der ſich an der Quelle der Ueberraſchung lagert, und daraus jeden Tag friſch die Meinung der Zeitungsleſer ſchöpft; denn wenige Franzoſen können mit dem Munde ſchweigen; mit den Blicken aber, mit den Mienen, Händen und Füßen, das vermag keiner. Auf dieſe Weiſe wird in allen Pariſer Straßen der öffentliche Geiſt zuſammengekehrt, und nachdem die Beſen ſchönen wie häßlichen Auswurf, Blumen wie welke Krautſtengel, zu Koth zerſtampft, wird der Unrath in die Kloake der Polizei=Präfektur geworfen, die ihn gehörig abführt.

Der Garten wird auf beiden Seiten, ſeiner Länge nach, von zwei gemauerten Terraſſen begränzt. Die eine, längs der Seine, gewährt eine herrliche Ausſicht auf den Strom, auf die Brücken und den Palaſt der Volks=Deputirten, der, nach dem Schlage, der ihn neulich getroffen, auf der linken Seite gelähmt iſt. Die andere Terraſſe führt die Straße Tivoli entlang, und heißt die Terraſſe des Feuillans, weil bis zur Revolution das Kloſter der Feuillans da geſtanden. In dieſem Kloſter hatte die National=Verſammlung ihre Sitzungen. Zu jener Zeit, vor der Hinrichtung des Königs, beliebte es dem

Digitized by Google

Volksmuthwillen, jene Terraſſe mit einer dreifarbigen Schnur von dem übrigen Garten abzuſtecken, und er nannte ſie le pays national, zum Unterſchiede des pays de Coblence. Wehe dem Bürger, der im pays de Coblence ſpazieren ging, er würde für einen Ariſtokraten angeſehen und mißhandelt. Ein junger Mann, dem dieſe geographiſche Eintheilung noch unbekannt war, ſtieg in das Koblenzer Land hinab. Zuſammenlauf, wüthendes Geſchrei, Verderben drohende Geberden. Da merkte der Unwiſſende was er begangen, kehrte zurück, zog ſeine Schuhe aus, und wiſchte den Staub von den Sohlen. Jubel, Beifallklatſchen, und der Jüngling wurde im Triumphe fortgeführt. Am Fuße dieſer Terraſſe, da wo ſie, ſich ſenkend, in Geſtalt eines Hufeiſens ausgeht, innerhalb des Kreisſchnittes, liegt ein Platz mit Stühlen und Bänken verſehen, den nennt man: la petite Provence, weil die Mittagsſonne, deren Strahlen ſich frei und ungehindert an der Mauer brechen, dort eine Wärme verbreiten, die in Wintertagen in jene ſüdliche Provinz Frankreichs verſetzt. Da iſt der tägliche Sammelplatz vieler hundert Kinder mit ihren Müttern oder Wärterinnen. Man denkt gern nicht daran, daß dort auch viele Frauen mit Adoptivkindern ſitzen und die empfindſame Mutterliebe ſpielen, um Adoptivväter anzulocken — man vergißt das gern, um, des Pariſer Kunſtlebens voll und ſatt, ſich in der reinen Kinderwelt zu erfriſchen. Aber auch dieſe Erquickung iſt matt. Zu verderben war die Kindernatur nicht, aber ſie auch ſteckt in einem verzierten Etui, und man muß ſie herausziehen. Da haben ſie ein Spiel, la corde genannt. An einem Stricke ſind an beiden Enden hölzerne Handhaben befeſtigt, daran faßt man ihn, ſchlägt ihn unter die Füße durch, und ſpringt ſo darüber. Es hieße die Romantik zu weit treiben, wenn man tadeln wollte, daß dieſe Stricke keine rohen Natur- und Galgenſtricke ſind, ſondern feine Schnüre, wie ſie ſich ein türkiſcher Strangulat von Stande nur wünſchen mag. Aber das Folgende iſt ärgerlich. Nämlich außer jenen kleinen Schnüren zu Selbſtſprüngen haben ſie auch lange Geſellſchaftsſtricke, die an beiden Enden von zwei Kleinen feſtgehalten werden, und worüber alle anweſenden Spring-Dilettanten mit größerer oder kleinerer Fertigkeit ſpringen, ſowohl vorwärts als rückwärts. Da bildet ſich nun ein Zuſchauerkreis von Erwachſenen,

Digitized by Google

und man ſieht dann ſechsjährige Mädchen in der Koketterie debütiren, und den Beifall der Umſtehenden, als ſpielten ſie bei Franconi, mit anmuthigem Lächeln fordern und einziehen.

Jetzt ſinkt hinter den elyſäiſchen Feldern die Sonne unter, auch hier herrlich! Denn die Königin der Erde geht in ruhiger Majeſtät vorüber, unbekümmert, was ſie mit ihren Blicken begegne, Paradieſe, Schlachtfelder, oder den Spielwaaren=Markt von Paris — ſie lächelt nicht minder, ſie zürnt nicht mehr. Es wird getrommelt, und die große Wache des Gartens tritt heraus. Sie laden ſcharf, mit Geräuſch und Gepränge, daß der wachende Mond am Thronhimmel die nächtlichen Schritte der Räuber beleuchte. Dann ſondern ſich etwa zwanzig Mann ab, und ſtellen ſich zehn Schritte auseinander, eine Linie durch die ganze Breite des Gartens ziehend. Darauf ſchreiten ſie mit kleinen und langſamen Schritten vor, das Volk vor ſich hertreibend. Zurück darf Keiner, und ſo wird in wenigen Minuten der Garten ausgekehrt. Dann werden die Thore geſchloſſen, und Todesſtille herrſcht um den Palaſt. Wehe dem Betrunkenen, dem Unachtſamen oder Unwiſſenden, der in der Nähe der Tuilerien während der Nacht der fernzurufenden Schildwache nicht gleich antwortet. Dieſes Verſäumen hat erſt vor wenigen Tagen einem Jüngling das Leben gekoſtet; die Kugel traf ihn ins Herz. O die unſelige Herrſchaft, die einer exotiſchen Pflanze gleich, in fremden Schiffen hergebracht, von Hofwärme ausgebrütet, von der Gießkanne lohnſüchtiger Gärtner begoſſen, vor jeder Wolke, vor jedem Lüftchen zitternd, ein ängſtliches Treibhausleben führt! Wie beſſer iſt die andere, die, gleich einer deutſchen Eiche in der Liebe des Volkes wurzelt, von der Sonne geboren, vom Himmel ſelbſt befruchtet, die der naſchenden Axt freundlich wehrt, und dem Sturme mit Macht widerſteht!

Digitized by Google

XIII. Polichinel Vampire.

Steif ſein kann Jeder; aber es mit Grazie ſein, das iſt eine ſeltene Gabe. Wer dieſe ſchöne Kunſt würdigen und bewundern lernen will, der komme und ſehe den Pantomimen Mazürier in Paris. Die Zauberei, aus dem Menſchen eine Maſchine zu machen, iſt dieſem Manne vollſtändiger, als irgend einem gelungen, und wenn er in einem niedrigen Range ſtirbt, ſo hat er es wahrſcheinlich nicht beſſer haben wollen. Die Natur hat ihre künſtliche Schloſſerarbeit ganz umſonſt an ſeinem Körper verſchwendet. Was ſie befeſtigt, macht er frei, was ſie beweglich gelaſſen, befeſtigt er; er öffnet, was ſie verſchloſſen, und was ſie offen ließ, ſchließt er zu. Er bewegt ſeine Glieder gegen alle Regeln der Flechſen und Bänder. Mazürier kann an allen menſchlichen Todesarten ſterben: aber den Hals brechen kann er nicht. Wie ſich Mithridates durch häufige Giftverſuche gegen Vergiftungen geſchützt, ſo härtet ſich Mazürier gegen äußere Verletzungen dadurch ab, daß er ſich jeden Abend übt, ſeine Glieder zu brechen, ohne daran zu ſterben. Seit zwei Monaten entzückt er die Pariſer, und in die zwölf Tafeln der Mode-Geſetzgebung wurde eingegraben: "Une Dame ne pourra se montrer cet été, si elle ne prouve, qu'elle a assisté à une représentation de Polichinei dans une loge louée par elle." Vor einigen Tagen wohnte ich zum erſtenmale einer ſeiner Vorſtellungen bei; das Haus war übervoll. Das in Paris für ihn verfertigte Ballet heißt Polichinel Vampire, und er macht den Polichinel darin. Nun ſpielt zwar die Handlung auf der Inſel der Stummen, in einem Klima alſo, wo die Blutſauger ungemein gedeihen; aber Polichinel iſt die beſte Seele von der Welt, und er heißt Vampir blos darum, weil ihn ſeine Feinde. um ihm Händel zuzuziehen, für einen ſolchen ausgeben. Er kommt in einem Luftballon auf der Inſel der Stummen an; der

Digitized by Google

Luftballon zerreißt, und Polichinel ſtürzt in's Meer. Jedermann weiß, wie ein Theatermeer aus Pappendeckel und andern feſten Dingen zuſammengeſetzt iſt; aber Polichinel ſchwimmt darin wie ein Fiſch im Waſſer mit der anmuthigſten Beweglichkeit. Damit beginnt Mazürier ſeine künſtleriſche Laufbahn. Er wird halb todt ans Ufer geworfen, legt ſich zuſammen wie ein Taſchenmeſſer, und läßt den Kopf hängen, wie eine abgeſchlachtete Gans. Dann ermuntert er ſich, tanzt, ſpringt, und macht, ſo zu ſagen, unmögliche Dinge. Zum Beiſpiel er ſtellt ſich auf das linke Bein, legt das rechte vorwärts auf die Schulter, nimmt es in den Arm und präſentirt es wie ein Gewehr. Der geneigte Leſer wolle nicht zu ſchnell über dieſes Erzählte hinausgehen, ſondern ſich durch eigene Nachahmungsverſuche überzeugen, daß beſchriebenes Unternehmen höchſt wundervoll iſt. Polichinel, den auf ihn eindringenden Feinden zu entgehen, flüchtet ſich auf einen Baum, und vertheidigt ſich aufs Artigſte. Ein anderes Mal wird er überfallen und kann nicht mehr entrinnen, die Bauern ſchlagen mit Knitteln auf ihn zu, und — ſein Kopf rollt zur Erde. Der Stumpf bewegt ſich ohne Kopf. Wahrhaftig, es iſt ſo! Polichinel ſitzt erſt und geht dann ſo vollſtändig ohne Kopf, daß er in dieſem Zuſtande an manchen wichtigen Berathſchlagungen mit Ruhm hätte Theil nehmen können. Freilich ſagt die Logik: „Wahrſcheinlich hält er den Kopf geſchickt zwiſchen den Schultern verſteckt, denn a) der Menſch kann ſich ohne Kopf nicht bewegen; b) Polichinel iſt ein Menſch und bewegt ſich; alſo c) hat Polichinel einen Kopf." Aber was vermag die Logik ohne die Sinne? Die Augen ſehen Polichinel ohne Kopf, und damit gut. In einer andern Scene weiß ſich Polichinel nicht anders zu retten, als daß er von dem Gipfel des Baumes, über die ganze Breite der Bühne, in das offene Fenſter eines Hauſes fliegt. Ein Draht mag ihm freilich dabei behülflich ſein, aber man ſieht den Draht nicht — ſüßer Schauer durchrieſelt den Buſen aller Frauen, und das männliche Entſetzen bricht in ein donnerndes Beifallklatſchen aus. Kurz, Mazürier iſt ein Wunder, und daß ihm, als einem Neapolitaner, Geläufigkeit der Füße angeboren, vermindert ſeinen Ruhm nicht; denn er ſpringt über ſeine Nationalität hoch hinaus. Deutſche Hof- und Volkstheater könnten ſich durch nichts

Digitized by Google

mehr auf die Beine helfen, als wenn ſie den genialiſch hölzernen zu Gaſtrollen einladeten, und er kommt gewiß, erfährt er nur erſt, wie ſehr er ſich noch in ſeiner Kunſt vervollkommnen könne.

Die Handlung des genannten Ballets, worin Mazürier auftritt, iſt, wie ſich erwarten läßt, die abgeſchmackteſte Geſchichte von der Welt. Sollte man nun wohl glauben, daß der Erfinder und Verfertiger des Ballets dem gedruckten Programme, das es erklärt, eine liberale Vorrede vorausgeſchickt hat, worin er wie ein Demoſthenes donnert? Als nämlich Polichinel Vampire zum erſten Male aufgeführt wurde, ließ man einen geſprochenen Prolog voranſchreiten, welcher Prolog aber ſchrecklich ausgepfiffen wurde. Der Dichter ſagt: ſein Prolog wäre urſprünglich himmliſch geweſen, aber die Zenſur habe ihn verdorben. Einen “prince ridicule” habe er verwandeln müſſen in einen Mr. Pandolphe, und der Zauberer Merlin habe nicht auf einem “Dauphin” reiten dürfen, ſondern nur auf einem Dragon. Dadurch ſei alles Salz verloren gegangen. Die Zenſur habe die ſchönſten Stellen geſtrichen, “phrases ultra-innocentes que dans leur sollicitude prétendue monarchique les conseillers du St. office littéraire ont condamnées impitoyablement et sans les avoir entendues”.... Es giebt nichts Komiſcheres, als zu ſehen, wie alle dramatiſchen Dichter in Paris, wenn ihre Stücke mißfallen, dieſes den Zenſoren zuſchreiben, die ſie für Genie-Räuber erklären. Wenn Zenſoren aus Büchern den Verſtand wegnehmen, muß ihnen ein unwiderſtehlicher Diebesſinn angeboren ſein; denn daß ſie aus Eigennutz ſtehlen, das werden ihnen ihre ärgſten Feinde nicht nachſagen.

XIV. Verſailles.

„Dieſe beiden Paläſte rechts und links von ſo edler Bauart? Wahrlich, die Götter Roms hatten keine ſchöneren Tempel!“ — Das

Digitized by Google

waren die Pferdeſtälle des Königs. — Und dort?“ — Es gehörte den Hunden des Königs. — „Jenes auf der andern Seite?“ — Darin wurden die jungen Hunde gefüttert und erzogen, bis ſie ein Jahr alt und dienſttauglich geworden. — „Dort drüben, das unermeßliche Gebäude?“ — Es enthielt tauſend Zimmer, und zwei tauſend königliche Diener wurden darin ernährt. Mit dem Verkaufe der Schüſſeln, die unverzehrt von den Tiſchen kamen, gewann der Ober-Beamte der Küche 150,000 Franken jährlich. — „Links, jenes fürſtliche Haus?“ — Es wurde von der Dubarry bewohnt, die, ſammt ihrer Familie, innerhalb fünf Jahre, dem Staate vier hundert Millionen gekoſtet! — „Das auf der andern Seite?“ — Das Ballhaus, worin Frankreich die Geduld verlor und die Freiheit fand.

Das königliche Schloß. Schon iſt das Gitter, welches den Hof umgiebt, unter der gegenwärtigen Regierung neu vergoldet worden. Schon iſt man beſchäftigt, einen Theil der Zimmer bewohnbar zu machen. Dem ganzen Palaſte den alten Glanz zu geben, würde mehr als zehn Millionen koſten. Auch tritt man leiſe auf, um der öffentlichen Meinung unbemerkt in den Rücken zu fallen. Aber welch ein Tag der Siegeswonne wird es für die Höflinge ſein, an dem ſie ſich zum erſtenmale wieder im Oeil de boeuf verſammeln! Wer kennt dieſes berüchtigte Vorzimmer nicht, worin die Schmeichler dreier Könige ihre Zunge gewetzt, und die Blutſauger dreier Menſchengeſchlechter durſtig herumgekrochen? Als der erklärende Lakai den Namen des Zimmers nannte, war ein Geflüſter der Verwunderung in der ganzen Geſellſchaft zu hören, und auf manchem Geſichte ſah man ein Lächeln tugendhafter Schadenfreude. Wir gingen mit beſtäubten Stiefeln durch die Prachtgemächer Ludwigs XIV. Die Zerſtörungswuth der erſten Freiheitsmänner konnte den Marmorwänden nichts anhaben, und die Deckengemälde von Lebrün's Meiſterhand nicht erreichen. Daß die großen Künſtler ſo kleine Menſchen ſind! Sie ſchmeicheln jeder Macht. Die ſogenannten Großthaten Ludwigs XIV. auf allen Wänden mit knechtiſcher Verehrung dargeſtellt. Der König als Mars, als Apollo, als dieſer oder jener Gott, und auf dem unſterblichen Haupte die unvermeidliche Allongeperrücke.

Die Waſſer ſprangen heute, als Vorfeſt des nahen Ludwigstages.

Digitized by Google

Wohl ſechzig Tauſend Menſchen waren von Paris herbeigeſtrömt, die Thränen ihrer Voreltern fließen zu ſehen, die zu Sturzbächen vereinigt, die Waſſerkünſte bildeten. Mehr als tauſend Millionen hatte Ludwig XIV. allein, ungerechnet was ſeine Nachfolger gethan, auf Schloß und Garten von Verſailles gewendet. Auf dieſem kleinen Raume wurde das Mark des ganzen Reichs verzehrt. Ein einziges Feuerwerk, bei der Vermählung Ludwigs XVI. im Park abgebrannt, hatte ſechs Millionen gekoſtet. Die Aufführung jeder Oper, im Theater des Schloſſes, koſtete an Beleuchtung und anderen Zurüſtungen 100,000 Franken.... Und man ſpricht noch von den dummen Streichen, die das franzöſiſche Volk während der Flegeljahre ſeiner Freiheit begangen!

XV. Die Eſtaminets.

Das Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie ſagt: „Eſtaminet iſt ein Ort, wo man ſich verſammelt, um zu trinken und zu rauchen." Dürre Worte! Saftloſe Worte! Ihr müßt einen Deutſchen fragen, was ihm in Paris ein Eſtaminet iſt, Ihr müßt ein deutſches Herz aufſchlagen; darin findet ihr die beſſere Erklärung, welche folgt.

Sie rauchen nicht, die ſchmucken Pariſer — ſie ſind aber auch darnach! Iſt es uns nicht möglich, wie die alten Griechen, Anmuth mit Kraft, wie der Münſter zu Straßburg, Feinheit mit Größe zu verbinden, zugleich hell und tief zu ſein, wie — wie — ja, wie wer? wie was? Ich habe noch nichts geſehen, das zugleich hell und tief war, als den Brunnen der Feſtung Königſtein in Sachſen, da man einen angezündeten Kronleuchter hinabließ, uns Neugierigen das Waſſer unten zu zeigen! Muß man ein Bengel oder ein Weib ſein, ein Deutſcher oder ein Franzoſe? Wo iſt die goldene Mitte, wo iſt das ſchöne Rheinthal, in dem Ernſt und Scherz als treue Brüder

wohnen? Die zierlichen Franzoſen rauchen nicht, denn Rauchen iſt ein romantiſches Vergnügen, eine Oſſians-Luſt, und die Franzoſen lieben den Nebel nicht, dieſes Salz der ſchönen Natur; ſie mögen keinen grauen, ſie mögen nur blauen Dunſt. Der Deutſche raucht, denn er hat ein volles Herz und leere Stunden; der Franzoſe hat, weil kein volles Herz, auch keine leeren Stunden, und darum raucht er nicht. Der Deutſche raucht, denn er liebt zu ſchwärmen im gedankenloſen Denken; der Franzoſe aber denkt nur Gedanken, und fragt ſeinen wandernden Kopf wie ein Paß-Ausſteller: Wohin? Ueber welche Orte? Auf wie lange? In welchen Geſchäften? Ach, ich werde es nie vergeſſen, wie es mir erging, als ich, von Deutſchland kommend, im Gaſthauſe einer franzöſiſchen Gränzſtadt den kleinen Reſt holländiſchen Tabacks, den ich kühn und liſtig durch die Cerberus-Schaar der Zöllner geführt, aufzurauchen unternahm! Nun gedenke man der alten Erfahrung, daß jedes Volk an der Gränze ſeines Landes den ſtärkſten Patriotismus hat — den ſchönſten hat es in der Mitte. Ich war an deutſcher Gränze und darum gröber und rauchſüchtiger als je. Die Wirthin des Gaſthauſes — oder war es die Tochter der Wirthin, ſie zählte kaum zwanzig Jahre — fühlte ſich auf franzöſiſcher Gränze, und hatte gegen Taback den feinſten Pariſer Abſcheu. Sie war ſchön wie eine junge Roſe und hatte zärtliche Taubenaugen. Ich ſteckte die Röhre in den Mund, und die Taube — die Grazien mögen mir das rauhe Wort vergeben — die Taube fuhr wie ein Kettenhund auf mich los. Vor Entſetzen ließ ich die Pfeife fallen, die Tabaksaſche entflog dem Kopfe. "Monsieur!" gurrte die Taube, und der Schmerz erſtickte ihre Stimme, ſie konnte nichts weiter ſprechen. Der Stall, die Küche, die ganze Hausdienerſchaft wurde herbeigeſchrien; ſie kamen mit Schaufeln, mit Beſen, mit Tüchern, mit Sand, mit Waſſereimern; es wurde gekehrt, gerieben, gewaſchen; die unglückliche Wirthin kniete zur Erde nieder, um zu ſehen, ob der Schandfleck an dem Boden ausgelöſcht ſei. Dann wurden alle Fenſter geöffnet und tauſend Winde herbeigefleht. Ich aber war voll abergläubiſcher Furcht, weil am Rubikon des höflichen Landes mein Pferd geſtolpert.

Erſt nachdem ich ſchon mehrere Monate in Paris geweſen, ent-

Digitized by Google

deckte ich eine der Freiſtätten, wo das ſittenverbrecheriſche Rauchen Schutz findet gegen Spott und Gewalt. Einen ſolchen Ort nennt man eben Eſtaminet. Ich ſtieg hinauf — ach, wie ward mein Herz erquickt! Ich ſah Rauch, ich ſah Deutſchland wieder. Da war nicht die ſchwüle Stille, die man in anderen Kaffeehäuſern findet; da wurde geſchwatzt, geſchrieen, da knallten die Stöpſel der Bierflaſchen, da ſchlugen die Billardkugeln, da klapperten die Domino= und Damenſteine. Da ſieht man nicht die augenkränkenden Taſchenausgaben von Stereotypen=Phyſionomien, die man in Paris unter allen Dächern, auf allen Straßen findet; da giebt es leſerliche Folio=Geſichter, tüchtiges Volk, ehrliche Leute, aufrichtiges Lumpengeſindel, Zahnärzte, Spieler, Kaufleute, Kreolen, Amerikaner, Holländer, und jüdiſche Lieferanten, die aus Deutſchland gekommen, in Spanien Thron und Altar retten zu helfen, nämlich Ochſen zu führen übernommen, bis hinab zur Säule des Herkules. Die Kellerjungen — o die glücklichen Südländer, ſie ſind unreinlich und natürlich wie ihre Natur! — Die Kellerjungen räumten die Pfeifenköpfe mit denſelben Korkziehern aus, mit welchen ſie die Flaſchen öffneten, und es war Keiner, den das verdroß. Doch glaube man ja nicht, daß Alles nordiſch und deutſch geweſen; durch den Schleier der Rauchwolken entdeckte man franzöſiſche Zierlichkeit genug; der Eſſig deutſcher Romantik war mit dem Oele franzöſiſcher Klaſſicität im gehörigen Maaße vermiſcht. Es waren glänzende Zimmer mit ſeidenen Vorhängen, mit Standuhren, mit Vaſen; ein ſchönes Mädchen am Zahltiſch; die ausgeſtellten holländiſchen Pfeifen waren in Fasces=Bündeln maleriſch geordnet; die Cigarren mit ihren Strohſpitzen ragten als Amorpfeile aus einem goldgefärbten Köcher hervor; und hohe Spiegel rings umher an den Wänden, denn dieſe kann der Franzoſe nicht miſſen und er zahlt gern doppelt für ſich und für ſein Bild im Spiegel, das mit ihm ißt und trinkt. Aber welch ein Dampf! Mir kam Schiller's Romanze: Der Handſchuh, in den Sinn, welche anfängt:

In ſeinem Löwengarten,
Das Kampfſpiel zu erwarten,
Saß König Franz —

Würfe eine ſchnippiſche Pariſerin — dachte ich — ihren Hand=

ſchuh in ein Eſtaminet, in den dickſten Rauch und ſpräche zu ihrem Anbeter: „Herr Ritter! Iſt eure Liebe ſo heiß, ſo holt mir den Handſchuh" — wahrlich, das duftende Ritterchen würde ſagen: „Den Dank, Dame, begehr ich nicht!" ließ den Handſchuh liegen, und verließ ſie zur ſelben Stunde. Sicher, die Pariſerinnen wiſſen nichts von der grauen Peſt, die in manchen Häuſern des Palais Royal wüthet; ihr liberaler Zorn fände Nahrung und ſpräche: „Hier, da iſt ein Cordon sanitaire zu ziehen; was kümmert uns das weit entfernte Barcellona!"

Lichtenberg ſagt, er habe noch kein Genie rauchen ſehen. Es wäre ſchlimm, wenn er Recht hätte! Nicht blos für mich, der ich den Tabak liebe, ſondern auch für die ſechs Herren dort am Tiſche, die Deutſch ſprechen und alle rauchen. Ich will die Sache unterſuchen. Ich trat an den vaterländiſchen Tiſch — „Landsleute!" rief ich und machte vergnügte Augen. Fünfe von den Sechſen ſahen mich verdutzt an — ſie waren Kaufleute ohne Zweifel, die haben kein Vaterland, der Sechſte aber, ein junger Arzt, wie ich ſpäter erfuhr, rückte mir freundlich einen Stuhl herbei. Ich warf meine Cigarre mit geſpieltem Zorn auf die Erde. — „Nein," ſprach ich, das ſchlechte franzöſiſche Zeug rauche ein Anderer, ich vermag es nicht!" Auf dem Tiſche gewahrte ich ein Päckchen Taback, mit lieblich-chauerlichen holländiſchen Worten darauf. Wie ward mir der Mund ſo lüſtern! Ich ſtreckte meine Hand darnach aus. „Myn Heer!" ſagte der Eigenthümer, und wälzte ſeine Hand über die meinige: die Hand war ſaftig und ſchwer und machte dem holländiſchen Schlachtvieh Ehre. Der Hartherzige bot mir nichts an von ſeinem Ueberfluß, und gequetſcht und leer zogen ſich meine Finger zurück. Die fünf Handelsherren gingen fort, ich blieb mit dem Arzte allein. Er war ein gemüthlicher, verſtändiger Menſch; wir ſprachen über Allerlei. „Sehen Sie," ſagte er mir lächelnd, „der dicke Herr, der dort an der Ecke ſaß, war ein Nordamerikaner; den hat die Freiheit nicht ſehr hold gemacht; er ſprach immer von Kaffee und Buenos-Ayres-Häuten, und gähnte, als ich mit Wärme von Manuel redete." — „Freund, erwiderte ich, thun ſie dieſem Manne und thun Sie der Freiheit nicht Unrecht. Sie gleicht der Geſundheit; die erworbene iſt ſchön, aber

die angeborene iſt gut. Die Freiheit, für die man **kämpft**, iſt eine Geliebte, um die man ſich bewirbt; die Freiheit, die man **hat**, iſt eine Gattin, die uns unbeſtritten bleibt. Glauben Sie, daß ein braver Mann ſein Weib nicht liebt, weil ſein Herz ſtill und friedlich iſt? Laßt ſie ihm untreu ſcheinen wie wird ſeine Bruſt pochen; laßt ſie krank werden, und wäre es tief im Winter der Ehe, ihr werdet ſehen, daß der Greis noch Liebesthränen hat, und dem geretteten alten Mütterchen weinend um den Hals fällt, wie in den ſchönen Tagen der heißen Bewerbung! Laßt den fetten Amerikaner Einen an ſeine Freiheit taſten, und Ihr werdet ſehen, wie er die Feder wegwirft, und nach dem Schwerte greift, wie ein kataloniſcher Jüngling! Das Paradies ſelbſt iſt ja nur des Glückes Gewohnheit."...... „Alſo wäre die Hölle des Unglücks Gewohnheit?" ſprach der Arzt." „Aber dieſen hölliſchen Tabacke, ich rauche ihn ſchon anderthalb Jahre, und ich habe mich noch nicht daran gewohnt." — „O ſtill davon," erwiderte ich, „denke ich daran, dreht ſich mir das Herz um und um. Schönes Frankreich, glückliches Land! Wie iſt dein Himmel ſo blau, wie iſt deine Erde ſo reich, wie iſt deine Luft ſo milde! Wie wohlſchmeckend iſt dein Brod, wie ſaftig dein Fleiſch, wie feurig ſind deine Weine! Deine Mandeln, deine Nüſſe, deine Feigen, deine Orangen, wie ſind ſie ſo ſüß! Und Alles, was der Menſch erfindet und verfertigt, die Stoffe, die Kunſtwerke, die Geſchmeide, wie ſchön, wie vollkommen, wie lockend und befriedigend iſt Alles! Und Alles mit geringem Aufwande zu genießen, und auch dem Halbbegabten nahe geſtellt! Nur **ein** Naturerzeugniß giebt es, was Menſchenkunſt verdirbt, theuer und ungenießbar macht, und dieſes Eine unter allen Erzeugniſſen, das verdorben, theuer und ungenießbar iſt, wird von der **Regierung** gepflanzt, verfertigt und verkauft — es iſt der Taback!" — „Bedenken Sie aber," erwiderte der Arzt, „daß die franzöſiſche Regierung jährlich ſechszig Millionen am Taback gewinnt, und daß dieſe Einkünfte zum Beſten des Landes verwendet werden." — „Nein, ſo iſt es nicht ganz. Das rohe Einkommen vom Taback beträgt ſechszig Millionen, der reine Gewinn etwa vierzig. Aber ſchon oft haben die Tabacksbauer, Tabacksfabrikanten und Händler der Regierung einen größeren Gewinn angeboten, wenn ſie den Verkehr des Tabacks

Digitized by Google

frei gebe. Sie hat ſich aber deſſen immer geweigert, denn zwanzig Millionen wendet ſie von den Tabacksgefällen jährlich an die Unterhändler und Verwaltungs-Beamte, und wenn das aufhörte, würde ſich die Zahl ihrer Anhänger vermindern, das ſitzende Heer ſchwächer werden. O die Stiefkönige!"

Der Arzt warf mir einen bedenklichen Blick zu. Ein Schleicher hatte ſich an unſern Tiſch gedrängt, und ſeinen Ohren konnte das letzte Wort nicht entgangen ſein. „Seien Sie unbeſorgt, rief ich lachend, und wenn er auch Deutſch verſtünde und ein Angeber wäre, der Polizeikommiſſär, dem er berichtet, verſteht kein Deutſch, und wie will er Stiefkönige überſetzen?" — Er kann das nennen: Les Roi beau "paternels" — „O, dann hat es keine Gefahr. Die franzöſiſche Polizei, ob zwar kosmopolitiſch wie jede, iſt doch vor Allem Franzöſiſch, ſogar von ihrer Pflicht. Ueber etwas Lächerliches muß ſie lachen, und das entwaffnet ihren Zorn. Höchſtens kann mir geſchehen, daß ich, auf ein Gutachten der franzöſiſchen Akademie, wegen meiner linguiſtiſchen Umtriebe in Charenton eingeſperrt werde.... Ach ja, Charenton! Sie ſind ein Arzt, und gewiß ſind Sie ſchon dort geweſen. Sagen Sie mir, wie ſind die franzöſiſchen Wahnſinnigen? Die klugen Franzoſen gleichen ſich alle; iſt das mit den Verrückten auch ſo? Sind ſie klaſſiſche Narren nach den Regeln des guten Geſchmacks, oder ſind ſie romantiſch-toll, wie wir Deutſche? Ich bin ſehr begierig, mich darüber zu unterrichten." — „Uebermorgen Vormittag um zehn Uhr können Sie mich in Charenton finden; wenn Sie ſich umſehen wollen, werde ich Ihnen Alles zeigen." — „Es bleibt dabei; auf Wiederſehen in Charenton!"

XVI. Das Ludwigsfeſt.

Am Tage vor dem Feſte, freie Schauſpiele, die um ein Uhr Nachmittag anfingen. Schon um ſechs Uhr Morgens war die große

Digitized by Google

Oder umlagert: mehr Beine als Strümpfe harrten des Eintritts. Wer keine ſtarken Rippen und Ellenbogen hatte, durfte ſich nicht in das Gedränge wagen. Abends war ein Theil des Tuileriengartens beleuchtet, die Muſikbanden verſchiedener Regimenter ſpielten hier und dort. Auf dem Balkon des Schloſſes gaben die vereinigten Sänger der verſchiedenen Opern ein herrliches Konzert, hundertſtimmige Lieder zum Lobe des Königs ſchloſſen mit einem vive le Roi. Schade daß ein Echo fehlte! Am Eingange des Gartens wunderkleine papierne Fähnchen mit der Inſchrift vive le Roi, vive le duc de Bordeaux für einen Sous zum Kaufe angeboten. Aber die liberalen Gaſſenbuben verſtanden den Wink nicht. Nur zwei Bürgerweiber ſah ich mit ſolchen Fähnchen in der Hand, ſie als Fächer gebrauchend; die Luft war heiß. Am folgenden Tage, am eigentlichen des Feſtes, verſchiedene Wachtparaden im Schloſſe der Tuilerien. Auch die Kriegszöglinge von St. Cyr wurden gemuſtert. Der kleine Herzog von Bordeaux auf den Armen ſeiner Wärterinnen, lächelte den alten und jungen Kriegern freundlich zu, ſtreckte ſeine Händchen aus, und rief, als die Muſik aufgehört: encore, encore! Nachmittags, Einweihung der Reiter-Statue Ludwigs XIV. auf dem place des victoires. Schon früher ſtand eine auf dieſer Stelle länger als hundert Jahre, ſie wurde in der Revolution umgeworfen, und jetzt mußten ſie die Narren auf ihre eigenen Koſten wieder aufrichten laſſen. Der König in römiſcher Tracht, auf dem Kopfe die Allongeperrücke von Lorbeeren umkränzt, ſitzt auf einem wilden Pferde, das ſchnaubt und ſich bäumt.... "Mais Louis le grand n'est pas effrayé" — ſagte die Quotidienne. Wirklich zeigt er auch ein ruhiges und ſelbſtgefälliges Geſicht, das zu ſagen ſcheint: Seht ich fürchte mich nicht. Franconi könnte ſich kein ſchmeichelhafteres Denkmal wünſchen. Man hatte dem Künſtler vorgeworfen, er habe die Beine des Königs zu fein und zu elegant gemacht. Genannte Quotidienne vertheidigt das und bemerkt: il est reconnu que Louis XVI. avait une jambe très remarquable. Nach Vollendung dieſer Feierlichkeit ging es in die Eliſäiſchen Felder. Dort wurden die Herzen des Volks mit Wein aufgewärmt, und Würſte und Brode ihnen an die Köpfe geworfen. Sie balgten ſich darum,

Digitized by Google

weniger aus Heißhunger, wie mir ſchien, als aus Muthwillen. Unter hundert tauſend Menſchen begegnete ich nur drei Betrunkenen, und auch dieſe ſtammelten nicht einmal den ſchuldigen Dank für die Bewirthung. Ich könnte manches erzählen, denn kein Polizei-Spion in ganz Paris hat an dieſem Tage mehr herum gehorcht als ich; aber das gehört nicht hierher. Abends wurde ein Feuerwerk abgebrannt, über das man ſich in franzöſiſcher, engliſcher und deutſcher Sprache luſtig gemacht; denn es war gar zu winzig. Und ſo endigte das Ludwigsfeſt. Mehrere öffentliche Blätter erzählten den andern Morgen Wunderdinge von der allgemeinen Begeiſterung des Pariſer Volks. Der Himmel weiß, wo ſie alle die ſchönen Lügen hergenommen!

XVII. Gloire.

Die Franzoſen könnten mich mit ihrer „Gloire“ in einen Sumpf treiben, bliebe mir zu meiner Rettung ſonſt keine Zuflucht übrig. Der deutſche Ruhm iſt wenigſtens ein Mann, ob er zwar auch nicht viel taugt: die Gloire der Franzoſen aber iſt eine ſo widrige, abgeſchmackte und unverſchämte Kokette, daß ſie gar nicht zu ertragen iſt. Geht hin, und ſeht den verbannten Marius mit ſeinem Rieſenherzen wehmüthig ſinnend auf den Trümmern Karthago's — ſchön und erhaben iſt der Anblick! Sieht man aber die Pariſer bei den Scherben ihrer Herrlichkeit greinen, möchte man ihnen das Sacktüchelchen aus der Weſte ziehen, um ihnen Wange und Naſe damit zu ſäubern. Menſchen, die von Morgen bis Abend von Freiheit reden, wiſſen noch nicht einmal, daß jedes Volk in der Freiheit, die es andern Völkern geraubt, ſeine eigene verloren, und das Ruhm der Honig an der Wagendeichſel iſt, womit Münchhauſen den Bären gefangen! Die römiſche Geſchichte wurde von den Franzoſen

Digitized by Google

dramatiſirt, das Drama iſt unter dem Namen: Die Revolution, bekannt. Das Gedicht hat glänzende Vorzüge, und machte bei der Aufführung großen Eindruck; die beſten Schauſpieler traten darin auf; Muſik, Tanz, Dekorationen und die andern Nebendinge waren auf das Schönſte angeordnet — aber es war Alles doch nur ein Schauſpiel. Was in Napoleon Größeres und Würdigeres geweſen, als in Talma, ging für die Erkenntniß der meiſten Franzoſen verloren. Komödianten ſind ſie, und Komödianten werden ſie noch lange bleiben. Wien, Berlin, Moskau erobert zu haben, gefiel ihnen freilich, weil ſolche kriegeriſche Einzüge noch weit prachtvoller waren, als die in der Veſtalin und im Titus. Jetzt, da der Vorhang gefallen, (nicht das Stück, nur ein Akt erſt iſt geendigt,) jammern ſie, denn die Zeit wird ihnen lange. Wären es die Feldherrn und Soldaten allein, welche trauerten und klagten, daß man ihnen die ganze Beute ihrer zahlloſen Siege wieder abgenommen — ihnen wäre zu verzeihen. Wenn aber Menſchen, die nie etwas geführt, als die Feder, und auch dieſe nur ſeitdem keine Gefahr dabei iſt — denn unter Napoleons Herrſchaft waren ſie ſtumm, oder gebrauchten nur zum Schmeicheln ihre Zunge — wenn dieſe verlornen Nationalruhm beweinen, ſo iſt es lächerlich und abgeſchmackt. Daß ſie wenigſtens, was ſie ſich ſelbſt als Ruhm angerechnet, auch andern Völkern als Ruhm möchten angedeihen laſſen! Aber davon ſind ſie weit entfernt. Rußland, Oeſterreich, Preußen beſiegt zu haben, ſcheint ihnen glorreich; daß aber die Ruſſen, Oeſterreicher und Preußen als Sieger nach Frankreich gekommen, erklären ſie für gemein und niedrig, und ſie reden davon, als hätten ſich die verbündeten Heere bei Nacht und Nebel auf den Zehen nach Paris geſchlichen, und hätten wie Diebe mit Nachſchlüſſeln die Thore der Hauptſtadt geöffnet. Delavigne, ein junger dramatiſcher Dichter, der alles Lob verdient, und der unter dem Titel: Messéniennes, auch ziemlich gute Elegien und Oden herausgegeben, ſingt:

L'étranger qui nous trompe, écrase impunément
La justice et la foi sous le glaive étouffées:
Il ternit pour jamais sa splendeur d'un moment,
Il triomphe en barbare et brise nos trophées:
  Que cet orgueil est misérable et vain?

Digitized by Google

Ein anderesmal reimt er:

Et vous, peuples si fiers du trépas de nos braves,
  Vous, les témoins de notre deuil,
  Ne croyez pas, dans votre orgueil,
Que, pour être vaincus, les Français soient esclaves
Gardez-vous, d'irriter nos vengeurs à venir;
Peut-être que le ciel, lassé de nous punir,
    Seconderait notre courage;
    Et qu'un autre Germanicus
Irait demander compte aux Germains d'un autre âge
    De la défaite de Varus.

Kaiſer Auguſtus, als er die Hermanns-Schlacht erfuhr, ſtieß ſich den Kopf an die Wand; Horaz aber war nicht ſo gemein, um den Schmerz ſeines Gebieters zu beſchwichtigen, in einer Ode auf die Germanen zu ſchimpfen. Noch häßlicher tritt die National-Eitelkeit des Dichters da hervor, wo er von der „Verwüſtung des Muſeums" ſingt. Das man den Franzoſen die Kunſtwerke, die ſie ja ſelbſt als Sieger erbeutet, nachdem ſich der Sieg gewendet, wieder abgenommen — giebt es etwas natürlicheres und billigeres als das? Aber Delavigne findet dieſes um ſo ſchlechter und ſpitzbübiſcher, da die barbariſchen Italiener, Deutſche und Engländer Kunſt und Kunſtwerke nicht zu ſchätzen wiſſen. Er ſagt:

  Muses, penchez vos têtes abattues :
Du siecle de Léon les chefs-d'oeuvre divins
Sous un ciel sans clarté suivront les froids Germains;
Les vaisseaux d'Albion attendent nos statues
    Des profanateurs inhumains
Vont-ils anéantir tant de veilles savantes?
Perteront-ils le fer sur les toiles vivantes,
  Que Raphaël anima de ses mains?

Es iſt gar nicht zu zweifeln, daß die Muſen die Köpfe hängen ließen, als ihnen Delavigne's poetiſche Klage zu Ohren kam. Das "ciel sans clarté" und "froids Germains," iſt bemerkenswerth. Man frägt ſich: wie iſt es möglich, daß die Franzoſen ſo wenig von der Geographie Deutſchlands gelernt, da ſie doch dieſes Land fünf und zwanzig Jahre lang durchſtrichen? Es ſcheint, daß man ſie in

ihren Schulen nur das Deutſchland des Tacitus kennen lehrt. Ein Franzoſe, dem Mozart's Figaro nicht übel gefallen, und der, weiß der Himmel durch welchen Zufall, erfuhr, daß dieſer Tonkünſtler in Wien gelebt, konnte ſich nicht ſatt wundern, daß unter einem ſo rauhen Himmel ſo zarte Muſik hat gedichtet werden können! Ich erinnere mich, daß ich mit einem jungen Franzoſen aus Deutſchland nach Frankreich reiſte. Es war im Oktober, und das Wetter war rauh. Eine halbe Stunde vor Kehl fiel ein ſtarker Regen; der junge Mann, der keinen Mantel hatte, fror, und rief einmal über das andere aus: quel détestable pays! quel détestable pays! Als wir auf der Kehler Brücke bei der franzöſiſchen Schildwache angelangt, ſprach er jubelnd: ah, me voilà dans ma patrie! knöpfte ſich die Weſte auf, und rieb ſich mit derjenigen Bewegung die Hände, mit der man es zu thun pflegt, wenn man im Winter aus dem Freien in ein geheiztes Zimmer tritt.

Delavigne iſt ſo erbost über die Plünderung des Muſeums, daß er dem Apollo von Belvedere die größten Beleidigungen ſagt, weil er ſich auch, ohne ſich zu wehren, hat fortführen laſſen. Er ſpricht zu ihm:

Dieu du jour, Dieu des vers, ils brisent ton image.
C'en est fait: la victoire et la divinité
Ne couronnent plus ton visage
D'une double immortalité
C'en est fait: loin de toi jette un arc inutile,
Non, tu n'inspiras pas le vieux chantre d'Achille;
Non, tu n'es pas le Dieu qui vengea les neuf soeurs
Des fureurs d'un monstre sauvage,
Toi que n'as pas un trait pour venger ton outrage
Et terrasser les ravisseurs.

Wenn Apollo reden könnte, hätte er wahrſcheinlich Folgendes geantwortet: „Was vermag ich armer Schelm? Ihr habt den großen Napoleon gehabt, ihr ſeid zu Hunderttauſenden geweſen, euere Sache war's, mich zu vertheidigen. Tröſtet euch, ſo gut ihr könnt, ich gehe nach Italien und es wird mir auch dort an Bewunderern nicht fehlen. Freilich werde ich ſo feine Schmeicheleien nicht mehr hören, als ich in Paris vernommen; keiner wird mir ſagen, ich wäre la crème de la sculpture; aber ein ſtiller Seufzer iſt mir auch genug. Lebt wohl!"

Digitized by Google

Mit dieſer ihrer Gloire ſind ſie aber in der jüngſten Zeit gar ſehr in die Klemme gekommen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich hier blos von den Liberalen ſpreche; denn was die Ultra's betrifft, ſo ſind dieſe guten Leute, in Frankreich wie überall, nur mit ihrem Hausweſen und ihren Familienangelegenheiten beſchäftigt, und um Gloire, Patrie, Liberté und andere ſolche Allotrien bekümmern ſie ſich gar nicht. Die Pariſer Liberalen alſo hatten, ſeit dem Sturze Napoleons, jede Anſpielung auf den alten franzöſiſchen Waffenruhm mit Heißhunger aufgefangen. In Büchern, in Zeitungen, in Gedichten, in Bildern, in Schauſpielen, auf dem Theater, in allen Winkeln gruben ſie nach italieniſchen, egyptiſchen, deutſchen, ſpaniſchen und ruſſiſchen Alterthümern. Das Herbarium Vivum von ihren getrockneten Lorbern könnten hundert Packpferde nicht ſchleppen Die arme Theater=Zenſur mattete ſich ab, daß es zum Erbarmen war Sie ſtrich und ſtrich; aber wie wäre es möglich, einer ſo geiſtreichen und ſcharfſinnigen Nation, als die franzöſiſche iſt, und die ihren Geiſt überall in der Taſche mit herumträgt — wie wäre es möglich, ihr Alles wegzuſtreichen? Behielt die Gelegenheit nur ein einziges Haar, würde ſie daran feſtgehalten. Die franzöſiſchen Komödien können ſo wenig als die deutſchen, der Lieutenants entbehren, und ſo oft ſich auf der Bühne eine Uniform zeigte, brach das Gloire=Fieber aus, und des Jauchzens war kein Ende. So war es. Jetzt aber kam der ſpaniſche Krieg, den die Liberalen nicht haben mochten, und das Blatt wendete ſich. Von Gloire wollten ſie nichts mehr hören, ſie wurden fromm wie die Lämmer, und fanden nichts lieblicher, als daß ſich jedes Volk redlich im Lande ernähre, und ſich um fremder Völker Thun und Laſſen nicht bekümmere. Es wurde alſo anbefohlen, ruhmvolle Anſpielungen mit Kälte aufzunehmen, und ſich von jeder Theater=Scene, die nach Pulver rieche, mit Abſcheu wegzuwenden. Aber das Pariſer Parterre läßt ſich nicht ſo ſchnell unter einen Hut bringen, und in den erſten Tagen der neuen Ordnung klatſchten die feurigen Patrioten, wie ſie es gewohnt waren, bei jedem großen Worte der großen Nation. War darauf in den liberalen Theater=Zeitungen ein ſchrcklicher Lärm, und ſie logen, daß man gar nicht begreift, wo ſie die Unverſchämtheit alle hergenommen. Sie behaupteten ganz

Digitized by Google

keck: von der Polizei angeſtellte Leute hätten Kriegsſcenen beklatſcht, die das Publikum mit Mißbilligung angehört. Die liebe Polizei hingegen, die Ober=Hofmeiſterin der Prinzeſſin Europa, hat ſeitdem ihre Rolle gegen die ehemalige der Liberalen vertauſcht. Zwar hat ſie durch den ſpaniſchen Krieg einige neue Aengſten bekommen. So mußte eine Mamſell Mina, die in einem Kotzebue'ſchen Stücke vorkommt, in Karoline umgetauft werden, und in einem andern Stück wurde das Wort paix, mit welchem man Stille gebot, in chut! verwandelt. Im Uebrigen aber hat die Zenſur jetzt beſſere Zeiten und kann ſich ausruhen. Von der Gloire, die ihr ſonſt ein Dorn in den Augen war, iſt ſie die beſte Freundin geworden. Die Pariſer Straßen ſehen jetzt ganz gloriös aus. Die Boulevards, die Quais, Alles behängt mit Bildern, verſteckt hinter Büchern, umſtellt von Ofenſchirmen, die Waffenthaten erzählen und abbilden; ruhmvolle Hunde, tapfere Schulbuben, und ſelbſt darauf wird nicht Rückſicht genommen, ob Napoleon oder Bayard der Held der Schlachten war. Ich habe ſogar bemerkt, daß kurz vor der Kriegserklärung gegen Spanien vier neue und ſchöne Reverbèren an den Winkeln der Vendoms=Säule aufgeſtellt wurden — da wo ſonſt keine waren — damit man den Ruhm auch im Dunkeln ſehe.

XVIII. Gefrorenes.

Wie Schade, daß die heißen Tage vorüber ſind, vielleicht hätte meine kleine Beſchreibung von dem hieſigen künſtlichen Winter der Einbildungskraft der deutſchen Leſer einige Kühlung gegeben, das ihnen erwünſcht geweſen wäre. Denn wie man mir aus Deutſchland geſchrieben, hat es dort dieſen Sommer ſehr an Eis und Kälte gemangelt. In welchen Zeiten leben wir, was erlebt man nicht alles. Aber den Engländern iſt es nicht beſſer gegangen; auch ſie hatten Mangel an Eis. Zwar hatten ſie Schiffsladungen davon

Digitized by Google

aus Schottland herbeigeholt, während ſie ſich aber in den Häfen mit den Zöllnern herumgeſtritten, ob dieſe Waare zu verzollen ſei oder nicht, war der Gegenſtand des Rechtsſtreites zu Waſſer geworden — ein Umſtand, der bei Prozeſſen nicht ſelten eintritt. Noch größeres Mißgeſchick hatten andere brittiſche Handelsleute erfahren, welche Schiffe auf den Eisfang nach Island ausgeſchickt. Zwei der Schiffe gingen mit Mannſchaft und Ladung zu Grunde. Dieſe Gefahren hatte der deutſche antipiratiſche Verein wahrſcheinlich vorher berechnet, ſonſt hätte er ſicher bei dem ihm eigenen Unternehmungsgeiſte, ſeine durch den Schrecken der Raubſtaaten müßig gewordenen Flotten benützt, dem deutſchen Bunde heilſame Abkühlung zu verſchaffen!.... Aber ich bin von meinem Wege abgekommen. In Paris hat man Eis in Ueberfluß; von wo man es herbekommt, mag der Himmel wiſſen. Das beſte Gefrorene findet man bei Tortoni auf dem Boulevard des Italiens. Man hat dort jeden Abend die ſüße Noth, zwiſchen dreizehn Sorten zu wählen. Ich will ſie nennen: Vanille, pistache, caffé blanc, fraise, groseille, framboise, citron, pèche, ananas, raisin, melon, pain d'Espagne, biscuit glacé à la fraise. Worin beſteht das Weſen eines biscuit glacé? Ich habe es nicht herausgebracht, es iſt eine Zuckerbäcker-Charade. Ein Chemiker müßte ich ſein, es nach ſeinen Beſtandtheilen, ein Dichter, es würdig, ein Stoiker, es mit Gleichmuth zu beſchreiben. Anfänglich dachte ich: das wird wohl wieder eine franzöſiſche Windbeutelei, dieſer ſogenannte Biscuit glacé wird nichts als gewöhnliches Eis, nur mit der Form und Farbe eines Bisquit ſein! Ich genoß, und ſchämte mich meiner Uebereilung. Es war wirklich Biskuit, aber ein durchfrorener. So mag Ambroſia munden. Aber Ambroſia iſt auch nur ein Wort — man komme und ſchmecke. Was kann ich von genannter Eisart Rühmlicheres erzählen, als Folgendes? Ich habe mit meinen Augen geſehen, daß eine wunderſchöne junge Frau, die eifrig davon gegeſſen, und ihr Glas ſchneller ausgeleert, als ihr väterlicher Gatte das ſeinige, in dieſes mit ihrem Löffel lächelnd Eingriffe gethan, ſo daß der des Entzückens ungewohnte Ehemann ſich triumphirend herumgeſehen, und allen anweſenden jungen Leuten zu verſtehen gegeben, ſie ſollten daraus entnehmen, wie wenig für ſie zu hoffen ſei — ſo

Digitized by Google

ſehr liebte die junge Frau gefrorenen Biskuit. — Diejenigen meiner Leſerinnen, die je in Paris, und während dem ſchön, oder jung, oder reich geweſen (dem Reichthum verkauft man, der Schönheit bringt man, die Jugend nimmt ſich dort alles) die lächelten gewiß voll ſeliger Erinnerung, da ich von Tortoni und dem Boulevard des Italiens geſprochen. In ſchönen Sommernächten da ſitzen .... ſäuſelnde Bäume .... umgaukelnde Bewunderer .... von tauſend Lichtern zauberiſch umfloſſen .... eine herrliche Zither tönt herüber .... drollige Savoyarden mit ihren tanzenden Affen, betteln um ein Lächeln und einen Kupferpfennig .... und dabei den ſüßen Schnee herabzuſchlürfen, wie das köſtlich iſt! Ach es denkt keiner daran, wie theuer ſich oft die Natur ihre Schmeicheleien der menſchlichen Lüſternheit bezahlen läßt!

XIX. Die Schwefelbäder bei Montmorency.

Ach, wäre ich nur ſchon der Rührung frei, wie munter wollte ich herumhüpfen auf dem Papier! Aber Thränen umdämmern meine Augen — und ſie haben weit zu ſehen, über Frankreich weg, bis hinüber in das Vaterland; aber meine Hand zittert — und ſie ſoll doch Kranken einen Heilbrief ſchreiben. Tauſend friſche Zweige ſäuſeln mich vom dürren Pulte weg, tauſend Vögel zwitſchern mich hinaus; denn ſie ſäuſeln, denn ſie zwitſchern, Rouſſeau! Rouſſeau! Die Kaſtanienbäume dort, ernſte Greiſe jetzt, ſie haben in ſchöneren Jahren Rouſſeau gekannt, und mit Schatten bewirthet ſeine glühende Seele. Das Häuschen gegenüber — ich ſehe in die Fenſter — darin iſt Rouſſeau's Stübchen; aber er iſt nicht daheim. Dort iſt der kleine Tiſch, an dem er die Heloiſe gedichtet; da ſteht das Bett, in dem er ausgeruht von ſeinen Wachen. O heiliges Thal von Montmorency! Kein Pfad, den er nicht gegangen, kein Gebüſch, das er

Digitized by Google

nicht durchträumt! Der helle See, der dunkle Wald, die blauen Berge, die Felder, die Dörfchen, die Mühlen — ſie ſind ihm alle begegnet und er hat ſie alle gegrüßt und geliebt! Hier der Schatten vor meinen Augen — ſo, ganz ſo hat ihn die Frühlingsſonne um dieſe Stunde auch ſeinen Blicken vorgezeichnet! Die Natur rings umher, die treuloſe, buhleriſche Natur! In Liebesthränen lag er zu ihren Füßen, und ſie ſah ihn lächelnd an, und jetzt, da er fern iſt, lächelt ſie an gleicher Stelle auch mir, und lächelt Jeden an, der ſeufzend vorübergeht! — — —

Drei Stunden von Paris, und eine halbe Stunde von Montmorency entfernt, liegt zwiſchen den Dörfern Enghien und St. Gratien, ein See, welchen die Franzoſen den Teich nennen, l'étang. Darüber mag man ſich billig wundern! Sie, die Alles vergrößern, die inländiſchen Tugenden und die ausländiſchen Fehler, müßten den See — ſollte man meinen — das ſtille Meer von Montmorency heißen, ſo groß und ſtattlich iſt er. Wahrlich, als ich ihn geſtern ſah — das Wetter war etwas ſtürmiſch — ſchlug er hohe Shakeſpeare's Wellen und war unklaſſiſch bis zur Frechheit. Ich brauchte bei freiem Herzen zwanzig Minuten, ihn zu umreiten; Liebende zu Fuß können ihn eine ganze ſchöne Stunde umſchleichen. Herrliche Baumgänge umſchatten ſeine Ufer, zierliche Gondeln hüpfen über ſeine Wellen. Dieſem See nahe ſind die Badehäuſer angebaut, alle auf das Schönſte und Bequemſte eingerichtet. Die Beſtandtheile des Waſſers kenne ich nicht genau, die chemiſche Analyſe, die der berühmte Fourcroy davon gegeben, habe ich nicht geleſen; nur ſo viel weiß ich, daß Schwefel darin iſt — dieſes herrliche Mittel, das, in Schießpulver verwandelt, kranke Völker, zu Arzneipulver geſtoßen, kranke Menſchen heilt. Wahrſcheinlich hat das Badewaſſer von Montmorency die größte Aehnlichkeit mit dem von Wiesbaden, welches, nach dem Converſations-Lexikon — dieſem ſächſiſchen Reichs-Vikar nach Ableben des deutſchen Kaiſers, der den deutſchen Völkern geiſtige Einheit giebt und deſſen zehn Bände das Andenken der ehemaligen zehn Reichskreiſe mnemoniſch bewahren — kohlenſaure Kalkerde, Bittererde, ſalzſaures Natrum, ſalzſaure Kalkerde und Bittererde, ſchwefelſaures Natrum und ſchwefelſaure Kalkerde, Thonerde und etwas mit koh-

Digitized by Google

lenſaurem Natrum aufgelöſtes Eiſen enthält. Aber Montmorency iſt ungleich wirkſamer als Wiesbaden und alle ſonſtigen Schwefelbäder Deutſchland's und der Schweiz. Die nothwendigſte Bedingung zur Heilung einer Krankheit durch Schwefelbäder, iſt, wie die Erfahrung lehrt — die Krankheit; weßwegen auch gute Aerzte, da wo ſie keine Krankheit vorfinden, ihr Heilverfahren damit beginnen, eine zu ſchaffen. Paris liegt aber ſo nahe bei Montmorency, daß die erforderliche Krankheit auf das Leichteſte zu haben iſt. Aus dieſer vortheilhaften Lokalität entſpringt für deutſche Kurgäſte noch ein anderer ganz unſchätzbarer Nutzen: daß ſie nämlich gar nicht nöthig haben, ſich auf der großen Reiſe von Deutſchland nach Paris mit einer Krankheit zu beſchleppen, welches beſonders bei Gichtübeln beſchwerlich iſt, ſondern daß ſie ſich geſund auf den Weg machen, und ſich erſt in Paris mit den nöthigen Gebrechen verſehen, von wo aus ſie gemächlich in zwei Stunden nach Montmorency fahren, um dort Heilung zu ſuchen. Sollten ſie dieſe nicht finden, oder gar unglücklicherweiſe in Paris ſterben — denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß man dort alle ſeine Zeit zubringt, und nur Sonntags zuweilen nach Montmorency fährt, um unter den Kaſtanienbäumen hinter der Eremitage die feine Welt tanzen zu ſehen, ſo hat man die Reiſe doch nicht vergebens gemacht. Es giebt nichts Angenehmeres auf der Welt als in Paris zu ſterben; denn kann man dort ſterben, ohne auch dort gelebt zu haben?

Der Vorzüge, welche das Schwefelbad von Montmorency vor allen übrigen Schwefelbädern hat, ſind noch gar viele, und ich werde ein anderesmal darauf zurückkommen. Jetzt aber habe ich von etwas Wichtigerem zu ſprechen, nämlich von der zweimonatlichen Vorbereitungskur, welcher ſich, beſonders die deutſche weibliche Welt zu unterwerfen hat, ehe ſie die Reiſe nach Montmorency antreten darf. Ich weiß freilich nicht, ob auch junge Frauenzimmer von Stand zuweilen die Gicht bekommen, und ob ich nicht gegen die Pathologie und Curtoiſie verſtoße, wenn ich dieſes als möglich annehme. Sollte ich aber fehlen, ſo entſchuldigt mich meine gute Abſicht gewiß. Wäre ich nun ein halbes Dutzend Dinge, die ich nicht bin: jung, reich, ſchön, verheirathet, geſund und ein Frauenzimmer, würde ich, ſobald ich im Morgenblatte die Anpreiſung des Montmorency-Bades geleſen, wie

folgt verfahren: Ich nehme an, ich lebte ſeit fünf Jahren in kinderloſer, aber zufriedener Ehe. Mein Mann wäre ein Graf und reich. Er wäre nicht geizig, verwendete aber mehr auf ſeine landwirthſchaftlichen Baue, Parkanlagen und Merino-Schafe, als auf meine Launen und Luſtſchlöſſer. Er liebte die Jagd ſehr, mich aber nicht minder. An Wochen- und Werkeltagen thät' ich ihm in Allem ſeinen Willen, und nur an Feſttagen, die ich mir zu dieſem Zweck alle beweglich gemacht, behielt ich mir die Herrſchaft vor. Wir lebten zurückgezogen auf unſern Gütern. Mein Mann wäre Tage und Wochen auf ſeinen entfernten Meiereien, und wir hätten ſelten eheliche Zwiſte. Nun käme er eines Abends — — — aber, um es den Leſerinnen bequem zu machen, will ich in der dritten Perſon, wie Cäſar, und im Indicativ, wie die Weltgeſchichte, von mir erzählen.

An einem ſchönen Mai-Abend — die Dorfglocke verhallte ſchlaftrunken, der Himmel löste ſeine rothen Bänder auf, die Sterne wurden angezündet — kehrte Graf Opodeldoc von der Jagd zurück. In das Hofthor eigetreten, ſprach er zu ſeinem Oberjäger: „Lieber Herr Walter, ſein Sie ſo gut und laſſen Sie meiner Frau ſagen, daß ich da bin." Der Graf war gegen ſeine Jagddienerſchaft ein gar milder und lieber Herr. Im Gartenſaale legte er ſeine Taſche ab, und zog die Ladung aus der Büchſe; die Jagd war ſehr unglücklich geweſen, nichts, keine Rabenfeder war ihm aufgeſtoßen. Sophie, das Kammermädchen der Gräfin, kam ſchüchtern herbei, und ſprach mit ängſtlicher Stimme; „Erſchrecken Sie nicht, Herr Graf, es hat gar nichts zu bedeuten, bis morgen iſt es vorüber, Sie brauchen ſich gar nicht zu beunruhigen." Der Graf ſtieß zornig ſeine Büchſe auf den Boden „Elſter, Staarmatz, Gans, was ſchnattert Sie da? Was hat nichts zu bedeuten, worüber ſoll ich nicht erſchrecken?" Das Kammermädchen erwiderte: „Sie können ganz ruhig ſein, die gnädige Gräfin befinden ſich etwas unwohl und haben ſich zu Bette gelegt." — „Schon gut," brummte der Graf, „ſchick' Sie mir den Heinrich." Heinrich kam, ſeinem Herrn die Stiefel auszuziehen. Wie gewöhnlich, benahm er ſich ungeſchickt dabei und bekam einen leiſen Fußtritt; ſo ſanft hatte Heinrich den Herrn nie geſehen. Nachdem der Graf in Pantoffeln und Schlafrock war, ging er in das Zimmer ſeiner Frau.

Digitized by Google

Die ſchöne Gräfin richtete ſich im Bette auf; ſie hatte ihren Kopf mit einem Tuche umbunden — Amor trug die Binde nur etwas tiefer. „Was fehlt dir, mein Kind?“ frug der Graf ſo zärtlich, als ihm möglich war. — „Nichts, lieber Mann; ich bin froh, daß du da biſt; jetzt iſt mir ſchon viel beſſer. Heftiges Kopfweh, Schmerz in allen Gliedern, große Uebelkeiten.“ Die Gräfin, obzwar eine geübte Schauſpielerin, die ſchon in bedeutenden Rollen aufgetreten, ſtotterte doch, als ſie dieſe Worte ſprach, und ward roſenroth im Geſichte. Der Graf — er beſaß große Allodialgüter und war ſeiner ganzen Collateralverwandtſchaft ſpinnefeind — als er ſeine Gemahlin erröthen ſah, faßte ein freudiges Mißverſtändniß, und drückte der Gräfin ſo feſt und zärtlich die Hand, als er es lange nicht gethan. Dieſe ſchrie ein langgedehntes Au! zog die Hand zurück, bewegte krampfhaft die Finger und wiederholte im Sechsachtel-Takt: Au! au! au! Au iſt zwar ein unfeines Wort; aber der Schmerz hat keinen guten Styl und einen ſchönen Mund kann auch ein Au nicht verunzieren. Der klugen Leſerin brauch' ich es wohl nicht zu ſagen, daß jenes Au nichts war, als die erſte Scene einer kleinen dramatiſchen Vorgicht. „Ich habe dich oft gewarnt, Abends nicht ſo ſpät in der Laube zu ſitzen; du haſt dich gewiß erkältet; das kommt dabei heraus!“ Nach dieſen Worten wünſchte der Graf ſeiner Gemahlin gute Nacht und ging brummend fort.

Am andern Morgen fand ſich die Gräfin beim Frühſtück ein, und erklärte ſich für ganz wiederhergeſtellt. Der Graf fragte wie gewöhnlich nach dem Morgenblatte, das der Bote jeden Abend aus der Stadt brachte. Man ſuchte darnach, es fand ſich nicht. „Steht etwas Intereſſantes darin? fragte der Graf. Die Gräfin erwiderte, ſie habe es geſtern, weil ſie ſich zu Bette gelegt, nicht geleſen. Sie war ungemein hold und liebenswürdig, und ſchlürfte ein Löffelchen aus der Taſſe ihres Mannes, ehe ſie ihm dieſelbe hinreichte, um zu verſuchen, ob der Kaffee ſüß genug ſei — eine zarte Aufmerkſamkeit, die ſie für feierliche Gelegenheiten verſparte. Darauf brachte ſie ihre eigene Taſſe an den Mund, vermochte ſie aber nicht zur Hälfte zu leeren. Sie klagte über Appetitloſigkeit und daß ihr der Mund ſo bitter wäre. „Meinſt du nicht, liebes Kind — ſagte der Graf —

Digitized by Google

daß es gut ſei, den Arzt aus der Stadt holen zu laſſen?“ — „Ich halte es für nicht nöthig,“ erwiderte die Gräfin, „es fehlt mir eigentlich nichts, indeſſen, wenn es dich beruhigt, thue es immerhin.“ Ein Reitknecht wurde abgefertigt, und nach zwei Stunden fuhr der Arzneiwagen in den Hof. Der Doktor fühlte den Puls, frug herüber, frug hinüber, ſchüttelte den Kopf, Frank, ſein Polarſtern, zog ſich hinter Gewölk, und vom menſchlichen Herzen, dieſem Kompaſſe auf dem Meere zweifelhafter Geſchichten, verſtand der gute Doktor nichts. In ſeiner Spezial-Inquiſition erlaubte er ſich verbotene Suggeſtionen; die Gräfin verwickelte ſich in ihren Antworten, klagte über die widerſprechendſten Leiden, ſtotterte, ward wiederum roth. Der Graf lächelte abermals und ſprach: „Herr Doktor, ich will ſie mit meiner Frau allein laſſen.“

Als Graf Opodeldoc fort war, waren die Leiden der ſchönen Gräfin auch fort. Sie ließ ſich vom Doktor die jüngſten Stadtneuigkeiten erzählen und fragte dieſen endlich: „Waren Sie ſchon draußen auf dem Freihof beim Baron Haberſack geweſen? er iſt krank.“ — „Ich bin ſein Arzt nicht,“ erwiderte der Doktor ſeufzend. — „Ich weiß das,“ ſagte die Gräfin; „aber ich habe vor einigen Tagen mit der Baroneſſe von Ihnen geſprochen, ſie wird Sie rufen laſſen.“ — Der Doktor machte einen Bückling der Erkenntlichkeit. — „Der Baron hat das Podagra,“ fuhr die Gräfin fort. Die Baroneſſe, die ihn zärtlich liebt, glaubt, daß nur ein Bad ihn wieder herſtellen könne, aber der Baron iſt eben ſo geizig, als ſeine Gemahlin großmüthig iſt; ſie verläßt ſich auf Sie, daß Sie ihm eine Badereiſe als unerläßlich zu ſeiner Heilung vorſchreiben werden.“ — „Gnädige Gräfin, eine Badereiſe wäre Ihnen vielleicht auch anzurathen.“ — „Meinen Sie, Doktor? (Das ausgelaſſene H e r r machte den Doktor völlig zum Sklaven der Gräfin.) Aber welchen Badeort würden Sie empfehlen?“ — „Sind Sie für Wiesbaden, gnädige Gräfin?“ — „Ich will nichts davon hören, man begegnet da nur verkrüppelten Männern und möchte ſterben vor langer Weile.“ — „Was halten Sie von Ems.“ — „Man erkältet ſich dort Abends zu leicht.“ — „Lieben Sie Kannſtadt?“ — „Ich hatte mir dort ſehr gefallen; ſchade nur, daß die Eſel fehlen, welche die Bäder in der Nähe von Frank-

Digitized by Google

furt ſo luſtig machen.... Doktor, was denken Sie von Montmorency bei Paris? Die dortigen Schwefelbäder werden sehr angerühmt, und ſcheinen mir für meine Umſtände ganz zu paſſen." — Ich kenne ſie; glauben Sie doch der franzöſiſchen Charletanerie nicht. Einen Schwefelfaden in ein Glas Waſſer geworfen, und ſich damit gewaſchen, thut dieſelben Dienſte wie das Bad von Montmorency." die „Aber lieber Doktor, bedenken Sie die angenehme Reiſe, Paris, die Zerſtreuungen." — „Freilich, gnädige Gräfin, Sie haben Recht, — milde Luft Frankreichs wäre Ihren Nerven gewiß ſehr heilſam." — „Doktor, reden Sie mit meinem Manne, ſeien Sie geſchickt, Sie werden Mühe haben." — „Gnädigſte, ich führe eine Schlange in meinem Wappen."

Während oben Kriegsrath gehalten wurde, ging Graf Opodeldoc im Garten auf und ab, und wartete auf den Doktor. Er machte große Schritte und rieb ſich vergnügt die Hände, denn er hoffte heute noch ſeine nahbegüterten Collateral-Verwandten eine ſchadenfrohe Botſchaft zu bringen. „Wartet nur, naſeweiſer Bruder — ſprach er lachend vor ſich hin — und Sie, hochmüthige Frau Schwägerin, wir wollen eine Suppe zuſammen eſſen, die geſalzen ſein ſoll." Endlich kam der Arzt, er ſtürzte ihm entgegen, faßte ihn an beiden Händen und ſprach: „Nun lieber Herr Doktor, was macht meine gute Frau? Trinken wir eine Flaſche Madera?" Der Doktor zuckte bedeutend die Achſeln. — „Man kann noch nichts ſagen, wertheſter Herr Graf. Man muß der Natur Zeit laſſen ſich zu entwickeln. Ich habe eine Kleinigkeit verſchrieben, zum Verſuch blos." — „Aber was fehlt ihr denn eigentlich?" — „Es iſt eine unausgebildete Gicht, die man zu befördern ſuchen muß."— „Gicht! Doktor. Meine Frau iſt erſt drei und zwanzig Jahre alt, ſo jung und ſchon die Gicht! Ich habe ſie oft gewarnt, das kommt von den weiten Fußreiſen, von dem tagelangen Reiten." — „Im Gegentheil, Herr Graf, mehrere und ſtärkere Bewegung wäre der gnädigen Gräfin zuträglich. Die frühzeitige Gicht findet ſich jetzt häufig bei jungen Damen von Stande; das kommt vom übermäßigen Zuckerwaſſer-Trinken." — Graf Opodeldoc ließ ſich das geſagt ſein; er war ein kenntnißvoller Pferdearzt, aber von der Menſchheit in ihrem geſunden und kranken Zuſtande

Digitized by Google

wußte er nicht viel. Nachdem der Arzt fort war, ging der verdrießliche Ehemann in das Zimmer ſeiner Frau, ergriff beide dort ſtehende vollgefüllte Zuckerdoſen, und ſchüttete ihren Inhalt zum Fenſter hinaus. Alles Hof-Geflügel kam herbei geflattert, und ſchlich langſam und verdrießlich wieder fort, als ſich nichts zu picken vorfand.

Vier Wochen lang wechſelte die ſchöne Gräfin Opodeldoc zwiſchen Wohlbefinden und Uebelbefinden mit vieler Kunſt und Ueberlegung ab. Der Arzt kam, der Arzt ging, die Krankheit blieb. Endlich ſchien die Arznei anzuſchlagen — ſie mochte wohl ſympathetiſch gewirkt haben, denn Sophie, das Kammermädchen, pflegte ihre Privatnelken damit zu begießen. Schon ſeit acht Tagen war keine Klage gekommen aus dem Munde der Gräfin. Terpſichore hatte dieſe glückliche Verabredung mit Hygieia getroffen; denn am neunten Tage ſchickte die Baroneſſe Haberſack Einladung zu einem Balle, auf dem ſie vor ihrer Abreiſe ins Bad alle ihre Freunde vereinigt ſehen wollte. Die Gräfin ſchmückte ſich aufs Herrlichſte, ſie war ſchön wie — ein Engel. (Warum iſt die chriſtliche Mythologie ſo arm an guten Bildern?) Sophie, das Kammermädchen, ſtand, wie Pygmalion vor ſeinem Marmorbilde, mit Liebesblicken vor dem Kunſtwerk ihrer Hände, und flehte die Götter, ſie möchten die Gräfin beleben, und in einen Mann verwandeln. Der Graf ſelbſt zeigte ſtarke Spuren innern Wohlgefallens beim Anblicke ſeiner Gemahlin; denn die Hoffnung, daß ſeine hagere Schwägerin auf dem Balle etwas berſten würde vor Neid, hatte ſein äſthetiſches Gefühl ungemein geſchärft. Er nannte die Gräfin einmal über das Andere: Mein Mäuschen! Endlich bot er ihr den Arm, ſie hinab an den Wagen zu führen. Auf der Mitte der Treppe — o unvergleichliche That menſchlicher Seelenſtärke, einzig in der Weltgeſchichte! o glorreichſte Heldin des weiblichen Plutarchs! — mitten auf der Treppe, von Roſen umduftet, von Seide umwallt, von Gold und Perlen umglänzt, von Kunſt und Natur bis zum Blenden umſchimmert, auf dem Wege zum Tanze, auf dem Wege zu tauſend ſüßen Triumphen . . . ſtieß die Gräfin Opodeldoc einen durchdringenden Schrei aus, und wollte zuſammenſinken. Der Graf ſtützte ſie und fragt: „Was haſt du, mein Mäuschen? Die Gräfin konnte vor Schmerz nicht antworten.

Digitized by Google

Man mußte ſie die Treppe wieder hinauftragen. Sie legte ſich zu Bette. Sophie, ob ſie zwar als Kammermädchen hinter den Kuliſſen ſtand, ward doch überraſcht von dem Staatsſtreiche ihrer Gebieterin, deſſen Geheimniß ſie nicht wußte, da die Gräfin, wie jede Frau, ein Allerheiligſtes hatte, in das auch die Prieſterin Sophie nicht treten durfte, ſondern nur ſie ſelbſt als hohe Prieſterin. Der kranke Fuß wurde bis zur Ankunft des Arztes ohne Erfolg mit Hausmitteln behandelt. Der Doktor kam und hatte mit der Gräfin eine lange geheime Unterredung. Vor dem Weggehen begab er ſich zum Grafen und ſagte mit feierlicher Stimme: „Herr Graf, ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu rathen, daß Sie einen andern Arzt kommen laſſen.“ — „Noch einen? rief der Graf. Ein Kongreß! Steht es ſo ſchlimm mit meiner Frau? Iſt eine gefährliche Revolution in ihr vorgegangen?“ — „Nein, wertheſter Herr Graf, ſo ſchlimm iſt es nicht; aber die gnädige Gräfin ſcheinen kein Zutrauen in mich zu ſetzen, und wollen meinen Rath nicht befolgen. Ich habe Ihrer Gemahlin eine Badekur verordnet, aber ſie will nichts davon hören. Sie ſagt, das Geräuſch der Badeorte ſei ihr verhaßt, und ſie hat mir verboten, mit Ihnen, Herr Graf, davon zu ſprechen. Aber meine Pflicht . . .“ — „Herr Doktor, ich liebe die Badeorte auch nicht; können Sie meine Frau nicht auf anderm Wege heilen?“ — „Wertheſter Herr Graf, wir können nicht zaubern, wir Aerzte. Der Arzt und die kranke Natur ſind der Blinde und der Lahme; die Natur z e i g t uns den Weg, den wir ſie t r a g e n ſollen. Um einen Kranken zu heilen, müſſen wir in ihm den geſunden Punkt, den Punkt des Archimedes auffinden, wo wir den Hebel anſetzen. Die Gicht iſt eine Krankheit, die ſich aufs Hartnäckigſte vertheidigt, ſie iſt mit Gewalt gar nicht einzunehmen, weswegen ſie auch im Converſations-Lexikon unmittelbar auf Gibraltar folgt. . . .“ Der Doktor ſprach noch länger als eine Viertelſtunde gelehrt und unverſtändlich, um der Gräfin Zeit zu laſſen, ihre Rolle zu rekapituliren. — „Sie werden meiner Frau Wiesbaden verordnet haben?“ — „Nein, Herr Graf, das Waſſer iſt zu ſtark.“ — „Oder Ems? Nicht wahr, Doktor, Ems, das hilft.“ — „Trauen Sie ihm nicht, Herr Graf, das Waſſer allein thut's dort nicht; die Nachtluft — die Nachtluft iſt dort ſchäd-

Digitized by Google

lich.“ — „Welches Bad rathen Sie denn?“ — „Das zweckmäßigſte wäre Barrège in den Pyrenäen.“ — „Träumen Sie, Herr Doktor? Wollen Sie meine Frau der Armée de foi zuführen? Soll uns der Trappiſt attrapiren?“ — „Freilich, Herr Graf, Barrège hat ſeine Bedenklichkeit. Das Waſſer von Montmorency bei Paris iſt ungefähr von gleicher Beſchaffenheit.“ — „Herr Doktor, wenn unſer Einer nach Paris reiſt, ſo koſtet das gleich ungeheures Geld. Muß es denn ſein? Thut es kein anderes Bad? Haben Sie Erfahrungen, ob es hilft?“ — „Schon Hippokrates, in ſeinem Buche von den Winden, rühmt das Bad von Montmorency. Aber, Herr Graf, ich fürchte, Ihre Frau Gemahlin iſt nicht zu bewegen.“ — „Das wird ſich finden; wenn ich will, muß ſie wollen; ich bin Herr, Herr Doktor.“

Graf Opodeldoc brauchte länger, als vierzehn Tage, ſeine Gemahlin für die Schwefelbäder von Montmorency zu gewinnen. Endlich willigte ſie ein. „Ich will deiner liebevollen Beſorgniß dies Opfer bringen,“ ſprach ſie mit matter Stimme. Sie ward täglich ſchwächer und verließ das Bett nicht mehr. „Liebes Kind“ — ſagte der Graf eines Morgens — „ich reite in die Stadt, ich will dir die Putzmacherin herausſchicken, du wirſt für die Reiſe noch Allerlei bedürfen.“ — „Nein, guter Mann, erwiederte die Gräfin, „das Nöthigſte habe ich, und ein Leichentuch finde ich überall. Ich fühle, wie ſich Alles in mir auflöſt, bald ſchließt mich der Tod in ſeine kalten Arme.“ — „Kinderpoſſen! Du wirſt in Paris wieder aufleben; dann brauchſt du Flitter genug, und dort iſt Alles doppelt theuer.“ — „O mein Gatte, wozu noch Tand und Flitter? Laß mich den Blick abwenden von allem Irdiſchen, laß mich gegen den Himmel meine Gedanken richten!“ — „Wie du willſt!“ — brummte der Graf. — Die Vorbereitungen zur Reiſe waren getroffen, das Gold ward unter Seufzen eingerollt. — Der Graf liebte die Napoleons ſehr, doch, als guter Deutſcher, nur im Pluriel. Die Gräfin wurde in den Wagen gehoben. Schon am zweiten Tage fühlte ſie ſich geſtärkt, und in Strasburg vermochte ſie mit Leichtigkeit den Münſter hinaufzuſteigen. Oben auf der Plat-Form ſagte der Graf: „Mäuschen, du blühſt ja wieder wie eine Roſe.“ Die Gräfin er-

Digitized by Google

ſchrack, bedachte, wie wenig entfernt ſie noch von der Heimath wären, und blickte in die untergehende Sonne, um ihre Wangenröthe hinter dem Widerſchein der Abendgluth zu verſtecken. Als ſie an der Barrière St. Martin an das Thor gelangten, durch das man, von Deutſchland kommend, in Paris einfährt, wollte der Poſtillion, wie es ihm auf der Station geheißen, rechts ab gleich nach Montmorency fahren, wo das Quartier voraus beſtellt war. Aber die Gräfin befand ſich plötzlich ſo übel, daß man ſich entſchließen mußte, über Nacht in Paris zu bleiben. Der am andern Morgen herbeigeholte Arzt erklärte die Krankheit für ein fièbre non maligne, und gebot, das Zimmer zu hüten. Der Graf ging aus, Adreſſen abzugeben, machte Beſuche, empfing Beſuche, nach einigen Tagen war die Gräfin hergeſtellt, und ward von ihrem Manne in den Strudel von Paris hineingeführt. Die deutſche unlegitime Garderobe wurde in der Vivienne-Straße reſtaurirt. Der Graf ſelbſt fing an ſich in Paris zu gefallen. Er hatte einen wackern Colonel auf halbem Solde kennen gelernt, der wie er ein leidenſchaftlicher Jäger war, und der ihm Gelegenheit verſchaffte, ſeine Luſt zu befriedigen. Die Gräfin aber hatte vom erſten Augenblicke an eine unüberwindliche Abneigung gegen den Colonel gefaßt, und da ſie ihren Widerwillen nicht verbarg, führte dieſes zu häufigen Zwiſtigkeiten mit ihrem Manne. „Er iſt ein wilder Menſch!“ ſagte die Gräfin oft. — „Wir gedienten Leute ſind nicht anders!“ erwiederte jedesmal der Graf. Wochen, Monate gingen vorüber, der Herbſt nahte heran, die Rückreiſe konnte nicht länger verſchoben werden. Der Wagen war angeſpannt, der Colonel umarmte ſeinen Freund. “Adieu mon ange!” ſagte er zu Sophie, ihr die Wangen ſtreichelnd; aber vergebens ſuchte er unter Scherzen ſeine Rührung zu verbergen, Thränen entſtürzten ſeinen Augen. Er faßte die Hand der Gräfin, ſie zu küſſen, dieſe zog ſie zurück und ließ ihren Schleier fallen. Als ſie im Wagen ſaßen, ſagte der Graf: „Du haſt dich aber auch gar zu unartig gegen den Colonel benommen! Er iſt ein herrlicher Mann, ein ächt deutſches Herz.“ . . . Während auf der erſten Station hinter Paris die Pferde gewechſelt wurden, ſchlug ſich der Graf plötzlich vor die Stirn und rief: „N e i n v e r g e ſ ſ e n!“ Mit freudigem Schreck frug die Gattin haſtig:

Digitized by Google

„Deine Brieftaſche? Ich habe ſie auf dem Kamin geſehen. Laß uns ſchnell zurückfahren, ich fürchte, ich habe auch manches dort vergeſſen: wenn wir nicht eilen, iſt Alles hin." — „Die Brieftaſche habe ich" — erwiederte der Graf — „ich meine, wir haben ja ganz vergeſſen uns in Montmorency umzuſehen." — „Ueber's Jahr!" liſpelte die Gräfin mit einem leiſem Seufzer, und warf einen feuchten Blick auf den Dom der Invaliden zurück, deſſen goldene Kuppel in der Abendſonne leuchtete

Graf Opodeldoc lebte wieder im alten Gleiſe auf ſeinen Gütern. Die Nachbarinnen waren der Reihe nach gekommen, die Pariſer Hüte zu bewundern, welche die Gräfin mitgebracht. Dieſe hatte ſich müde erzählt von den Wunderwerken der herrlichen Stadt — wenn es für Männer angenehm iſt, in Paris zu ſein, iſt es für Frauen noch angenehmer, dort geweſen zu ſein und davon zu berichten. Die Herbſtwinde raſchelten, die Blätter fielen. Es kam der erſte November, des Grafen fünfzigſter Geburtstag. Der Graf ſchlief an dieſem Tage, wie gewöhnlich, länger als gewöhnlich, um zu allen Vorbereitungen zu ſeiner Ueberraſchung Zeit zu laſſen. Er ging hinab in den Saal, und wünſchte ſeiner Gemahlin mit erkünſtelter Gleichgültigkeit und Kälte einen ſchönen guten Morgen. Bei ſeinem Eintreten ſagte die Gräfin zu ihrem Kammermädchen: „Geh', Sophie!" indem ſie ihr einen ſanften Schlag gab. Sophie hatte eine ganze Spitzbubenherberge, voll Schelmerei auf ihrem Geſichte, und ſchlüpfte lachend hinaus. „Väterchen! ſprach die Gräfin mit entzückender Holdſeligkeit — der Graf kam näher — Väterchen! — der Graf ſtand vor ihr — Petit Papa!" — Sie ergriff ſeine Hand, drückte ſie feſt und zärtlich, er zog ſie zurück, ſie lächelte, er erröthete. —

— Das macht' ſich ſo!

XX. Die Vendome-Säule.

Man muß ſehr lachen, wenn man der drolligen Verlegenheit einiger franzöſiſchen Schriftſteller begegnet, welche Beſchreibungen von

Digitized by Google

Paris zum Gebrauche der Fremden verfaßt haben. Viele Bauwerke, in neuerer Zeit entſtanden, erregen und verdienen die Bewunderung aller; aber wie davon ſprechen? Napoleon hat ſie geſchaffen. Um dieſer ſtechenden Wahrheit auszuweichen, ſieht man jene armen Herren ſich wie Raupen krümmen. Sie reden in mancherlei Windungen, und ſtellen für ſchreibende Höflinge die ſchönſten Styl-Muſter auf. Sie ſagen: alle Bauwerke der kaiſerlichen Regierung wären ſchon unter Ludwig XIV. beſchloſſen worden; Ludwig XV. habe wohl daran gedacht, die Entwürfe ſeines Vorgängers auszuführen, habe aber, um das dazu nöthige Geld zu holen, die benachbarten Staaten nicht erobern wollen; Ludwig XVI. ſei auf Gleiches bedacht geweſen, habe es aber unterlaſſen, um ſeine Unterthanen nicht mit Abgaben zu beſchweren. Dann ſagen ſie: Napoleon habe nur aus Eitelkeit viel bauen laſſen. Dann, um die Schnelle, mit welcher unter ihm ſo viele und große Werke entſtanden, der Bewunderung zu entziehen, ſagen ſie: Buonaparte habe zu Pferde der Unſterblichkeit zueilen wollen. Ferner: er habe wohl begriffen, daß ihm jene Kunſtwerke größern Nachruhm bringen würden, als ſeine verheerenden Schlachten. Ferner: es habe ihm geahnet, daß es mit ſeiner Herrlichkeit nicht lange dauern würde, und darum habe er ſich beeilt, ein gefälliges Andenken zurückzulaſſen. Endlich, weil ſie fürchten, noch nicht genug geſchmeichelt, Napoleon noch nicht genug geläſtert zu haben, ſagen ſie: er habe die Baukunſt nicht geſchätzt, die Baukünſtler nicht aufgemuntert, nicht belohnt, ſie vielmehr gehaßt, weil ihn, da er noch Lieutenant geweſen, ein Architekt wegen einer Schuld bei dem Friedensrichter verklagt hatte. Wenn dieſes wahr iſt, muß man ſich wundern, daß Napoleon nicht auch die Ammen und Kindermädchen verfolgt, weil ihm, als er noch Kind war, höchſt wahrſcheinlich eine dieſer Perſonen irgend ein Pätſchchen gegeben. Bei Gelegenheit der Vendome-Säule ſagen jene immergrünen Schmeichler: Napoleon hat die Säule jener des Trajans zu Rom ſklaviſch nachbilden laſſen, weil er dem Künſtler nicht vergönnen mochte, eigenem Schöpfungsgeiſte zu folgen. Daß er ein Taugenichts war, wiſſen wir auswendig genug, aber mit der Vendome-Säule hat er Recht gehabt. Die Künſtler unſerer Tage haben nur gelernt, den Reichen und Mäch-

Digitized by Google

tigen zu gefallen. Ein Bildchen, zwiſchen hölzernen Stäben eingeſperrt, in der warmen Stube aufgehängt, von Gardinen gegen die Sonne, von Schloß und Riegel gegen freie Unterſuchung geſchützt — das iſt ihr höchſtes Thun. Aber ein Bauwerk unter freiem Himmel, auf den Markt des freien Urtheils hinzuſtellen, Allen verſtändlich, Allen gefällig, und das groß in die großen Augen des Volks einzieht — das vermögen ſie nicht. Aber die alten Römer vermochten es, und darum war es wohl gethan, eines ihrer Werke nachzuahmen. Die Vendome-Säule iſt das ſchönſte unter allen Bauwerken Napoleons; unter ſolchen nämlich, die eine *ſittliche Vorſtellung* ausdrücken. Denn was die Gebäude betrifft, die dem Vortheile des thieriſchen Menſchen gewidmet ſind: Märkte, Wein-, Getreide-Hallen, Schlachthäuſer, die der franzöſiſche Kaiſer aufführen ließ, ſo muß man geſtehen, daß die alte Welt nichts Aehnliches vorzuzeigen hatte.

Die Säule auf dem Platze Vendome ſoll, wie bekannt, die Siege der Franzoſen im Jahre 1805 verherrlichen. Sie iſt rundum bis zu ihrer Spitze mit Bildwerken halb erhabener Arbeiten bedeckt, wozu zwölfhundert eroberte Kanonen das Metall gegeben. Ein ſchönerer Bauſtoff, als den der türkiſche Kaiſer zu verwenden gedenkt, welcher, wie eine deutſche Zeitung ſchmunzelnd erzählt hat, bei ſeinem Barte geſchworen, in Griechenland eine Moſchee von Chriſtenſchädeln aufrichten zu laſſen! Die Spitze der Säule krönt eine Kuppel, auf welcher bis zur Rückkehr der Bourbonen die Statue Napoleon's ſtand. Sie war, wie ihr Urbild, ſo feſt auf den Beinen, daß man ſie *abſägen* mußte. Aus dem Leibe des Helden wurde ſpäter das Pferd gegoſſen, worauf Heinrich IV. auf Pont-Neuf ſitzt. Eine finſtere Treppe führt zur Gallerie, welche die Kuppel der Säule umgibt. Mit einer Laterne in der Hand ſteigt man den ängſtlichen Weg hinauf, der ſo eng iſt, daß man den Herabkommenden zurufen muß, oben zu warten, denn zwei ſich begegnende können ſich nicht ausweichen. So ſind die Wege des Ruhms! Von der Höhe der Säule hat ein Held der alten Garde ſich vor einigen Jahren herabgeſtürzt. Beargwohnt von der Schwäche, geneckt, verfolgt, ward ihm das Leben zur Laſt. In fünfzig Schlachten war er den Lanzen und Schwertern des Feindes kühn entgegen getreten — vor den Nadel-

Digitized by Google

ſtichen der Polizei nahm er feige die Flucht. Von dieſer Säule des Ruhms ſchaut man auf das heutige Paris hinab — ein Anblick, der einem Deutſchen wohlthun würde, wenn es die Binſe größer und ſtärker machte, daß der Sturm die Eiche niederwarf. Auch haben ſie, um der Weltgeſchichte Höflichkeit zu lehren, die Inſchrift vertilgt, die am Fuße der Säule der Beſtimmung ausdrückte. Die Inſchrift war in lateiniſcher Sprache und die Wenigſten hatten ſie verſtanden: die leere Tafel kann jetzt jeder dumme Bauer leſen.

XXI. Gretry's Herz.

Deutſche Advokaten, Notare, Gerichtspräſidenten und Räthe, Gerichts-Sekretäre und Pedellen haben ſchon manche Verſiegelung mit Vergnügen vorgenommen; aber die eines bürgerlichen todten Herzens iſt ihnen ſicherlich noch nicht vorgekommen. Sie überlaſſen mit Recht dergleichen romantiſche Streiche der Jugend und den deutſchen Calderonen. Ich aber habe eine ſolche Verſiegelung mit angeſehen und ſie hat mich gerührt. Die Eremitage in der Nähe von Paris, früher von Rouſſeau bewohnt, (ihm war die ganze Welt eine), kam ſpäter in den Beſitz des berühmten Tondichter's Gretry. Er lebte viele Jahre und ſtarb daſelbſt. Im Garten liegt ſein Herz unter einer geſtutzten Marmorſäule begraben, die ſeine Büſte trägt und die Inſchrift: Grétry! ton génie est partout, mais ton coeur n'est qu'ici. Das mais iſt ſehr ſchaafig; die Franzoſen können keine Grabſchrift machen; ſie verſtehen das Leben, aber nicht den Tod, und jenes nur, ſo viel man es ohne dieſen begreifen kann. Am 17. Mai kamen Abends drei Gerichtsperſonen aus Paris, mit ſchweren Akten unter den Armen und traten mit amtlichen Schritten und Mienen in den Garten der Eremitage. Es dämmerte ſchon — und es war eine ſüße Mai-Dämmerung — aber weder dieſes noch der Geſang der nahe niſtenden Philomele, konnte die Prieſter der nachtwandeln-

Digitized by Google

den Themis irre machen. Sie zogen juriſtiſche Bänder aus der Taſche, umſchlangen damit Gretry's Grabſäule, knüpften ſie an das umherlaufende Geländer feſt, träufelten grünes Wachs auf die erforderlichen Stellen und ſiegelten gehörig. Es war dies der letzte Akt eines romantiſchen Prozeß-Drama's von dem ich nur eine leichte Federzeichnung zu geben brauche; denn, erzähle ich juriſtiſchen Leſern daß ſich die Prozeßkoſten auf zehn tauſend Franken belaufen, ſo wird das ihrer Einbildungskraft Farben genug miſchen, daß ſie ſich meine Zeichnung ſelbſt werden ausmalen können.

Gretry ſtarb am 24. September 1813 in der Eremitage, und wurde, ſeiner teſtamentariſchen Verfügung gemäß, in Paris auf dem Kirchhofe des Père Lachaiſe begraben. Vor deſſen Beerdigung machte Herr Flammand, der Gemahl einer Nichte Gretry's, als Familienhaupt, Traueranführer und Mann von Gefühl, den Antrag, man ſollte das Herz des Verſtorbenen herausnehmen und einbalſamiren, aber einige Glieder der Familie widerſetzten ſich dem. Die Leiche wurde in ein vorläufiges Grab geſenkt, bis das Gewölbe, das ſie aufnehmen ſollte, vollendet ſein werde. Nach zwei Monaten, als dieſes Gewölbe fertig war, wurde Gretry's Leiche wieder ausgegraben. Dieſen Umſtand benutzte Herr Flammand und ließ das Herz im Geheim, damit es die übrigen Glieder der Familie nicht erfahren, jedoch mit Bewilligung der Polizei, herausnehmen, einbalſamiren und in eine zinnerne Büchſe legen, die er in Verwahrung nahm. Darauf ſchrieb er der Stadt Lüttich, Gretry habe bei ſeinem Leben den Wunſch geäußert, daß ſein Herz in ſeinem Geburtsorte ruhen möchte, und dieſes Wunſches gedenkend ſei er bereit, das Herz auszuliefern. Der Maire jener Stadt ſchrieb zurück: Er nehme das Geſchenk an, und man ſolle es ihm durch den nächſten Poſtwagen ſchicken. Er ſoll auch hinzugefügt haben, er erwarte das Herz portofrei; indeſſen wird dieſes komiſchen ökonomiſchen Verhältniſſes in den Prozeßakten nicht gedacht. Der Lütticher Maire glich in dieſem Verfahren den edelſten der alten Römer, die dem Dienſte des Vaterlandes jede Empfindung aufopfern. Aber das heiße Gefühl des Herrn Flammand ziſchte auf und dampfte, als der kalte, proſaiſche, kanzleiſtiliſtiſche Brief ſich darüber hergoß; er beantwortete ihn nicht

Digitized by Google

und behielt das Herz. Noch andere eingetretene Umſtände hatten ſeinen früheren Entſchluß abgeändert. Erſtens hatte er unterdeſſen die Eremitage an ſich gekauft, zu welcher Erwerbung früher keine Hoffnung war: das war alſo der angemeſſenſte Platz für Gretry's Herz. Zweitens war Lüttich von Frankreich abgeriſſen worden und an das Königreich der Niederlande gekommen. Herr Flammand dachte mit Recht, der Pariſer Friede ſei hart genug, und er wolle nicht la France auch noch des koſtbaren Ueberreſtes eines ſeiner großen Männer berauben. Er ließ alſo im Garten der Eremitage ein Denkmal ſetzen, worunter das Herz gelegt werden ſollte. Ehe dieſes ausgeführt werden konnte, kamen die verbündeten Heere zum zweiten Male nach Paris und breiteten ſich in der Umgegend aus. Herr Flammand flüchtete ſich und ſein Herz vom flachen offenen Lande in die ſichere Stadt, wo das Palais-Royal auch Baſchkiren zähmt. Da wurde ihm nach einiger Zeit gemeldet, die deutſchen Truppen, die in der Gegend von Montmorency lagerten, hätten die Eremitage, aus Ehrfurcht vor dem Genius eines großen Mannes mit Schonung behandelt, und gegen jede Zerſtörung bewacht und geſchützt. Er eilte froh mit ſeinem Herzen hinaus, und traf zwei junge preußiſche Offiziere knieend vor Gretry's Grabmal liegen. So erzählt er; ich glaub es aber nicht. Eher haben wohl jene edlen Jünglinge vor Rouſſeau's Denkmal gekniet, das ſich, von der Epinai eitelen Sorgfalt aufgeſtellt, im nämlichen Garten befindet. Endlich am 15. Juli 1816 wurde Gretry's Herz mit großen Feierlichkeiten in der Eremitage beigeſetzt.

Die Stadt Lüttich ſchien ihre alten Anſprüche aufgegeben zu haben und ließ ſich mehrere Jahre nicht weiter vernehmen. Erſt im Jahre 1820 brachte ſie die Sache wieder in Anregung und forderte von Herrn Flammand das Herz. Dieſer beantwortete den Brief nicht. Darauf ſchlug der Bürgermeiſter von Lüttich einen ſchlaueren Weg ein. Er beauftragte nämlich eine Demoiſelle Keppen, Modehändlerin, die in eigenen Geſchäften von Lüttich nach Paris reiſte, dem Herrn Flammand auf dieſe oder jene Weiſe ſein Herz zu entreißen. Demoiſelle Keppen, in ſolchen Eroberungen geübt, übernahm gern den Auftrag. Aber die zuverſichtliche Modehändlerin

verkannte den Geiſt der Zeit, ob ſie zwar die Zeit, als ihre Waare, genau kennen ſollte. Sie bedachte nicht, daß Herr Flammand über die Jahre der Jugend hinaus ſei, und als ſie nun mit ihren Abſichten und Reizen vorrückte, wurde ſie zurückgeſchlagen. Da nahm ſie zu den alten beliebten Intriguen ihre Zuflucht, und war dabei glücklicher. Es gelang ihr nämlich, die Gretry'ſche Familie zu entzweien, und ſie wußte ſich von einigen Gliedern dieſer Familie die ſchriftliche Erklärung zu verſchaffen, daß es ihr Wunſch und Wille ſei, daß Gretry's Herz nach Lüttich geſchickt werde. Darauf verklagte die Stadt Lüttich den Herrn Flammand bei den franzöſiſchen Gerichten, und verlor den Prozeß in der erſten Inſtanz. Sie appellirte und gewann ihn definitiv. Zwar hat ſich jetzt Herr Flammand an das Caſſationsgericht gewandt, doch iſt zu einem veränderten Urtheile keine Hoffnung, die Form iſt gegen ihn, und die Seele des Rechtes folgt, wie jede, ihrem Körper nach — welches freilich traurig genug iſt.

Glücklich diejenigen, deren Herz erſt nach dem Tode beunruhigt wird, gleich dem des guten Gretry! Dieſes hatte vor zehn Jahren aufgehört zu ſchlagen; zwei Monate lag es in Paris begraben, in ſeinem Körper; dann wurde der Körper, und ihm das Herz herausgezogen; dann machte es einige Jahre oft den Weg von Paris nach Montmorency und zurück, und jetzt, nachdem es ſieben Jahre in der Eremitage gelegen, muß es ſeine Ruheſtätte verlaſſen, um nach den Niederlanden zu wandern. Was geſchieht aber mit der Grabſäule im Garten? Sie kann bleiben, und man hat nur die Worte: Ton coeur n'est qu'ici, in die: Ton coeur ne *fut* qu'ici, umzuwandeln. Es wäre dieſes nicht das erſte Beiſpiel einer conjugirten Grabſchrift welche Art zu conjugiren etwas Angenehmes hat, weil ſie Leben in den Tod bringt. Auf Rouſſeau's Grabmal in Ermenonville ſtanden die Worte: Ici repose l'homme de la nature et de la vérité; nachdem aber während der franzöſiſchen Revolution Rouſſeau's Gebeine nach Paris gebracht worden, änderte man in jener Inſchrift das Wort *repose* in *reposa*. Herr Flammand iſt übrigens Willens, Gretry's Grabſchrift in der zweiten Auflage nicht blos zu verbeſſern, ſondern auch zu vermehren und dabei einige Ironie gegen die franzöſiſchen Richter anzuwenden, welche la France des Herzens beraubt

Digitized by Google

hatten. Gute deutſche Lapidar-Styliſten werden erſucht, mir darüber ihre äſthetiſchen Vorſchläge zu machen, da ich nicht ohne Einfluß auf die Sache bin.

XXII. Die Anſchlagzettel.

Wenn man in Paris Langeweile hat und kein Geld (doch trifft das Eine ſeltener ein als das Andere,) kann man ſich die Langeweile auch ohne Geld vertreiben. Zu den vielen dazu dienlichen öffentlichen Unterhaltungen gehören auch die Anſchlagzettel, die man ganz unentgeltlich, zwar nicht benutzen, doch leſen kann. Paris hat, wie jede deutſche Stadt, ſeine Intelligenz-Blätter, petites affiches genannt; ich habe aber in einer großen Sammlung derſelben nichts Merkwürdiges weiter gefunden, als ein proteſtantiſches Dienſtmädchen, das als Köchin in ein Haus zu kommen ſucht, wo ſie „ihrer Religion obliegen könne.“ Es iſt leicht zu erklären, warum die feineren Spitzbübereien und Bedürfniſſe in dieſen petites affiches nicht angeboten werden. Erſtens, weil ſie von Fremden und höheren Ständen wenig geleſen werden, und zweitens, weil ſie den Anzeigenden nicht Platz genug gewähren, ſich gehörig auszuſprechen. Die Pariſer loben ihre Waaren und andere Kunſterzeugniſſe niemals im Lapidar-Styl und wenn ſie, weil ihnen etwas gelungen, ſich ſelbſt loben, ſagen ſie nicht wie Cäſar: „Ich kam, ſah und ſiegte!“ — ſie ſind zu beſcheiden, ſondern ſie gebrauchen viele und große Worte und erzählen ihre Feldzüge umſtändlich. Die Anſchlagzettel ſind ihre Commentarien. Man findet dieſe an hundert Häuſern und Mauern, die ihnen als Sammelplätze dienen. Hier ſind aber keine Narrenhände, welche die Wände beklebt, ſondern ſehr kluge Leute. Sie wiſſen nämlich, mit wem ſie es zu thun haben — mit Franzoſen, die mit ihren Augen nicht blos ſehen, ſondern auch hören, riechen, fühlen und ſchmecken. Darum ſind die Zettel von ungeheurer Größe. Man könnte auf manche derſelben ein ganzes Quartal des Berliner Frei-

müthigen abdrucken, man brauchte blos die Sperre der Original-Ausgabe aufzuheben. Auch bedienen ſie ſich ſeit einiger Zeit der großen engliſchen Buchſtaben von durchbrochener Arbeit, an welchen die weißen leeren Stellen in den ſchwarzen Balken als egyptiſche Hieroglyphen räthſelhaft erſcheinen. Ich will einige gute Muſter von dieſen Anſchlagzetteln zur Kenntniß des wißbegierigen Leſers bringen und dabei den Text mit den nöthigen moraliſchen Anmerkungen begleiten.

Die erſte Ankündigung, die ich las, fiel mir darum auf, weil ſie nur auf einem Folioblatte gedruckt war; ſie leuchtete durch ihre Beſcheidenheit hervor. Sie bietet Schreibluſtigen Plumes sans fin an, d. h. unendliche Federn, Federn die unaufhörlich ſchreiben — eine in Deutſchland längſt bekannte Erfindung. Schriftſteller, die ſich ihrer bedienen, brauchen nur dafür zu ſorgen, daß ihnen die Gedanken zufließen; denn was die Dinte betrifft, ſo fließt dieſe aus einem kleinen hohlen Gefäße von Metall, das der Feder angeſchraubt wird, unaufhörlich von ſelbſt zu. So oft die Feder trocken geworden iſt, giebt ihr der Schreibfinger einen leichten Druck, und dann rollt ſich ein Tropfen Dinte in die Spalte hinab und erfriſcht ſie

Neben dieſem Zettel breitet ſich ein anderer aus, der zwei Ellen feine holländiſche Leinwand lang iſt. Die Buchſtaben wechſeln in allen Farben des Regenbogens ab, die ſchwarze ungerechnet. Oben ſtehen die Worte, und zwar flammenfarbig, wie es ihr mordbrenneriſcher Sinn erfordert: A bas les perruques! In manchem Schweizer- und deutſchen Ländchen würde das als ein Aufruf zur Empörung gegen die Behörden angeſehen werden; hier aber durfte man ſo etwas ſogar unter Aufſicht der Polizei drucken laſſen! Doch ſcheint es, daß ſich die Pariſer Polizei auch ſpäter eines Beſſern beſonnen hat; denn in einer zweiten Auflage des nämlichen Zettels heißt es nicht mehr: A bas les perruques! ſondern zwar ironiſcher, aber minder ſtaatsgefährlich: Adieu les perruques! Der Perrücken-Tödter macht bekannt: “Enfin malgré l’envie, l’eau merveilleuse de Mr. Brescon triomphe. Le plus incrédule est maintenant convaincu, que cette eau fait croitre les cheveaux sur les têtes le plus chauves, les conserve et les empêche de blanchir.” O du

Digitized by Google

Haarkräusler, was haſt du gethan! Du haſt die weißen Haare zerſtört, die Schneedecke des Lebens weggezogen — woran ſoll man künftig Jünglinge von Greiſen unterſcheiden? Wo ſoll man Weisheit, wo Schönheit und Stärke ſuchen! Was ſoll Mädchen und Fürſten in ihrer Wahl leiten? Das hätteſt du alles wohl bedenken ſollen, Harrkräusler! — Dieſem Zettel ſchließt ſich verwandtſchaftlich folgender an: "Madame Saint-Ginet et ses Demoiselles ont l'honneur de prévenir, qu'elles se chargent du teindre ou d'épiler les cheveux blancs, telle quantité qu'on en ait. Elles se transportent en ville, si les Dames le désirent." Der gefühlvolle Leſer wird ſchon von ſelbſt wiſſen, was er hierbei zu denken hat. —Nützlicher iſt die folgende Ankündigung von neuen Spar-Kochtöpfen, *Caléfacteurs* genannt. Es heißt von ihnen: "La cuisson commence par quelques centimes de combustible, *continue sans feu* et sans soins pendant six heures, au bout desquelles le liquide d'abord bouillant, ne s'est éloigné de l'ébullition que de quelques que de quelques dégrés." Eine ſchöne Erfindung! Jetzt kommt es nur noch darauf an, daß einer etwas zu kochen habe. Der unglückliche arme Teufel aber, welchem es daran fehlt, kann ſich zwar, vor wie nach, erhängen, erſchießen, vergiften; aber erſäufen kann er ſich nicht mehr in Paris. Das lehrt ein Zettel mit der Ueberſchrift: On ne peut plus se noyer! Eine neuerfundene Schwimm-Maſchine verhindert dieſes. Dieſe Maſchine wird größer oder kleiner verfertigt, je nach der körperlichen Größe der Perſon, die ſich ihrer bedient, ſo daß ſie immer den fünfundzwanzigſten Theil des Körpergewichts ſchwer iſt. Nach dieſem Verhältniß koſtet ſie 30 bis 180 Franken. Leichtes Volk erhält ſich alſo wohlfeil über dem Waſſer, wichtigen Leuten aber koſtet dieſes viel. Auf dem feſten Lande iſt es gerade ſo.

"*Gallerie métallique de la fidélité!*" Was heißt das? Es wird zur Subſcription auf eine Medaillen-Sammlung eingeladen, in der alle fidelen Franzoſen abgemünzt werden ſollen. Da werden ſie viel zu thun haben: die fidélité métallique iſt gar groß in Frankreich. Der Proſpektus führt zum Motto: "Le premier devoir de l'homme est la fidélité à son roi!" — wodurch auf eine feine Art zu verſtehen gegeben wird, daß die Schweizer, Amerikaner

Digitized by Google

und Frankfurter keine Menſchen ſind. — Bücheranzeigen. L'art de choisir une femme et d'être heureux avec elle." — koſtet 30 Sous. Aber "L'art de se faire aimer de son mari, à l'usage des Demoiselles à marier" — koſtet drei Franken, alſo das Doppelte Iſt das eheliche Glück der Männer weniger werth, als das der Weiber? Oder iſt die Kunſt, mit Männern glücklich zu ſein, eine ſchwerere Kunſt, die ſich der Lehrer theurer bezahlen läßt? Eins von beiden mag wohl der Fall ſein. — *Cravatiana*.... Das Uebrige kann ich nicht leſen, der Zettel hängt zu hoch. Wahrſcheinlich ein Lehrbuch über die Kunſt, das Halstuch zu knüpfen. Eine der wichtigſten der freien ſchönen Künſte! Die Sybilliniſchen Bücher der Pariſer Moden erzählen: Im grauen Alterthum, unter Buonaparte's Konſulat, wäre einſt ein ſchöner Jüngling drei Stunden vor dem Spiegel geſtanden, und habe verſucht, ſich das Halstuch maleriſch umzubinden; es ſei ihm aber nicht geglückt. Endlich habe er verzweiflungsvoll die Halsbinde umgeworfen, und mit Thränen der Wuth die Schleife gezogen. Doch im Zufall ſei ein Gott geweſen. Nie früher habe die langſame Kunſt ſo Herrliches zu Stande gebracht, als hier der raſche Geiſt der Natur, und acht Sommertage lang wäre die Schleife des ſchönen Jünglings Regel geblieben. — Verlorene Sachen. Jemand hat zwei Dinge verloren. Erſtens, einen dunkelgrünen Papagey — wer ihn zurückbringt, erhält 50 Franken zur Belohnung. Zweitens, das Miniaturportrait einer Frau, auf Elfenbein gemalt — dem ehrlichen Finder werden 10 Franken angeboten. Man erſieht daraus, daß der Eigenthümer verheirathet, und daß das Elfenbein theuer iſt in Paris.... Ein junger Menſch "au désespoir" hat 8000 Franken verloren — wer ſie zurückbringt, erhält 4000 Franken zur Belohnung. Mit großen Buchſtaben ſteht auf dem Zettel gedruckt: Appel à la conscience! Man hat aber wenige Beiſpiele daß dieſes Appellations-Gericht das Urtheil der erſten Inſtanz, welches entſchieden, der Finder ſolle das Geld behalten, reformirt habe. Gleich nebenbei iſt eine andere Bekanntmachung, die dem Finder von verlorenen 1500 Franken (in Banknoten) ganz naiv bemerkt: er brauche davon nur 1000 Franken dem Eigenthümer unter Couvert zuzuſchicken, die übrigen 500 Franken

Digitized by Google

aber könne er für ſich behalten. Es muß alſo in Paris doch nicht ganz an Beiſpielen von ehrlichen Leuten fehlen, denn ſonſt würde man die Druckkoſten zu ſolchen Anſchlagzetteln nicht verſchwenden. Mit dem Gelde, das junge Commis oft verloren zu haben erklären, hat es aber manchmal die Bewandtniß, daß ſie das Geld verſpielt. Erſt kürzlich wurde ein wohlgeſitteter junger Menſch von ſeinem Prinzipal mit 50,000 Franken ausgeſchickt. Zufällig führt ihn ſein Weg durch das Palais Royal. Der böſe Geiſt kommt über ihn, er ſpielt, verliert das Geld, und ſtürzt ſich in die Seine. Ueber eine Naivetät der franzöſiſchen Regierung konnte ich mich nicht genug wundern. Neulich erſchien die amtliche Statiſtik der Stadt Paris. Darin wird bemerkt: unter — ich weiß nicht mehr wie vielen hundert Selbſtmorden, die ſich im vorigen Jahre in Paris ereigneten, wären 223 Folgen der Spielſucht geweſen. Und das erzählen ſie ſelbſt! Als wenn die Spielſucht wie die Schwindſucht wäre, deren Tödtlichkeit man nicht verhüten könne! Sie ſagen zwar: öffentliche Spielhäuſer wären nothwendige Uebel in Paris; denn ohne ſie würde heimlich geſpielt werden, und dann könne die Polizei keine Aufſicht halten. Das ſind aber leere Ausflüchte! Die Polizei könnte ebenſo gut jedes geheime Spielhaus entdecken, als ſie Jeden, der ihr politiſch verdächtig geworden iſt, ausfindig macht, wenn ihr an dem Einen ſo viel gelegen wäre, als am Andern. Die Sache liegt daran: erſtens zieht die Polizei jährlich fünf Millionen Spielpacht, welches Geld ſie auf ihre eigenthümliche edle Art verwendet. Zweitens werden die Spielhäuſer als die Kloaken angeſehen, wo alles ſchlechte Volk zuſammenfließt, die alſo die Reinhaltung der Stadt erleichtern. Und drittens dienen die Spielhäuſer der Polizei als Sklavenmärkte, wo ſie ihre geheimen Agenten anwirbt und zuſammenkauft.

Da finde ich unter den Windbeuteln den Namen eines ehrlichen Deutſchen. Was will der? Er bietet ſeinen Unterricht in der deutſchen, engliſchen und italieniſchen Sprache an, die Stunde zu ſechs Franken. Den Schülern, welche nach Verlauf von einigen Monaten finden werden, daß ſie nichts bei ihm gelernt, will er ihr Geld zurückgeben. Deutſche Treue! — Madame Garnier ſteigt den nächſten

Digitized by Google

Sonntag in einem Luftballon auf. Man muß das Schauſpiel ſelbſt mit anſehen; am Zettel iſt nur das merkwürdig, daß die erſten Plätze 40 Franken die Perſon koſten. — Dort das Rieſenblatt mit einem großen Holzſchnitte am Kopfe? Es iſt ein Kapaun am Bratſpieß.... Nein, es iſt ein ungeheures Ochſenauge, von einem Meſſer durchſtochen, welches eine Staarnadel vorſtellen ſoll. Ein Médecin oculiste bietet ſeine Dienſte an. Gut, daß Blinde den Zettel nicht ſehen können; das Schwert im Auge würde ſie abſchrecken. Der Oculiſt bemerkt ſchlau: "Rien sans lui!" Er führt, mit Namen und Wohnungen, eine Liſte der Perſonen an, die er operirt; aber der Kürze wegen erwähnt er nur die geheilten, die andern nicht. Er handelt auch mit kleinen optiſchen Waaren, und gibt nicht blos die Gläſer, ſondern auch die Augen dazu her. Er hat eine "Collection considérable d'yeux artificiels humains, qui imitent parfaitement la nature." Wer ſie in Dutzenden kauft, erhält ſie wohlfeiler. Da der Oculiſt auch Thränenfiſteln heilt, ſo gehört ſeine Ankündigung in das Fach der romantiſchen Literatur. Er wohnt ſehr maleriſch in der Rue de la monnaie. — Ein Zettel in engliſcher Sprache lautet wie folgt: "Should the following lines be seen by the young Gentleman, who was drinking his coffee in the Palais Royal on Sunday the 20. July last, he is most earnestly requested, to come to the hôtel de Londres Nr. 15. Rue de Echiquier, where he will see that relation, who so much astonished him on passing by at the time. Paris, 4. Aug." Sehr räthſelhaft! Iſt es eine Männer- oder eine Weiberſtimme? Iſt es eine Herausforderung? Iſt es ein Sirenenlied? Iſt ein Engländer unglücklicher Weiſe ſeiner Frau begegnet, die ihm von Dovres nachgeſchifft, und iſt er ſchnell und erſchrocken an ihr vorbeigeſchifft? Doch, was es auch ſei, konnte eine gefundene Stricknadel dem Kotzebue Stoff zu einem Schauſpiele in fünf Akten geben, ſo iſt dieſe Anzeige mehr als genug, einen Roman in drei Bänden daraus zu machen. — Auch an Zetteln in italieniſcher Sprache fehlt es nicht: aber deutſche Ankündigungen habe ich noch nicht geſehen. Die einzige öffentliche deutſche Inſchrift, die mir in Paris vorgekommen, ſteht, in goldenen Buchſtaben, an der Glasthüre eines Kaffeehauſes, und lautet:

Deutſches Frühſtück. Wahrſcheinlich iſt dieſes Frühſtück aus den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 übrig geblieben. Worin es beſtehen mag, weiß ich nicht; vielleicht in Bierſuppe und im Allgemeinen Anzeiger.

XXIII. Die Septennalite.

„Sie ſtirbt daran.... Vielleicht beſſer ſo, daß ihre Leiden enden.... Wir brauchen eine von Erz.... Ihr werdet ſehen, es iſt ihr Salto mortale.... Er liebt die Wüſten, wo man horcht der Stimme der Natur....der Silberſtimme der Natur....die Schande? Eine Flaſche Jordan-Waſſer wäſcht alle Flecken rein.“ — Die Reden wurden immer ſauerer, Adelens Blick auf Alphons immer ſüßer. Die Gute hatte auch ihrem armen Vaterlande ein ſtilles Kämmerchen in ihrem Herzen eingeräumt, und ſie klopfte manchmal an, zu hören, wie es ihm ging. Auch jetzt horchte ſie, und fragte ihre Mutter: „Mamma, was iſt denn die Septennalite?“ Doch Frau von Beauvais hätte zwanzig Zungen haben können, und ſie hätte Adelen nicht geantwortet. Sie für ſich allein glich an Emſigkeit einem Ameiſenhaufen. Zucker, Salz, Eſſig, ſpaniſcher Pfeffer und andere Mundgewürze, die ihr bald dieſer, bald jener reichte, miſchte ſie zuſammen, eine ſchmackhafte Unterhaltung zu bereiten, damit es morgen heiße: der Abend geſtern war köſtlich! — „Mamma!“ — Frau von Beauvais begnügte ſich, ihre linke Hand auszuſtrecken, doch ohne dieſer nachzuſehen, und ſprach: „Laß dir das von dem Herrn erklären, Adele.“ — Welchen Herrn hatte ſie gemeint? Der funkelnde Diamant am ausgeſtreckten Zeigefinger warf zwei Strahlen, einen auf mich, den andern auf Alphons; doch Alphons war jung und geliebt, und da faßte mich Adele bei der Hand, zog mich in ein himmelblaues Stübchen, das, von einer Milch-Lampe erhellt, wie im

Mondlichte ſchwamm, und legte die Thür bei, damit das Waffengetöſe der ſtreitenden Zungen uns nicht ſtöre. — Ach, die häßliche Zeit, wo ſchöne Kinder uns ohne Zittern die Hände drücken, und ohne Furcht mit uns allein ſind, im himmelblauen Stübchen! „Nun, mein Herr, was iſt die Septennalite?“ — Zum Glücke ſchlug die Pendüle Mitternacht, und ich hatte zwölf Secunden Zeit, mich auf eine Lüge zu beſinnen. Der letzte Schlag war ſchon zwölf Minuten ausgeklungen, und ich ſah immer noch auf die Uhr; denn die Uhr ſtand vor dem Spiegel, und vor dem Spiegel ſaß auch Adele in einer Bergere. Wer dieſes Mädchen einmal ſah, wünſchte ſie immer zu ſehen, oder ſie nie geſehen zu haben. Maler würden ihre Pinſel und ihre Palette wegwerfen, und Raphael einen Stümper ſchelten, Dichter wendeten den neun Bettlerinnen verächtlich den Rücken zu, und ein Criminalrichter jammerte wohl über die Qual, auf dem Rade ihres großen Auges geflochten zu ſein! „Nun, mein Herr!.... Sie ſeufzen?.... Sie ſind nicht wohl?“ Nein, Adele, es war die letzte Saite meines Herzens, die geſprungen. —

Es war einmal ein König, der hatte einen böſen Traum.... „Glauben Sie an Träume, mein Herr?“ — Werde ich dürfen Adele? — „Was träumte der böſe König?“ — Sie müſſen mich beſſer hören, Adele; ich ſprach von keinem böſen König, ich ſprach von des Königs böſem Traum.... Er träumte, er ſtünde am Ufer eines großen Stromes, und aus dem Fluſſe ſtiegen ſieben Kühe, die waren fett. Dann kamen ſieben andere Kühe, die waren mager.... „Das waren vierzehn Kühe; ach, mein Herr, wie wäre ich da fortgelaufen!“ — Sie dürfen mir nicht in die Rede fallen, Adele. Sie bringen mich ganz in Verwirrung. Was habe ich ſagen wollen? Nein, das war es ja gar nicht!

Vor viertauſend Jahren lebte ein Jüngling, der Jakob hieß. Zu dieſem ſprach eines Tages ſein alter Vater: Haſt du nie geliebt?.... „Nie, mein Herr.... Nie, mein Vater,“ erwiederte Jakob. — Adele war purpurroth. Beneidenswerther Alphons, es war die Morgenröthe deines Glückes, welche flammte!—... So gehe, mein Sohn, und lerne lieben. Als der Morgen graute, nahm Jakob ſeines Vaters Segen und den Stab, und wanderte, bald an dürren Ufern heißer

Digitized by Google

Ströme, bald durch Palmenwälder, bald über Cedernberge. Am Abend des dritten Tages, da er müde und durſtig war, hörte er eine Quelle murmeln, und er folgte ihrer Stimme. Er ſah ein Mädchen, das ſich bückte, den Stein wegzuwälzen, mit welchem Hirten die Mündung der Quelle verſchloſſen. Jakob nahte ſich unbemerkt, dem Mädchen zu helfen. Die Hirtin richtete ſich auf, gewahrte Jakob, ein Himmelsſtrahl ſpaltete ſich, zündete in Beider Herzen, und ſie ſanken ſich lautlos in die Arme. Jakob erwachte zuerſt aus dem Entzücken, ſchaute dem Mädchen in das leuchtende Auge und ſprach: Wie nennſt du dich? — Ich bin Laban's Tochter, und Rahel nennt mich der Vater. — Und du? — Ich bin der Sohn Iſaac's und Rebecca's, und Jakob nennt mich die Mutter. — Jakob drückte Rahel's Hände an ſeine Bruſt, und ſprach: Hier, hier, wo die Seele ſitzt, da war es mir wie gebunden; jetzt bin ich frei. Freiheit, ſüße Freiheit! Du, Rahel, reichteſt mir der himmliſchen Luft unvermiſchten Trank. — Rahel ſprach zu Jakob: Hier, hier, wo es mir im Verborgenen ſchlägt, ach, da war es mir ſo bang und düſter! Jakob, mein Hort und Licht, ich zittere nicht mehr, es iſt mir nicht mehr dunkel. — Willſt du mein Weib ſein, Rahel? Das Mädchen erröthete nicht, und ſprach: Fordere mich von meinem Vater. Dort hinter dem Hügel lagert er, unter ſeinen Knechten und Heerden, und das ganze Land ehrt und fürchtet den mächtigen Laban. Sie gingen den Hügel hinauf, hinter ihnen ſprangen die Lämmer. Sie gingen den Hügel hinab, und Rahel zeigte ihres Vaters Zelt, das im Lager hervorragte. Jakob, Rahel an der Hand, trat kühn und frank vor Laban, und ſprach: Gottes Segen über euch, Herr Fürſt! Ich heiße Jakob, gebt mir eure Rahel zum Weibe! — Laban war ein mächtiger und ſchlimmer Herr, und der Zorn kochte in ſeinem Herzen, über des Jünglings kühne Rede. Doch Laban war ein Schelm, und er lächelte nur. — Herr Jakob! ſprach er, Rahel kann ich Euch nicht gewähren, doch wollt Ihr dort meine Tochter Lea zum Weibe, ſo nehmt ſie, und mit ihr Knechte und Heerden, ſo viel Ihr begehrt. — Herr Fürſt! erwiederte Jakob, Eure Heerden begehre ich nicht, nach Rahel ſteht mein Sinn. — Guter Jakob, ſprach Laban ſanft und lächelte wieder, Ihr ſeid zu jung für meine Ra-

Digitized by Google

hel. Wartet, bis Ihr älter geworden. Dient mir ſieben Jahre treu, wie es einem Knechte geziemt; dann führt Rahel in Euer Zelt. — Das will ich thun, Herr Fürſt! ſprach Jakob; und treu diente er ſeinem Herrn. Jakob und Rahel liebten ſich, ſie ſahen ſich, und ungezählt gingen ſieben Jahre vorüber. Aber die tückiſche Lea, tückiſcher, weil ſie verſchmäht war, kränkte oft ihre Schweſter, verläumdete Jakob bei ihrem Vater, und Rahel weinte im Stillen. Jakob's Dienſtzeit ging zu Ende, und der verheißene Tag ſeines Glückes kam. Die Flamme loderte auf dem Altare, die Braut, von einem dichten Schleier verhüllt, der ihr bis zu den Füßen wallte, ſtand davor; der Prieſter ſprach den Segen. Während dieſer murmelte, vernahm Jakob eine weinende Stimme. Es iſt Lea — dachte er. Sie hat Rahel oft betrübt; doch ſie iſt unglücklich; ich will ihr Freund ſein. — Der Segen war geſprochen, die Anvermählte hob ihren Schleier auf — Jakob trat blaß und erſchrocken zurück. Es war nicht Rahel, es war Lea, der Jakob angetraut, und die weinende Stimme, die er vernommen, war der getäuſchten Rahel ihre. Laban, der Schelm, hatte ihn betrogen. — Ergrimmt nahm Jakob einen Feuerbrand vom Altare, und ſtürzte auf Laban zu; der wurde bleich. Doch Laban war alt und ſchwach, und dem Jüngling ſank der drohende Arm. Da lächelte Laban, der Schelm, und ſprach: Seid nicht böſe, guter Jakob! Ihr ſeid zu alt für meine Rahel. Dient mir ſieben andere Jahre, bis Rahel mehr herangewachſen, dann ſei ſie Euer. Jakob begegnete Rahel's flehendem Blicke — und er willigte ein. Laban lächelte. Auch dieſe ſieben Jahre gingen vorüber; doch Laban verſchob von Morgen zu Morgen ſeiner Pflicht Erfüllung. Da kam gerechter Zorn über Jakob, und er ſprach: Gewalt gegen Gewalt, Trug gegen Trug. In einer Nacht führte er Heerden weg, ſo viel ihm gebührte; wählte unter den Knechten, die ihm alle folgen wollten, denn ſie liebten ihn, eine auserleſene Schaar, und entfloh mit Rahel. Laban, der Schelm, ſetzte ihm nach.... „O bitte, mein Herr, nur einen Augenblick! Mamma hat mich gerufen."

Der Augenblick ward zur Minute, der Minute folgten noch viele andere Minuten; aber Adele kam nicht zurück. Man ſtritt noch

immer; Frau von Beauvais wirthſchaftete ſo emſig wie zuvor; man lachte, ſcherzte, aß Gefrornes und ſpielte Karten. Aber Adele ſaß am Fenſter neben Alphons, und koſte die letzte Wolke der Eiferſucht von ſeiner Stirn weg. Sie hatte Laban, Rahel, mich und die Septennalite vergeſſen. Glücklicher Alphons! Liebe iſt noch ſchöner als Freiheit. Liebe, Alphons, und wenn du ſatt biſt — haſſe!

XXIV. Ariſtokratismus des Geiſtes.

Der Franzoſe von heute (traue ein Anderer dieſem Schillertaffet!) wird nicht müde, die Vorrechte oder Anmaßungen jeglicher politiſchen Ariſtokratie mit Haß zu bekämpfen, wo er ſie findet; mit Spott zu verfolgen, wo er ſie ſucht. Daß er aber in Verhältniſſen, die den Menſchen ſo viel näher angehen, wie die bürgerlichen, als der Rock ihn enger umſchließt, wie die Stadtmauer; daß er in ſeinem geiſtigen Leben einer Ariſtokratie unterworfen iſt, die ihn ganz unbarmherzig hudelt — davon hat unſer freiheitsliebender Franzoſe nicht die leiſeſte Ahnung. Im Reiche der franzöſiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft herrſchen altes Herkommen, Geburtsrang, Gewohnheitsrecht, Etikette und ſchnurgerader Anſtand unbeſtritten und ungeneckt. Jeder Grundſatz wird nach ſeinem Wappen, jede Kunſtregel nach ihrer Familie gefragt; ob ſie von Corneille, von Boileau, von Voltaire herſtammen, und haben ſie nichts als ihren ſelbſteignen angebornen Werth, werden ſie mit Naſerümpfen abgewieſen. Man leſe ihre neueſten Tragödien — da iſt noch der ganze beſtäubte Kanzlei-Styl der Empfindungen, in dem vor zwei Jahrhunderten gedichtet worden. Vergebens haben ihre Bühnenhelden Titusköpfe, ſie bewegen das Haupt noch immer ſo muſterhaft und ſchwer, als früher, da eine Allongeperrücke auf ihm laſtete. Vergebens ſchweben ihre verliebten

Schönen im griechiſchen Gewande über die Bretter; das Schleppkleid die Schnürbruſt, der Reifrock der Frau von Pompadour — man ſieht ſie nicht mehr, aber man hört ſie. Die Sprüche ihrer Weisheit, die Blitzworte ihrer Leidenſchaft — ſie ſind wie Schönpfläſterchen angebracht und geordnet. Der Geſchmack iſt ihr Deſpot, vor dem ſie kriechen. Man leſe ihre Werke über Gott und Menſchheit; euer Geiſt fordert Brod, und man giebt ihm gepeitſchte Sahne. Noch immer glauben ſie, es zieme einem Edelmanne, nur den Perlenſchaum der Philoſophie abzuſchlürfen, und es ſei kleinbürgerlich, den Becher bis auf den Boden zu leeren. Man betrachte die beſten ihrer neuen Bildwerke und Malereien — dieſe theatraliſchen Stellungen, dieſe Koketterie, dieſe Gallafarben, dieſe geſchnörkelten Faltenwürfe, dieſe friſirten Haare — es iſt ganz der alte Hofpomp von Verſailles. Wer iſt der große junge Menſch auf dem Schlachtgemälde dort, der ſich für den erſten hält, weil er vorn ſteht, der ſich ſpreizt wie ein Bühnenkönig, und dem Tode gegenüber den Fechtboden nicht vergißt? Iſt es der Tambour-Major der alten franzöſiſchen Kaiſergarde? Nein, es iſt *Romulus*, und David hat ihn gemalt!

Das, was man an Künſtlern und ihren Werken als *manierirt* tadelt — die unverzeihlichſte aller Geiſtesſünden, weil das Verderben, das ſie anſtiftet, nicht wie bei Shakeſpeare, Beethoven und den altdeutſchen Malern, ein Austreten des Genius, ſondern deſſen Dürre zum Grunde hat — dieſes manierirte Weſen durchfröſtelt die Franzoſen vom Scheitel bis zur Zehe. Sie mögen reden, dichten, malen, Muſik machen und dieſes mit aller ihnen möglichen Herzlichkeit — man wird Wärme ſpüren, aber es iſt keine Sonnenwärme, es iſt Ofenfeuer; man wird die Natur erkennen, aber eine verkünſtelte; man wird finden, was in ihren Gärten alter Art: die Häuſern gleichen ohne Dächer, deren Gebälke man in die Erde *gewurzelt*, und deren Wände man ſtatt mit Backſteinen mit Laub ausgefüllt, und ſtatt mit Mörtel mit Blumen verklebt hat. Es mußte ſo kommen! Seit Franz I. haben die franzöſiſchen Könige und ihre Hofleute die Wiſſenſchaften und Künſte begünſtigt, und dieſe ſuchten, wie alle Günſtlinge, ihre Gunſt durch dieſelben Mittel zu erhalten, wodurch ſie erworben: durch Gefälligkeit gegen die Grundſätze, Nei-

Digitized by Google

gungen, Leidenſchaften und Launen ihrer Beſchützer. Dieſes hat ſich durch die Revolution nicht geändert. Noch immer beherrſcht der Hof Frankreichs Geiſter, nur daß dieſer Hof größer geworden iſt, daß ihn, wie ſonſt die Gitter den Tuilerien, jetzt die Mauern von Paris umſchließen. Die Ariſtokratie der Hauptſtadt läßt in Frankreich keine Geiſtesfreiheit aufkommen. Wer Talent hat, kommt nach Paris, es dort zu Grunde zu richten. Da hier das geiſtige Leben ſehr theuer iſt, muß man, um alles zu genießen, ſein Kapital angreifen. Da der wohlverdienteſte Ruhm ſich nach acht Tagen verjährt, und jeder vergeſſen iſt, von dem man eine Woche nicht geſprochen, muß der geiſtreiche Menſch ſeinen Schatz zu Goldſchlägerblättchen dünn ſchlagen, um die Oberfläche einer Lebenszeit damit bedecken zu können. Wie kann da Fortbildung ſtattfinden? Alle Werke der franzöſiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt werden in dem einzigen Paris nicht allein hervorgebracht, ſondern auch beurtheilt, ſo daß ſich Richter und Partei in einer Perſönlichkeit vereinigen — wie kann da Belehrung ſtattfinden? Aber den unſeligſten Einfluß auf Kunſt und Wiſſenſchaft üben die politiſchen Parteien aus. Dieſe Parteien rekrutiren ſich, wie ſich ſonſt die Heere rekrutirten. Nach den Gaben, der Stärke und Sittlichkeit der Soldaten wird nicht gefragt; wer fähig iſt, eine Flinte zu tragen, und ſie gegen den Feind loszuknallen, wird angeworben. Daß jede Partei die Schriftſteller und Künſtler der ihr gegenüberſtehenden herabſetzt, das verſteht ſich von ſelbſt, und ſchadet nicht viel; denn unverdienter Tadel iſt mehr geeignet aufzumuntern, als niederzuſchlagen. Das Verderbliche iſt darin, daß jede Partei die Werke der Künſtler und Schriftſteller, die unter ihrer Fahne ſtreiten, unbedingt lobt.

Was ſich die Ultras hierbei zu Schulden kommen laſſen, braucht nicht gerügt zu werden; denn dieſe Partei iſt ſo alt wie die Welt, und ihre Fehler ſind zu tief gewurzelt, als daß ſie geheilt werden könnten. Aber der liberalen Partei, die noch jung iſt, und deren Schwächen neu ſind, muß man dieſe vorhalten. Sie ſollte wiſſen, daß es ihr Zweck ſein muß, dem Geiſtigen die Herrſchaft über das Materielle, dem friſchen Leben die über das eingemachte, und dem Naturrechte die über das Geſetz alter Pergamente zu erkämpfen, und daß daher der

Sieg ſchon halb errungen iſt, wenn ſie den Feind dahingebracht, mit den Waffen des Geiſtes zu fechten. Warum alſo die Künſtler und Schriftſteller, die auf der Seite des Ultras ſtehen, herabſetzen? Da ſie mit dem Geiſte ſtreiten, ſtreiten ſie auch für den Geiſt, für die Wahrheit alſo, ſie mögen es wiſſen oder nicht, ſie mögen es wollen oder nicht — gleichviel. Der andere Fehler, den die Liberalen begehen, iſt der ſchon gerügte, daß ſie alle ihre ſtreitbaren Talente in der Hauptſtadt zuſammenhäufen, daß ſie, ſtatt gegen die Ariſtokraten einen Guerillas-Krieg zu führen, regelmäßige Schlachten wagen, die, wenn ſie ſie verlieren, dem Feinde ganz Frankreich öffnen.

Es iſt zu wiederholen: die Franzoſen ſind einſeitig, und dieſer Fehler tritt gegenwärtig um ſo ſtärker hervor, gerade weil ſie ſich bemühen, ſich davon frei zu machen. Die Sprache, dieſe Kleidung des Geiſtes, iſt ihnen zu frühe angemeſſen und gefertigt worden, und da ſie täglich wachſen und vollkommener werden, werden ſie bald kein Glied mehr bewegen können. Hätten ſie ſtatt Ludwig XVI. ihr Wörterbuch der Akademie entthront, ſo würden ſie zwar langſamere Fortſchritte, aber auch keine Rückſchritte in der Freiheit gemacht haben.

XXV. Die engliſche Schauſpieler-Geſellſchaft.

Der Einfall eines engliſchen Schauſpieler-Trupps in das Gebiet der franzöſiſchen Eitelkeit, war ſeit vierzehn Tagen angekündigt. “Nous verrons,” ſagte der Miroir. Das war kurz und deutlich; denn dieſes Blatt, eines der ſchlauen Kammermädchen der öffentlichen Meinung, weiß von allen Geheimniſſen ihrer Gebieterin. Zwar machte er ſpäter ein gar frommes Taubengeſicht, und ſagte: Freilich müſſe jeder brave Franzoſe die Engländer haſſen, aber Künſtler hätten kein Vaterland, und eine Vergleichung zwiſchen den franzöſiſchen und

engliſchen Schauſpielern müſſe ja Allen erwünſcht ſein, da nicht zu zweifeln wäre, wie ſie ausfallen würde; man möge alſo ſo gut ſein, und ſich ruhig verhalten. Aber dieſer dünne Schleier der Heuchelei ließ Wunſch und Erwartung durchleuchten, man werde die engliſchen Schauſpieler mit Händen und Füßen zurückweiſen, und ihnen die Schlacht von Waterloo mit dicker Kreide anſchreiben. — Und es geſchah.

Die Engliſchen hatten mit dem Théatre de la Porte St. Martin einen Vertrag auf ſechs Vorſtellungen abgeſchloſſen. Die erſte Aufführung wurde am 31. Juli mit folgenden Worten angekündigt: "By his Britannic Majesty's *most humble servants* will be performed the tragedy of Othello in 5 acts by *the most celebrated* Shakespeare." Dieſe marktſchreieriſchen Superlative thaten der Meinung von den guten Fähigkeiten der Schauſpieler gerade keinen Abbruch; denn nicht die Eiferſucht des Othello, die der Franzoſen zu ſehen war Jedermann geſpannt. Das Gedränge vor dem Hauſe war unbeſchreiblich, und das Heer von Gensd'armen zu Pferd und zu Fuß, daß groß genug geweſen wäre, die Hinrichtung eines Cartouche zu decken, vermochte dießmal nicht die polizeiübliche Ordnung zu erhalten. Da fand ich Gelegenheit, die gute Laune und Liebenswürdigkeit der Franzoſen zu beobachten. Jeder ſtrengte ſich mit Händen und Worten an, ſich Luft zu machen durch das Gewühl, um an die Thür zu kommen, aber die Rippenſtöße wurden mit Tänzergrazie empfangen und ausgetheilt, und die geſprochenen Grobheiten waren wie in Muſik geſetzt. Endlich ward auch ich in das Haus geflutet, und im Orcheſter hart neben dem Soufleur-Kaſten ausgeworfen. Die Vorſehung hatte mir dieſen Platz angewieſen, denn ich war von ihr beſtimmt, am heutigen Tage eine der *erſten Rollen* zu ſpielen.

Das Haus war kaum angefüllt, als ſogleich das Schauſpiel begann; nicht das Schauſpiel, welches die Schauſpieler (der Vorhang war noch nicht aufgezogen), ſondern das, welches die Zuſchauer gaben. Man übte ſich im Schreien, im Pfeifen, im Quiecken, im Pochen, im Singen, und in allen übrigen akuſtiſchen Waffen, mit welchen man die Engländer zurückzuſchlagen gedachte. Ein frommes deutſches Ohr, wie das meinige, von der zarteſten Kindheit an ge-

wöhnt, vor dem Gebote jedes Polizeidieners erſchrocken zurückzufahren, war ganz erſtaunt zu hören, daß man ſich in Gegenwart der Gensdarmen ſo viel herauszunehmen wagte. Dieſe aber bewegten ſich nicht, und ließen gewähren. Als der Lärm recht unbändig wurde, hörte man aus einer Loge des erſten Ranges mit lauter Stimme "la Canaille" rufen Da ward das wüthende Geſchrei noch allgemeiner und ſtärker. "A la porte, à la porte, Martainville!" riefen mehr als tauſend Stimmen. Dieſer Söldling der Ariſtokratie, der bekannte Herausgeber des Drapeau blanc war es, welcher jenes kecke Wort zu rufen wagte. Martainville wollte groß und ſtolz, wie ein alter Römer, das Pöbelgeſchrei verachten; er zog die Achſeln und blieb. Aber er war kein Römer, und die, welche ſchrieen, gehörten nicht zum Pöbel. Das ganze Parterre, alle Logen vereinigten ſich, dieſe Gelegenheit einer verdienten Abzüchtigung nicht vorübergehen zu laſſen, und man beſtand auf der Entfernung des verachteten und gehaßten Mannes. Ein Handſchuh wurde ihm ins Geſicht geworfen; er mußte weichen. Jauchzen und Beifallsklatſchen im ganzen Hauſe. Jetzt erhob ſich der Vorhang, Jago trat auf. Kaum den Mund geöffnet, und allgemeines Nachſpotten der breiten und zähen engliſchen Worte, und unaufhörliches Gelächter. In der Hölle, während dem Carneval, kann der Lärm nicht größer ſein. Auch ohne Bosheit lief es nicht ab, und Eier, Obſt, Sousſtücke flogen auf die Bühne und an die Köpfe der Schauſpieler. Dieſe aber zeigten eine unerſchütterliche Feſtigkeit und ſpielten fort, als herrſchte die aufmerkſamſte Stille. Man hörte nicht ein einziges Wort, Othello wurde als Pantomine geſpielt. Ich bemerkte nur ſehr wenige Zuſchauer, welche die Partei der Engländer nahmen. Denn wer auch an der Störung keinen thätigen Antheil nahm, erfreute ſich doch dieſes b ü r g e r l i c h e n Schauſpiels, das hier mit ſo vieler Natur aufgeführt wurde. Ein junger, ſauberer Menſch, der neben mir ſaß, war einer der Wenigen, die an dem Unfuge ihren Aerger hatten. Er hatte den engliſchen Othello mitgebracht, wahrſcheinlich um ſich in der richtigen Ausſprache zu üben, denn er folgte den Schauſpielern im Buche nach Er konnte aber über dem Geſchrei nichts hören. So oft nun die Inſurgenten irgend ein losgelaſſenes Stichelwort gegen die Engländer

mit Jauchzen aufnahmen, kam mein junger Menſch außer ſich, und ſprach ironiſch: Ah, que cela est joli, ah, que cela est spirituel! „Was werden die Fremden, was die Deutſchen von der franzöſiſchen Urbanität denken!“ rief er aus. Ich, ganz entzückt, unvermuthet einem, wenn auch nur ſporadiſchen Reſpekt vor meinen Landsleuten zu begegnen, zeigte mich dankbar, indem ich ſein Klagelied mit ſang. C'est une horreur, c'est abominable, c'est affreux — ſagte ich, und noch mehrere andere zornige Adjektive, die mir im Gedächtniß waren.

So drängte ſich Othello, bis zur Mitte des dritten Aktes, mit Mühe und Gefahren durch. Da entſtand ein Wortwechſel zwiſchen zwei Zuſchauern. Ein Handgemenge drohte auszubrechen, paniſcher Schrecken ergreift alles, das halbe Parterre wälzte ſich zum Orcheſter hin, ſprang über die Schranke, zerbrach Geigen und Bäſſe, und ſchickte ſich an, die Bühne zu erklettern. Ich, um dieſen böſen Beiſpiele nicht zu folgen, ging ihm voran, und war der erſte, der auf die Bühne ſprang, die andern hinten drein. Jetzt ließ man den Vorhang fallen. Gensd'armen füllten die Scene, um das fernere Voraufſtürmen der Zuſchauer zu verhüten. Auf der Inſel Cypern war ein tolles und luſtiges Leben. Soldaten, Polizeiagenten, ſchäkernde Schauſpielerinnen, halbohnmächtige Weiber; Othello, dem im Gedränge die Hälfte des Geſichtes abgeſchwärzt worden, zeigte eine rothe und eine afrikaniſche Wange, die ſanfte Desdemona ſchimpfte, auf ihrem Todesbette lag eine geflüchtete Baßgeige hingeſtreckt; Jago trug einen Frack über ſeine Ritterkleidung und ſchien mir die beſte Seele von der Welt zu ſein. Aber das Stück wurde dennoch zu Ende geſpielt; nur daß die Hälfte des dritten Akts und der ganze vierte Akt ausgelaſſen wurden. Man begnügte ſich, Desdemona ohne weitere Umſtände erwürgen zu laſſen. Das Publikum war nicht minder beharrlich als die Schauſpieler, es ſchrie, pfiff und lärmte bis ans Ende. Von ſehr komiſcher Wirkung war es, daß es einem kleinen Luſtſpiele mit Geſang, welches auf Othello folgte, Gallerie und Parterre an allen Geſängen Theil nahmen, und die Stimmen der unerſchrocknen Engländerinnen nachäfften.

Am folgenden Tage ließen die öffentlichen Blätter ihre Kriegs-

trompeten erſchallen. Die Liberalen entſchuldigten zwar den getriebenen Unfug nicht, empfahlen aber die Verirrung der Jugend menſchenfreundlicher Nachſicht. Mit Unrecht. Der Jugend iſt wohl Verblendung zu verzeihen, weil ſie von zu ſtarkem Licht kommt, aber nicht Blindheit, die in Augenfehlern ihren Grund hat. "Des jeunes gens, nourris de l'horreur de tout ce qui n'est pas national," wären etwas zu weit gegangen — ſagten die Liberalen. Man muß bedauern, daß die Pariſer Jugend einen ſo ſchlechten Tiſch führt, jener Horreur iſt eine Speiſe, die der Almanac des Gourmands gewiß nicht empfehlen würde. Aber am meiſten erſtaunen muß man über die grauen, erfahrenen franzöſiſchen Freiheitsmänner, die doch ſonſt ſo argwöhniſch auf alle Schritte der Macht, und ſo ſcharfſichtig ſind, ihre Liſten zu entdecken — daß ſie ſich hierin ſo zum Beſten haben laſſen, nicht einſehen, daß jener Horreur de tout ce qui n'est pas national, eine der anerzogenen Schwächen iſt, genährt die Völker feindlich auseinander zu halten, um ſie getrennt ſo leichter zu beherrſchen, und daß ſie vergeſſen, daß zu allen Zeiten die Herrſchſucht die Leidenſchaften der Freiheit benützte, um ihre eigenen zu befriedigen. Die ariſtokratiſchen Blätter auf der andern Seite hielten es mit dem Neger von Venedig, und nannten die jungen Menſchen, die ſich herausgenommen, ihn auszupfeifen: Jacobins, régicides, Séides d'une faction habituée à essayer tous les moyens de troubler l'état. Daß übrigens beide Parteien in ihrer literariſchen Kritik des Othello übereinſtimmend behaupteten: freilich könne man Shakeſpeare nicht mit Corneille vergleichen, aber der engliſche Dichter ſei doch nicht ohne Gutes — das verſteht ſich von ſelbſt; wenigſtens das Erſtere.

Zwei Tage ſpäter wollten die Engländer noch einmal auftreten, in einem Luſtſpiele von Sheridan, welches in Deutſchland unter dem Namen die Läſterſchule bekannt iſt Man hatte die Preiſe der Plätze erhöht und glaubte damit etwas ſehr Kluges gethan zu haben. Aber das Haus war nicht weniger angefüllt, als das vorige Mal und von der nämlichen Menſchenklaſſe. Ich war dieſes Mal ſo vorſichtig, das gefährliche Parterre zu meiden, nahm in einer Loge der zweiten Gallerie Platz, und beſah das Schlachtfeld aus der Vogel-

Perſpektive. Noch heftigeres Toben als das vorige Mal. Martainville gab wieder Stoff zu einem Zwiſchenſpiele. Er ließ ſich ſehen, und à la port Martainville, à la port le *vil Martain*, donnerte das ganze Haus. Er wollte trotzen und blieb. Aber da ſchickte man ſich an, ſeine Loge zu erklettern, die vom Parterre aus erreichbar war. Er mußte die Flucht ergreifen. Jetzt erhob ſich der Vorhang; aber ſei es, daß die Engländer muthlos geworden, oder daß der Sturm zu mächtig war, ihm zu widerſtehen — nicht die erſte Scene konnte ausgeſpielt werden, und der Vorhang mußte wieder fallen. Jetzt rief es: le Directeur! Man meinte nämlich den franzöſiſchen Schauſpiel Direktor, der ſo unfranzöſiſch geweſen, Engländer auf ſeiner Bühne erſcheinen zu laſſen. Der Gerufene kam. Nüſſe, Talglichter, Handſchuhe flogen ihm in's Geſicht. Da rief eine der leitenden Stimmen: Silence, assis, attendez sa soumission, qu'il fasses ses excuses! Der zitternde Melodramen-Direktor ſprach Einiges, das ich nicht verſtand, dann rief er: „Meine Herren antworten Sie mir kurz, wollen Sie, daß die Engländer fortſpielen oder nicht? Und ein donnerndes "*non!*" erſchallte mit einer Einſtimmigkeit, mit einer Gleichzeitigkeit, daß es ſich die beſteingeübten Chöre in der Baut von Meſſina hätten zum Muſter nehmen können. A bas les Anglais, point d'Etrangers en France, ſchrie es von allen Seiten. Der Direktor verſprach ein franzöſiſches Stück und trat ab. Der Zorn legte ſich, und ein Luſtlärm begann. Das Parterre ſtimmte ein Lied an, worin es hieß: La Victoire est à nous! Jetzt traten die franzöſiſchen Schauſpieler auf. Jeder wurde mit Jubelgeſchrei empfangen, jedes Wort wurde beklatſcht. Bravo, ce sont des Français, ce ne sont pas de beefsteaks! rief Einer von der Gallerie herab. Bis, bis, ſchrie das Parterre, und der Witz mußte wiederholt werden. Das Stück ward zu Ende geſpielt, und die Ruhe war vollkommen wieder hergeſtellt. Man wartete auf das zweite Stück, den drei bis vier werden jeden Abend aufgeführt. Man wartete eine halbe, eine ganze Stunde vergebens, der Vorhang blieb niedergelaſſen, der geforderte Direkteur erſchien nicht. Da brach das Ungewitter von Neuem los. Die Polizei mußte den nahenden Sturm vorhergeſehen haben, denn man hörte Waffengeräuſch hinter

dem Vorhange, man ſah die Inſtrumente aus dem Orcheſter wegtragen. Jetzt ward vom Parterre aus ein Hut auf die Scene geworfen, wahrſcheinlich als Zeichen des Angriffs. Darauf erhob ſich das ganze Parterre, ſtürzte in's Orcheſter, ergriff die dort befindlichen Stühle und warf ſie dem Hute nach. Jetzt erhob ſich der Vorhang, das Schauſpiel begann, und mit ſolcher natürlichen Natur wurde noch nie geſpielt. Eine Compagnie Gensd'armen ſtand in Schlachtordnung auf der Bühne, vor ihnen ihre Offiziere mit gezogenen Schwertern.

Einige Minuten ſtand dieſe Streitmacht unbeweglich ſtille, und verſuchte ihre Meduſenkraft. Aber dieſer Anblick machte die Wuth der Zuſchauer noch flüſſiger. Die Stühle flogen den Gensd'armen an die Köpfe, und als die Stühle erſchöpft waren, riß man die Bänke los und ſchleuderte ſie hinüber. Staubwolken und Angſtgeſchrei der Weiber erfüllten das Haus. Jetzt kommandirten die Offiziere zum Angriff. Die Gensd'armen mit gefälltem Bajonet drangen vor. Bänke und Stühle wurden von der Gallerie auf ſie herabgeworfen; viele ſtürzten und wurden verwundet. Allgemeine Flucht. Nach dem Parterre wurden die Logen ausgeleert. Ich war der Letzte der blieb, um das Schauſpiel bis an's Ende zu ſehen. Da ſtürzten drei Rieſen auf mich los, und ſtießen mich mit ihren Flintenkolben hinaus. So unſchuldig ich auch war, murrte ich dennoch nicht über dieſe Behandlung; ich nahm das reuig hin für meine Gedankenſünden, und verehrte in meinem Herzen die alles erforſchende Nemeſis.

XXVI. Die Induſtrie-Ausſtellung im Louvre.

Die franzöſiſchen Blätter, welche mit ſympathetiſcher Dinte ſchreiben, nämlich im guten Geiſte — was wir ſo nennen — malten wohlgefällig, glänzend genug, doch freilich auf ihre Art, das Bild

aus, wie in den Spielen der Völker, ſich immer der Ernſt ihres Lebens verrathen. So bei den Griechen, in den Olympiſchen, Iſthmiſchen und Nemäiſchen Spielen; ſo bei den Römern, in ihren Gladiatoren-Kämpfen; ſo in den Ritterſpielen des Mittelalters: ſo in den ſpaniſchen Ketzergerichten; ſo im Venetianiſchen Carneval; ſo endlich in den Wettkämpfen des Gewerbfleißes, welche ſeit zwanzig Jahren in Frankreich eingeführt, und deren Schauſpiele in dieſer letzten Zeit erneuert worden. Die Vergleichung iſt wichtig und erſprießlich; nur muß ſie das Urtheil, bald zur gehörigen Gleichung, bald zur gehörigen Unterſcheidung führen — welches aber jenen Blättern nicht immer gelungen iſt. Die Spiele der Griechen waren nicht Blüthen, ſie waren Früchte ihres Ernſtes. Bei dieſem glücklichen Volke ſaß weder der Staat, noch die Religion, noch Kunſt, noch Wiſſenſchaft, noch ſinnlicher Genuß, alleinherrſchend auf dem Throne des Lebens; ſie ſtrebten nach einer allgemeinen Ausbildung; das ganze Leben war der Zweck des ganzen Lebens, und ſie erfreuten ſich einer reinen Demokratie aller ſinnlichen und geiſtigen Kräfte, aller Neigungen und Begehrung. Nicht nur die Völkerſchaften, Städte und Gemeinden: alle Glieder, Sinne und Organe des Körpers, alle Kräfte, Fähigkeiten und Empfänglichkeiten der Seele, ſchickten ihre Abgeſandten und Vorſteher nach Olymp. Es war ein Erntefeſt, wie wir ſeitdem kein zweites ſahen. Rom, von einer Wölfin geſäugt, war raubgierig bis zu ſeinem Untergange, und als das Lamm den Wolf verzehrt, ging das Blut des Wolfes in die Adern des Lammes über; die Raubſucht blieb, nur daß das liſtige Fiſchernetz an die Stelle des offendrohenden Gebiſſes kam. Im Kriege tauchte Rom ſein Schwert, im Frieden ſeine Blicke in Menſchenblut — das waren die Gladiatorenkämpfe. In den Ritterſpielen war das Spiegelbild, nicht eines ſchönen, doch eines würdigen Ernſtes. An die Stelle der jungfräulichen Grazien waren Religion, Liebe und Tapferkeit getreten und pflegten mütterlich das Leben — derer die eins hatten. Das Volk lebte nicht. Doch war jene Zeit immer ſchöner als eine ſpätere, denn es iſt beſſer, daß Viele vieles, als daß Alle nichts ſind. In den Luſtfeuerwerken der ſpaniſchen Inquiſition leuchtete der gräßliche Wiederſchein eines gräßlichen Ernſtes. Das ſpaniſche

Volk, wahnſinnig fromm, begoß mit Menſchenblut die himmliſche Palme. Und man wolle nicht ſagen, nicht das Volk habe das gethan, ſondern die geiſtliche Macht, die es niedergehalten — jede Tyrannei, die ein Volk duldet, übt es ſelbſt, und es hat ſie zu verantworten. Auf der hohen Leiter der Sünden ſteht Schwäche auf der erſten Sproſſe, Feigheit auf der zweiten, und über dieſe weg muß die Macht ſchreiten, will ſie zum Gipfel klettern, wo die Tyrannei ſitzt. Der venetianiſche Carneval war, abgerechnet was chriſtlicher Kultus überall in dieſe Luſtbarkeit gebracht, eine Spielübung der Eiferſucht und der Untreue, der Herrſchbegierde und der Freiheitsliebe: Männer und Frauen, Herrſcher und Unterthanen vermummten ſich, jene, um zu lauern, dieſe, um der Lauer zu entgehen. Aber von allen jenen Abbildern des Volkslebens weit verſchieden, ſind die Wettkämpfe, welche die neuen Franzoſen auf dem Felde des Kunſtfleißes anſtellen. Dort war es immer ein ſittlicher Zweck, ein guter oder ein ſchlechter, ein ſchöner oder ein häßlicher, der ſpielend erſtrebt wurde; immer wurde die Kindlichkeit der Entſagung, oder der Wahnſinn der Selbſtverläugnung, oder der muthige Gebrauch der ausgebildeten Herrſcherkraft angefeuert und belohnt. Hier aber wird nichts getrieben und vergolten, als der Verdacht des Eigennutzes. Zwar bemerken die Liberalen tückiſch und ſchadenfroh: Im Flore des franzöſiſchen Kunſtfleißes zeige ſich die Frucht der Macht, die ſich ſeit der Revolution der Bürgerſtand angeeignet, wie auch die Saat der künftigen Macht — die er noch zu erwerben gedenke — und freilich iſt es ſo. Iſt das aber ein erquicklicher Zuſtand? Iſt das ein wohlthuendes Schauſpiel? Bei den Griechen war die Freiheit ein Geſchenk der Götter, das man nur verlor, wenn man es verſchmähete; jetzt iſt die Freiheit der Sold der Arbeit, den man oft nicht erlangt, auch wenn man ihn verdiente. Bei den Griechen war das Volk das Poſitive, die Regierung das Negative, der Wille war im Volke, die Widerſtrebung in der Regierung — wie es auch die urſprüngliche und einzige Regierung iſt, ſich dem Mißbrauche der Freiheit zu widerſetzen. Jetzt aber iſt die Regierung das Poſitive und das Volk das Negative, der Wille iſt in der Regierung, und das Hinderniß im Volke, und wir alle ſind ſo gut erzogen,

daß ſelbſt die heftigſten Liberalen ihre Wünſche zu nichts höherem hinaufſchwindeln, als nur eine recht ſtarke Oppoſition zu haben. Iſt dieſer Kriegszuſtand ein erfreulicher? Iſt es erquicklich zu ſehen, daß ein Volk die Macht belagert, und daß die Macht auf das Volk ausfällt? Gewiß nicht; und iſt das die Zufriedenheit welche der Reichthum des franzöſiſchen Bürgerſtandes, jenen Wortführern einflößt, dann ſind ſie ſehr genügſam, oder ſehr verſtändig.

Will man genau ausmeſſen, wie weit die Wettkämpfe der Franzoſen von denen der genannten alten Völker, an ſittlicher Bedeutung abſtehen: ſo vergleiche man die Preiſe, die hier und dort den Siegern ertheilt worden. Die Art des Kampfpreiſes iſt gleichgültig; Orden, Medaillen, oder Kränze von Olivenblättern — ſie waren alle ſinnbildlich. Aber wie verſchieden iſt die Wirkung, die ſie hier und die ſie dort bei den Siegern hervorgebracht! Diagoras von Rhodus, ein Mann, ausgezeichnet durch Tugenden und Geburt, führte zwei ſeiner Söhne zu den Olympiſchen Spielen, und ſie gewannen beide den Preis. Kaum hatten ſie die Krone erlangt; als ſie ſie auf das Haupt ihres alten Vaters ſetzten, dieſen auf ihre Schultern hoben und ihn unter der zujauchzenden Menge herumtrugen. Das frohlockende Griechenland warf Blumen auf Vater und Kinder, und einige riefen: „Stirb Diagoras; du haſt nichts mehr zu wünſchen!“ Und auf dieſes Gebot ſtarb der Greis, niedergedrückt von der Laſt ſeines Entzückens.... Ein Anderer hatte im Wettrennen geſiegt; aber die Richter verſagten ihm den verdienten Kranz, weil er ſeinem Mitbewerber ein Bein untergeſtellt, welches gegen die ſtrenge Ordnung war. Ueber dieſe getäuſchte Hoffnung verlor der Unglückliche den Verſtand, ſtürzte im Wahnſinn in eine Kinderſchule, warf die Säule um, die das Dach trug, und ſechszig arme Kinder wurden zerquetſcht! — Mehr als hundert franzöſiſche Fabrikanten haben Ehrenkreuze oder goldene Medaillen erhalten; aber gewiß hatte keiner unter ihnen einen Vater, den aus Entzücken, daß ſein Sohn et Compagnie im Wollentücher-Wettkampf den Preis gewonnen, der Schlag gerührt. Tauſend andere Fabrikanten die ſich um den Preis bewarben, haben ihn nicht erhalten, und man hat nichts gehört, daß einer von ihnen den Verſtand verloren, und in ſeinem bedauernswürdigen

Wahnſinne unter dem Fabrikpreiſe verkauft. Das iſt der Maaßſtab für ſonſt und jetzt.

Treffender iſt eine andere Vergleichung welche jene Blätter angeſtellt: eine Vergleichung der jetzigen Zeit, nicht mit der älteſten, ſondern nur mit einer ältern. Sie führen die Einbildungskraft des Leſers in die Mitte eines Ritter-Turniers am franzöſiſchen Hofe. Der König auf ſeinem Thron; die herrlich ſchönen Frauen; alle die lebensfrohen kräftigen Ritter! Seht die ſchimmernden Waffen, den Sammt, die Seide, das Gold, das reiche Pferdegeſchirr, den glänzenden Stahl, die ſtolzen Reiherfedern! Welches Leben! Welche Fülle des Lebens! Aber reißt die Schranken weg, die den Kampfplatz umgeben, und dahinter iſt ein bleiches Volk in Lumpen! Aber dieſe Waffen, dieſen Sammt, dieſes Gold, dieſes Pferdegeſchirr, dieſen Stahl, dieſe Reiherbüſche, dieſe koſtbare Seide, dieſes Leder ſogar — Syrien, Perſien, Italien, Venedig, Belgien, Mauritanien, haben das alle herbeigeführt und verkauft; nichts davon wurde in Frankreich von Franzoſen verfertigt. Am Hofe war Laſter, Liſt und Reichthum; im Volke war Unwiſſenheit, Tölpelhaftigkeit und Armuth.

Faſt merkwürdiger, als das Schauſpiel, dünkte mir der Schauplatz der Induſtrie-Ausſtellung. Im Louvre fand ſie ſtatt; in dieſem Louvre, das Jahrhunderte die mächtigſten Könige der Welt bewohnten, das nie ein bürgerlicher Fuß betreten, er müßte denn gekommen ſein, dankend oder bettelnd hinzuknieen! Hunderttauſende von Bürgern und Handwerkern, gingen nun mit beſtäubten Füßen in den Königlichen Sälen auf und ab; und die herrlichen ſo berühmten Säulenreihen, waren ihrem Ergötzen und ihrem nahen Erſtaunen preis gegeben, und ſie ſahen von dort auf den Platz hinab, von welchem fünf Menſchengeſchlechter nur immer ehrfurchtsvoll hinaufgeſehen! Das franzöſiſche Volk hat ſich die Ehre des Louvre genommen — das iſt nicht etwas, das iſt viel.

Das ganze erſte Geſchoß des ein Viereck bildenden Louvres, deſſen vier Seiten den Hof einſchließen, war den Induſtrie-Erzeugniſſen eingeräumt. Sie füllten zwei und fünfzig größere und kleinere Säle aus. Die Anordnung, welche die Behörde ſowohl zur Bequemlichkeit und Sicherheit der Zuſchauer, als zur be-

quemen und gefahrloſen Aufſtellung der Waaren getroffen, war muſterhaft. Unter dem öſtlichen Thore des Palaſtes waren zwei gegen einander über befindliche Thüren für den Eingang, unter dem weſtlichen Thore ebenſo zwei für den Ausgang beſtimmt; ſo daß die Kommenden und Gehenden nicht auf einander ſtoßen und ſich hindern konnten. Ob zwar die Säle des ganzen Geſchoſſes alle in Verbindung ſtehen, und man ihre Reihen durchwandern kann, ohne umzukehren, ſo war doch, um den Strom der ungeheuren Menſchenmenge zu theilen, die Einrichtnng getroffen, daß man, in die Mitte der Zimmerreihe gelangt, wieder in den Hof hinabſteigen mußte, um von einer andern Seite wieder hinaufſteigend die zweite Hälfte zu durchgehen. Die Produkte waren längs der Wände aufgeſtellt, und durch ſtarke hölzerne Geländer wurde das Gedränge von ihnen abgehalten. Ueber dem Eingang jedes Zimmers hing eine Tafel mit einer Nummer und Bezeichnung der Gattung von Waaren, die man hier zuſammengeſtellt. Jeder Fabrikant hatte auch ſeine eigene Nummer, und dieſe Nummern und Klaſſifikat ons-Tafeln korreſpondirten mit dem gedruckten ſyſtematiſch eingerichteten Katalog. Die Verzierung der Waarenbuden blieb den äſthetiſchen Grundſätzen jedes einzelnen Fabrikanten überlaſſen, und hier zeigte ſich überall die Gefallſucht und der gute Geſchmack, welche den Franzoſen ſo eigen ſind. Sie hatten ihre Buden wie Tempelchen, wie Heiligenkapellen, wie Thronhimmel mit dem gehörigen Unterbau, ganz theatraliſch ausgeſchmückt. Kein Produkt war ſo ſchön, daß ſie es nicht durch eine ſchickliche Umgebung noch zu verſchönern wußten; keines war ſo unbedeutend, daß ſie nicht verſtanden, ihm durch eine gewiſſe Anordnung einen Glanz zu geben. Bis auf die Nähnadeln und eiſernen Feilen, die man zu großen ſtrahlenden Sonnen um einen Mittelpunkt vereinigt war alles eingerichtet, die Sinne zu beſtechen und das Urtheil zu gewinnen. Die Zeuge zur Bekleidung waren auf das verführeriſchſte drapirt, und manche ſchöne unſchuldige Frau mochte die Qualen des Tantalus gefühlt haben.

Fünf Tage der Woche war die Induſtrie-Ausſtellung dem breiten, zwei Tage dem hohen Publikum geöffnet. An dieſem Tage nämlich konnte man nur vermittelſt einer Einlaßkarte in den Louvre

kommen. Zwar war es jedem leicht, ſich eine ſolche Karte zu verſchaffen, bis die Zahl erſchöpft war; indeſſen befleißigte ſich die vornehme Welt, ſich nur an dieſen Tagen im Louvre zu zeigen. Dieſe Einrichtung, wie manche andere gleicher Art, war aber darum ſo getroffen, um den reconvalescirenden Pariſern nach und nach wieder Geſchmack für ariſtokratiſche Kategorien beizubringen.

Eigentlich iſt die Induſtrie-Ausſtellung beſtimmt, Muſter von neuen, von vervollkommneten, oder ſolchen Waaren zu vereinigen, die bei gleicher Güte ſich durch wohlfeilen Preis auszeichnen. Eine Jury in jedem Departamente entſcheidet, was würdig ſei, zur Ausſtellung zu gelangen. Indeſſen ſoll ſich dieſesmal die Jury nicht ſehr anſpruchsvoll bezeigt haben, ſo daß manches zur Preisbewerbung zugelaſſen wurde, was dieſe Ehre gar nicht verdiente. Auch hatte die oberſte Verwaltungsbehörde den Präfecten ſehr angelegentlich aufgetragen, die Fabrikanten ihrer Departements zu vermögen, daß ſie ihre Erzeugniſſe nicht blos in eben zureichenden Muſtern, ſondern in ganzen Stücken und in Menge aufſtellten. Auf dieſe Weiſe hat die Induſtrie-Aufſtellung, die bei weitem nicht ſo glänzend war, als es die vorige im Jahre 1819 geweſen, dennoch einen doppelt großen Raum eingenommen, und ſie iſt zur wahren Meſſe geworden. Die liberalen Blätter ſagten, dieſes ſei geſchehen, um der Aufmerkſamkeit der Pariſer, die man von dem ſpaniſchen Kriege abziehen wollte, ein breiteres Schauſpiel zu geben, und auch um zu verbergen, welch' einen nachtheiligen Einfluß der Krieg auf Handel und Gewerbe gehabt. Ob jene ewigen Zänker Recht haben, oder nicht, daran iſt nichts gelegen. Iſt im proſaiſchen Klima unſeres Welttheils Induſtrie die Wurzel der Freiheit, ſo iſt es gleichgültig, ob die Hofgärtner für das Intereſſe des Tags, oder für ein dauerndes, aus Eigennutz, oder für das allgemeine Wohl, das Obſtbäumchen pflegen. Es wird Früchte tragen; der Eingeweihte merkt auch hier die Liſt des Himmels, ſpottet der betrogenen Betrüger, und ſagt dem Vertrauten leiſe und lächelnd in's Ohr: Die Vorſehung fiſcht wieder im Trüben!

Daß die franzöſiſchen Fabrikanten, welche an der Induſtrie-Ausſtellung Theil genommen, an Gewinnſucht und Eitelkeit miteinander gewetteifert haben werden, das läßt ſich wohl denken. Auch iſt es ſo

leicht zu erklären, als zu entſchuldigen. Iſt ein einzelner Menſch eitel, mag man es verzeihen, hat er Verdienſt; wer gibt ſich die Mühe, unſere Vorzüge zu verkündigen, wenn wir es nicht ſelbſt thun? Hat er keine Verdienſte, dann läßt uns das die Güte der Natur mit Dank erkennen. Dem Einen gibt ſie baare Vorzüge, dem Andern das Papiergeld der Einbildung, und ſo wird jeder zufrieden geſtellt. Iſt aber ein Volk eitel, ſo iſt das abgeſchmackt, und gar nicht zu entſchuldigen; denn jenes Surrogates der guten Eigenſchaften bedarf es nicht, weil es kein Volk in Europa gibt, das nicht durch irgend einen Vorzug andere Völker überragte, und es braucht auch nicht der Herold ſeiner eigenen Verdienſte zu ſein, weil Neid und Eiferſucht nie vermögen, die glänzende Seite einer Nation in Schatten zu ſtellen. Darum ſind die Franzoſen mit ihrer Nationaleitelkeit ſo unerträglich; darum ſind ihre liberalen Schriftſteller, die dieſen National-Egoismus zu erhalten und zu verſtärken ſuchen, ſo ſehr zu verdammen. Auch in ihren Berichten über die Induſtrie-Auſtellung haben ſie bei jeder Gelegenheit auf die Geſchmackloſigkeit der Engländer einen hämiſchen, auf die niedere Bedeutung deutſchen Kunſtfleißes einen ſtolzen Blick geworfen. Man könnte ſie fragen: Iſt dieſes Silbergeſchirr geſchmackvoller, weil es in London minder geſchmackvoll verfertigt wird? iſt dieſer Zeug beſſer, weil ihn die deutſchen Fabrikanten nicht ſo gut zu Stande bringen? Statt mit allen Völkern in Frieden zu leben — nicht im Waffenfrieden, den zu zerſtören oder zu erhalten ja nur den Regierungen obliegt; ſondern im geſelligen Frieden, wobei ſich die Völker gegenſeitig achten, ihre Vorzüge gegen einander austauſchen, und ihre Vorzüge gegen einander auszutauſchen, und ihre Mängel wechſelſeitig ergänzen — ſuchen die liberalen franzöſiſchen Schriftſteller ihr Volk im Hochmuthe zu iſoliren; und da ihnen hierbei kein böſer Wille zuzuſchreiben iſt, ſondern nur Unverſtand, ſo möchte man ſie lieber ſchon Vormittag, als erſt Nachmittag in ein Tollhaus ſperren. Aber ſie werden Frankreich noch unglücklich machen. Denn käme einſt in dieſem Lande eine Regierung auf, die nicht den mäßig guten Willen der jetzigen hätte, dann würde ſie die von den Freiheitsmännern genährte Eitelkeit der Franzoſen benutzen, ſie zu Eroberungen nach dem verhaßten England, oder dem verachteten Deutſchland zu

Digitized by Google

führen, und das leichtſinnige Volk eilte jubelnd zur Fahne, und würde erſt, nachdem es ſiegreich zurückgekommen, mit Schrecken gewahr werden, daß man unterdeſſen das Kartenhaus ihrer Konſtitution tückiſch umgeblaſen!

Ehe ich zu dem Einzelnen der Induſtrie-Ausſtellung übergehe, fühle ich mich verpflichtet zu bemerken, daß mir zu einer gehörigen Darſtellung dieſes wichtigen Schauſpieles gar viele Kenntniſſe fehlen. Zu einer ſolchen gebührlichen Beſchreibung müßte man das Fabrik- und Maſchinenweſen verſtehen; man müßte die verarbeiteten Natur-Produkte kennen; mit dem innern Verbrauche und der Ausfuhr der Waaren bekannt ſein. Um der franzöſiſchen Induſtrie in ihrer jetzigen Beſchaffenheit den gehörigen Rang anzuweiſen, dürften auch einem die übrigen Länder nicht fremd ſein. Und gar viele Einſichten würden noch erfordert, die mir mangeln. Indeſſen beruhigt mich der Gedanke, daß eine ſolche gründliche nationalökonomiſche Darſtellung zu einem Ernſte führen würde, welcher den Leſern für welche dieſe Blätter beſtimmt ſind, nicht willkommen wäre. Ich werde von ſolchen Dingen ſprechen, die auch jedem Andern auffallen würden — weil ſie glänzen, weil ſie ſchön ſind, weil ſie zu täglichem Gebrauch beſtimmt, eine ungewöhnliche Form haben, oder weil ſie zu einem ungewöhnlichem Gebrauche beſtimmt ſind; von Dingen endlich, die man gern ſelbſt beſitzen, oder lieben Freunden und Freundinnen ſchenken möchte, wenn man Geld genug hätte, ſie zu kaufen. Wer aber die Induſtrie-Ausſtellung geſehen, und nicht im Stande war, ſich manches Gefällige anzueignen, der durfte doch zwei koſtbare Erfahrungen ganz unentgeldlich mitnehmen: wie Vieles der Menſch nicht entbehren, und wie Vieles er entbehren kann.

1. Ternaux.

Im Konzerte der Eitelkeit und Gewinnſucht hat Ternaux ein Solo geſpielt, und es gebührt ihm daher eine beſondere Erwähnung. Da aber, was man nie vergeſſen darf, in Paris die Marktſchreierei ganz geſchwiſterlich mit dem wahren Verdienſte lebt, ſo ſoll zuvörderſt von Ternaux's wahren Verdienſten geſprochen werden. Er iſt der erſte Fabrikant in Frankreich und beſchäftigt zwölf Fabriken, zum

Theile im Auslande, nämlich in Sedan, in Louviers, in Elboeuf, St. Ouen, Rheims, Aachen, Lüttich, Ensival und Paris. Ihm am meiſten verdankt Frankreich die Vervollkommnung des Fabrikweſens ſeit dreißig Jahren, und er war der Erſte, der die hydrauliſchen Maſchinen der Engländer einführte. Er war zweimal in dieſem Lande, um deſſen Fabriken kennen zu lernen. Ternaux hat in St. Ouen eine Experimental-Werkſtätte (atelier d'épreuves), um neue Verfahrungsarten zu erproben, und er verſchwendet auf die Verſuche zu neuen Stoffen jährlich eine große Summe. In Paris, Livorno, Neapel und andern großen Städten hat er Handelshäuſer errichtet, die ſich nur mit dem Vertriebe ſeiner Produkte beſchäftigen, und es wird von ihm gerühmt, daß er das Glück vieler junger Leute begründe, welchen er ſeine Waaren auf Kredit gäbe. Auf ſeinen Ländereien unterhält er große Heerden von Merino-Schafen, und von jenen Ziegen, deren Haar den Stoff zu den Cachemirs giebt, und welche Ternaux zuerſt aus Perſien nach Frankreich gebracht. Ternaux's Cachemirs-Shawls werden ſogar im Orient begehrt, und die Schönheiten des Serails in Konſtantinopel, die indiſchen Bajaderen und die Frauen in Perſien ſchmücken ſich damit. Um von Ternaux's ausgedehnter und verſtändiger Induſtrie eine Vorſtellung zu geben, wird erzählt, er habe in früherer Zeit eine neue Art von ihm erfundenen Tuches nach England geführt, wo ihm aber die Waare an der Douane konfiscirt worden ſei. Denn nach dem damals geltenden Handelsvertrage zwiſchen Frankreich und England habe jeder Staat das Recht gehabt, diejenigen Waaren zu konfisciren, die von dem Einführer zwölf Procent unter dem Preiſe angegeben würden. Ternaux habe aber bewieſen, daß der von ihm erklärte niedrige Preis der wahre Verkaufspreis ſei, und daß er noch dreißig Procent dabei gewinne. Dreimal habe Ternaux aus dieſem Grunde eine Confiscation ſeiner Einfuhr erlitten, und dreimal habe er den Prozeß gewonnen.... Früher gab Ternaux zehntauſend Arbeitsleuten Unterhalt; jetzt aber, wegen der unruhigen Zeiten und der Vervollkommnung der Maſchinen, beſchäftigt er nur noch ſechstauſend. Außer dem Erzählten hat er auch noch das Verdienſt, links zu ſein. Es giebt nichts Angenehmeres auf der Welt, als in Paris liberal zu ſein,

Digitized by Google

und nebenbei ungeheuer reich. Man iſt dann im Beſitze einer ſehr romantiſch gelegenen Zwickmühle. Fallen die Renten, zieht man nach Barcellona, und erquickt ſich an Mina's Tapferkeit; geht Cadix über, zieht man in ſeine Kaſſenſtube, und tröſtet ſich mit ſeinen Millionen. Auch zeigen die Pariſer Handelsleute bei jedem kosmopolitiſchen Unglücke eine Seelenſtärke, die ſie den weiſeſten Männern Griechenlands gleichſtellt. Ich war ganz erfüllt von Bewunderung, und durchdrungen von Ehrfurcht, als ich am Tage, da man erfuhr, Cadix habe ſich übergeben, einen liberalen Bankier beſuchte, und ihn ſo ruhig und gefaßt gefunden, daß er mit feſter Hand gemeine Handelsbriefe unterzeichnen konnte.

Ternaux erhielt zur Ausſtellung ſeiner Fabrikate, gleich den übrigen Fabrikanten, ſeinen Platz im Louvre. Ich muß unparteiiſch bemerken, daß der angewieſene Platz wirklich eng war; und es mochte hierbei von Seiten der Behörden eine jener kleinlichen Neckereien ſtattgefunden haben, die man ſich im vorigen Jahre, bei Gelegenheit der Gemälde-Ausſtellung, gegen Horace Vernet erlaubt hat. Dieſer nämlich, weil er mit der linken Hand malte, konnte auch für ſeine Werke nicht den erforderlichen Platz erhalten. Hier iſt alles Links oder Rechts, und die Menſchen werden, wie beim jüngſten Gerichte, als Böcke oder Lämmer zu beiden Seiten geſtellt. Es lohnte ſich wohl der Mühe, ſich hinter einen ariſtokratiſchen und einen liberalen Kammerdiener zu ſtecken, um zu erfahren, ob ihre Herren, je nach ihrer politiſchen Geſinnung, auf der rechten oder auf der linken Seite im Bette liegen. Aber es iſt nicht weniger zu bedenken, daß wenn Ternaux auch einen zehnmal größeren Raum bekommen hätte, dieſer doch für ſeine vielen nnd mannigfaltigen Fabrikate nicht ausgereicht haben würde. Es war alſo der Behörde nicht möglich, dem Mangel abzuhelfen. Aber Ternanx half ihm ſelbſt ab indem er in ſeiner eigener Wohnung eine Privat-Ausſtellung veranſtaltete, und bei dieſer Gelegenheit auch ſeine Waaren im Detail und zum Fabrik-Preiſe verkaufte. Die Ausſtellung wurde von ſeinen Gegnern, ohne alle Rückſicht auf das Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie, eine *Contre-Exposition* genannt, dem Ausdrucke Contre-Révolution nachgebildet. Ternaux's Freunde erhoben deſſen Ausſtellung ſehr,

und widmeten ihr in den Journalen viele und lange Artikel. Sie lobten die Vortrefflichkeit, die Wohlfeilheit ſeiner Waaren. Unter andern bemerkten ſie: Ternaux verkaufe ſeine feinſten Wollentücher zu 45 Fr. die Elle; die Schneider aber (es iſt in Paris üblich, daß die Schneider zu den von ihnen verfertigten Kleidern auch das Tuch liefern) ließen ſich für die Elle 65 Fr. bezahlen, eine Prellerei, die ſelbſt für Schneider zu groß wäre. Als Ternaux die Lobrede ſeiner unverſtändigen Freunde geleſen, mochte er ſehr erſchrocken ſein; denn es mit den Schneidern zu verderben, dazu gehört ein Heldenmuth, für den ein tuchhändleriſches Herz nie groß genug iſt. Er übernahm alſo ſelbſt die Vertheidigung der Schneider; er ſagte: die Herren Schneider wären die ehrlichſten Leute von der Welt, und wenn ſie ſtatt 45 Fr. 65 Fr. forderten, ſo habe das die und die Urſachen. Ternaux gebrauchte aber in ſeiner Schutzrede ſo zweideutige, ſo ſophiſtiſche Wendungen, daß ſie ſchwer zu faſſen waren. Nur ſo viel ging deutlich hervor, daß er die den Schneidern abgenommene Schuld auf die Kaufleute wälzte. Jetzt zogen dieſe zu Felde, und zwar ſchaarenweiſe, je nach ihrer Waffenart: die Tuchhändler, die Leinenhändler, die Cachemir-Händler, und die übrigen Ellenritter, alle in beſondern Abtheilungen. Sie ſagten: Ternaux habe ſeine Privat-Expoſition aus Eigennutz veranſtaltet; denn er verkaufe im Detail, und halte eine wahre Meſſe — ein Verfahren, das zu bezeichnen, ſie ſich enthalten wollten. Ein heiliges Naturrecht, ſeit Anbeginn der Welt, zwiſchen Fabrikanten und Kaufleuten geltend, unterſagt Jenen, ihre Waaren im Ausſchnitt zu verkaufen, und dieſes Naturgeſetz habe Ternaux ſchmählich verletzt. Ferner: wenn er ſeine beſten Tücher zu 45 Fr. verkaufe, ſo beweiſe das nur, daß er keine feineren zu höheren Preiſen verfertige; andere Fabrikanten aber können daher nicht der Uebertheuerung beſchuldigt werden, wenn ſie feinere Tücher lieferten, die bis zu 90 Fr. werth wären. Die Herren Kaufleute mögen hierin ganz Recht haben. Sie ſagten weiter: Ternaux's Preiſe wären höher, als die anderer Fabrikanten, und es ſei ja eine bekannte Sache, daß die franzöſiſchen Handelsleute ſich aus Ternaux's Fabriken gar nicht verſorgten, und daß deren größter Abſatz in das Ausland ginge. Der Beweis dieſer Behauptung läge darin, daß Ternaux ſich

Digitized by Google

im Stande geſehen, in ſeiner Ausſtellung für zwei Millionen Waaren zuſammen zu häufen, was einem Fabrikanten, dem es nicht an Beſtellungen mangelte, unmöglich gefallen wäre. Auch hierin ſcheint das Recht auf der Seite der verbündeten Handelsmächte zu ſein. Ternaux erwiederte auf dieſe Beſchuldigungen: nicht aus Gewinnſucht, ſondern darum habe er ſeine Haus-Expoſition veranſtaltet, um die Jury zu überzeugen, daß er zu den angegebenen wohlfeilen Preiſen wirklich verkaufe. Die Jury nämlich nehme bei ihrer Ehrenpreis-Ertheilung auf die Wohlfeilheit der Fabrikate Rückſicht; wie könne ſie ſich aber überzeugen, daß die Fabrikanten zu den ihren Muſtern beigefügten Preiſen wirklich verkauften, wenn ſie es nicht machten, wie er es gemacht? Nur um die goldene Medaille ſei es ihm zu thun geweſen. Die gegneriſchen Handelsleute ſchlugen auch dieſe Entſchuldigung zurück, und ſo wurden einige grauſige Federſchlachten geliefert. Endlich thaten die Ternaux's den entſcheidenden Schlag. Sie ſagten: Und wenn wir auch wirklich aus Gewinnſucht unſere Expoſition veranſtaltet — iſt das nicht etwas Erlaubtes, kann uns das Jemand wehren? Das war ſehr vernünftig geſprochen, und es iſt hiergegen nichts zu bemerken, als daß ſie, ſo wie ſie geendigt, hätten anfangen ſollen; der gerade Weg iſt überall der beſte.

Einiger der Fabrikate Ternaux's, die wegen ihrer Neuheit, ihrer Güte, oder ihres niedrigen Preiſes Aufmerkſamkeit erregt, ſoll am gehörigen Orte Erwähnung geſchehen.

2. Graphiſche Künſte.

Wie der Menſch das letzte Werk der bildenden Natur war, daß er alle in Steinen, Pflanzen und Thieren zerſtreuten Sinne und Kräfte in ſich vereinige, und ſo über alles Erſchaffene herrſche; daß die räumliche Natur allgegenwärtig, die gebundene freibeweglich werde, und die ganze Natur dort ſei, wo ſich ein Menſch befindet — ſo wurde von den Menſchen die Buchdruckerkunſt, die ſpäteſte unter den Künſten erfunden, damit ſie alle vertheilten Bildungen der andern verſammle, und für ſich allein darſtelle. Darum gebührt ihr wie überall, ſo auch hier der erſte Platz. Sie iſt die Erblichkeit aller hinterlaſſenen Güter, und die wahre Unſterblichkeit des menſchlichen

Geiſtes. Sie iſt die treue Leibwache der Völker, und die aufrichtige Rathgeberin der Fürſten. Sie iſt die Poſaune des Weltgerichts, welche verborgene Frevel und Tugenden bekannt macht, und die Schlechten wie die Guten vorladet, Rechenſchaft zu geben oder ihren Lohn zu empfangen.

Vergleicht man alle Künſte, je nach den ſchnellen oder langſamen Fortſchritten, die ſie ſeit ihrer Entſtehung gemacht, ſo findet man, daß diejenigen am langſamſten fortgeſchritten, die ein nothwendiges Bedürfniß des Lebens erfüllten. So die Landwirthſchaft und die Arzneikunſt. Es erklärt ſich dieſes leicht. Jede Kunſt, die einem unentbehrlichen und täglichen Bedürfniſſe abhilft läßt dem, der ſie ausübt, nicht die Zeit, auf deren Vervollkommuung zu denken, und ſie gi bt ihm auch nicht den Drang dazu; denn ein nothwendiges Bedürfniß ſchweigt, ſo bald es für den Augenblick befriedigt iſt. Diejenigen Künſte nur, welche die Menſchen zu ihrer Luſt erfunden, geben ihnen Muße und Trieb, auf deren Ausbildung zu denken, weil hier keine Anwendung zerſtreut, und keine augenblickliche Befriedigung das Nachdenken einſchläfert; denn jede Luſt iſt unerſättlich. Auch die Buchdruckerkunſt hat ſeit ihrer Erfindung keine bedeutenden Fortſchritte gemacht, und wenn wir neulich erfuhren, daß ein Engländer ein Druckklavier erfunden, das mit der Schnelle des Gedankens das Gedachte ſogleich abdruckt, ſo hat das erſt den Wunſch in uns erregt, was die Buchdruckerkunſt noch werden möchte. Bis jetzt war ſie nur eine Staatskunſt, das will ſagen, eine ſolche, die nur in einer geſelligen Vereinigung der Menſchen ausgeübt werden konnte, weil ſie eine Verbindung mannigfacher Kräfte erforderte. Sie muß aber eine perſönliche Kunſt werden, eine, die jeder Menſch ohne fremde Hülfe, wie das Schreiben mit der Hand ausüben kann, und dann erſt, und wenn der Jugend, wie das Schreiben, ſo auch das Drucken in der Schule gelehrt würde, wäre dieſe Kunſt eine königliche zu nennen, weil ſie aus jedem Bürger einen König machte, der ſeine Gedanken ausſchickte, daß ſie in ſeinem Namen regieren mögen, nach Würde und Kraft und Recht.

Die franzöſiſche Typographie, iſt anerkannt der deutſchen weit vorgeſchritten. Dieſe ihre Ueberlegenheit erklärt ſich, ſo viel das

Techniſche der Kunſt betrifft, leicht dadurch, daß ſie, wie kein Hand= werk und keine Kunſt in Frankreich, nicht am Gängelbände der alten Zunftweiber geführt wird, wie es im Aegyptiſchen Deutſchland ge= ſchiebt, wo das Vorurtheil, das man nicht länger bei Leben erhalten konnte, nach ſeinem Abſterben wenigſtens einbalſamirt wird, damit es noch ſeine tauſend Jahre räumlich fortbeſtehe, und den Lebenden den Platz wegnähme. Das ſchwächere Wachsthum der deutſchen Buchdruckerkunſt, hat aber auch noch eine andere Urſache, die, als eine ſittlich geſellige, von größerer Bedeutung iſt. Es hängt nämlich mit der deutſchen Volksbildung zuſammen. Die wiſſenſchaftliche Bildung der deutſchen Gelehrten iſt unſtreitig größer und gründlicher, als die der franzöſiſchen. Wahrſcheinlich iſt mir auch, daß in Deutſchland die wiſſenſchaftliche Bildung verbreiteter iſt als in Frankreich, und daß ſie tiefer zu den untern Volksklaſſen hinabſteigt; doch kann wenig= ſtens ich darüber nicht entſcheiden, da ich die franzöſiſchen Provinzen nicht kenne. Eines aber iſt das Gewiſſeſte: daß die gebildeten Klaſſen in Frankreich, diejenigen nämlich, die in der Mitte zwiſchen Gelehr= ten und Volk ſtehen, die Beamten, Fabrikanten, Kaufleute, höhere Handwerker gebildeter als in Deutſchland ſind. Sie leſen mehr, ſammeln ſich mehr Bücher, und dieſes muß auf Buchhandel und Buchdruckerkunſt natürlich einen vortheilhaften Einfluß haben. Buch= händler und Buchdrucker müſſen ſuchen dem Geſchmacke reicher Leute zu ſchmeicheln, und ſich daher bemühen, ihr Gewerbe und ihre Kunſt zu vervollkommnen. Es fehlt mir gegenwärtig an Leipziger Bücher= Verzeichniſſen, ſonſt würde ich vergleichen, wie ſich die (Bände=) Zahl der jährlich in Frankreich erſcheinenden Bücher, zu der in Deutſchland erſcheinenden verhalte. Das Journal de la librairie, welches jede Woche in Paris herauskommt, und worin in fortlaufen- den Nummern alle in Frankreich erſchienenen Werke verzeichnet ſtehen, ging den 15. November gegenwärtigen Jahres bis zur Num= mer 4990. Rechnet man hierzu die noch fehlende Zeit bis zur Vol= lendung des Jahrs, und bringt man in Berechnung, daß von allen in Paris erſcheinenden, aus mehreren Bänden beſtehenden Werken, wenigſtens zwei Theile zugleich herauskommen, die aber unter einer Nummer ſtehen; weiß man, daß im vorigem Jahre, für drei und

Digitized by Google

eine halbe Million Franken Bücher aus Paris ausgeführt worden, und rechnet man hiezu, was in Paris ſelbſt verbraucht worden, und was in den Provinzen gedruckt wird — ſo hat man einen Maaßſtab, die franzöſiſche Literatur nach ihrem arithmetiſchen Umfange mit der deutſchen zu vergleichen. Aber die Zahl der koſtſpieligen Werke, deren Abſatz für die Bildung der reichen Volksklaſſen ein gutes Zeugniß abgelegt, iſt in Frankreich ungleich größer als in Deutſchland. Gau's Reiſebeſchreibung von Nubien, welches in der Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheint, iſt, ſo viel mir bekannt, das einzige Werk bezeichneter Art, das ſeit einigen Jahren in Deutſchland herausgegeben worden. Solche Werke aber erſcheinen in Frankreich jede Woche. In einem und dem nämlichen, gerade vor mir liegenden Proſpectus des Buchhändlers Maſſon in Paris, ſind folgende vier Werke angekündigt. 1) Eine "voyage pittoresque en Autriche." 3 Bände in Folio, mit 163 Kupfern. Die gewöhnliche Ausgabe kommt auf 360 Fr., die beſſere auf 900 Fr. 2) "Collection des vases grecs de Mr. le Comte de Lamberg." 1 Band in Folio. Die ordinäre Ausgabe 540, die feine 900 Fr. 3) Ein Büffon in 127 Bänden mit 1150 Kupfern. Gewöhnliche Ausgabe 444, die beſte 1905 Fr. 4) "Les monumens de la France." 4 Bände in Folio. Ordinäre Ausgabe 720, feinere 2000 Fr. 4) Die Biographie universelle, die nach ihrer Vollendung wenigſtens aus 50 Bänden beſtehen wird, koſtet in der beſten Auflage der Band 48 Fr., ſo daß das ganze Buch auf 2400 Fr. zu ſtehen kommen wird. Von dieſem nämlichen Werke hat der Verleger ein einziges Exemplar auf feinem Pergament (peau velin) abziehen laſſen, wovon der Band 600 Fr. koſtet, das ganze Werk alſo 30,000 Fr. koſten wird. Nimmt man nun auch an, daß der Verleger an dieſer Summe drei Viertheile rein gewönne, ſo bliebe die Summe ſeiner Auslagen doch immer noch bedeutend genug, daß ſich nicht denken ließe, er hätte dieſen Aufwand gewagt, wenn er nicht große Hoffnung hätte, das Exemplar an einen Käufer zu bringen. Hierbei iſt freilich auch zu bedenken, daß während die deutſchen Buchhändler blos auf ihr Vermögen und ihren perſönlichen Kredit beſchränkt ſind, die franzöſiſchen zu jeder koſtſpieligen Unternehmung Actionärs und Kapitalien genug finden. Dieſes iſt

Digitized by Google

aber weniger eine Urſache als eine Wirkung des größern Flors des Buchhandels, denn da ein Kapitaliſt in Paris ſchon im gewöhnlichen Geldhandel 8 bis 10 Procent ganz ſicher aus ſeinen Kapitalien zieht, ſo muß der Gewinn in literariſchen Unternehmungen, bei gleicher Sicherheit noch größer ſein, wenn man ſeine Kapitalien daran ſetzt.

Den Kunſtwerken der Typographie war im Louvre ein großer Saal eingeräumt. Daß ſich hier die Didots vortheilhaft auszeichneten, läßt ſich denken. Dieſer ganzen Familie iſt Kunſtgenie erblich angeboren. Die Mutter des Firmin Didot, eine Dame von 82 Jahren, hat Wachsblumen, den natürlichen auf das täuſchendſte nachgeahmt, zur Ausſtellung gebracht. Firmin Didot iſt zugleich Papier-Fabrikant, Schriftgießer, Drucker und Schriftſteller. Er brauchte ſeine Thätigkeit nur noch bis zum negativen Pole der Literatur auszuſtrecken, nämlich bis zur Zenſur, um nach einer Sündfluth, er ganz allein, die literariſche Welt wieder bevölkern zu können. Erſt vor einigen Wochen hat er eine von ihm ſelbſt gedichtete und gedruckte Tragödie auf das Theater Français gebracht. Auf dem Titelblatt einer Ueberſetzung von Virgils Hirtengedichte, die vor einigen Jahren erſchien, ſind die Worte zu leſen: "Les Bucoliques de Virgile, traduites en vers français, par Firmin Didot. Gravé, fondu et imprimé par le traducteur." Die Mitglieder der Familie Didot leben in Handwerksfeindſchaft unter einander, und führen in öffentlichen Druckſchriften einen ſehr häßlichen Neidkrieg Heinrich und Julius Didot machen ſich die Erfindung einer neuen Art kleiner Buchſtaben wechſelſeitig ſtreitig. Ein ſchöner Wetteifer, wer am meiſten dazu beigetragen die Menſchen blind zu machen! Es iſt mit ſolchem kleinen Drucke, in Deutſchland wie in Frankreich, etwas ſehr troſtloſes, und die Polizei, die ſich doch ſonſt um alles bekümmert, ſollte eines ihrer hundert Augen auf dieſen Gegenſtand richten. Wenn in deutſchen eleganten Blättern comme il faut, die Korrespondenz-Artikel klein gedruckt werden, ſo iſt hierbei nichts anderes zu bedauern, als daß ſie nicht noch kleiner gedruckt ſind, damit es gar nicht möglich ſei ſie zu leſen, und darüber die Zeit zu verderben. Der deutſchen Leſewelt, welcher zu Gefallen ſich jene eleganten Zeitungen auf das Fadeſte parfümiren, muß man es gerade heraus-

Digitized by Google

ſagen, daß es ihrem Geſchmack zu keiner Ehre gereicht, wenn ſie den deutſchen Komödianten eine ſo lange und breite Aufmerkſamkeit ſchenkt. Ein armer Schelm von Schauſpieler, der nicht begabt oder nicht beliebt iſt, muß auf ſeinen Kunſtreiſen durch jene hundert Blätter Spießruthen laufen, und ganz zerfleiſcht kehrt er zu ſeiner Mutterbühne zurück. Beliebte Schauſpieler aber ziehen von Königsberg bis nach Wien, alle Tage unter Papier-Triumphbögen ihre Heldenbahn, und es wird erzählt, wie ſie hier den Peter, dort den Hans geſpielt, und wie oft und wie ſtark ſie beklatſcht worden. Solche Klatſchberichte mögen immer klein gedruckt werden. Aber bei gemeinnützigen Werken, wie das Converſations-Lexikon, ſollte man kleinen Druck nicht verſtatten, und würden die Bücher viermal theurer; denn es iſt, national-ökonomiſch betrachtet, immer noch beſſer, ein Volk iſt geiſtig als körperlich blind. Man ſollte typometriſche Zenſoren anſtellen, die alles was ſie nicht verſtehen, nämlich nicht leſen könnten, ausſtreichen müßten.

Unter den Prachtwerken, welche Didot ausgeſtellt, bemerkte man auch Titelblatt und Vorrede des Boißerſchen Werkes über den Köllner Dom, das im Verlage der Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheint, und ſich ganz herrlich ausnimmt. Es iſt in deutſcher Sprache und mit deutſchen Buchſtaben gedruckt, und mit einem ganz eigenen Gefühle muß man ſich bei dieſem Anblicke geſtehen, daß in Frankreich ſchöner Deutſch gedruckt wird, als in Deutſchland ſelbſt. Von den mancherlei typographiſchen Curioſitäten die zu ſehen waren, will ich nur eines Teſtamentes Ludwig XVI. gedenken, das, auf einen ſehr großen Bogen, und unter Glas und Rahmen zur Wandverzierung eingerichtet, mit "caractères funèbres" gedruckt war. Worin die typographiſche Traurigkeit eigentlich liegt, läßt ſich nicht beſchreiben; es iſt aber wahr, der Druck hat einen wahren Leichengeruch. Unter den Schriftgießern zeichnete ſich Mole der jüngere aus. Außer den Schriften der modernen Sprachen und des Griechiſchen, die man ſich nicht ſchöner denken kann, hat er auch arabiſche und perſiſche Schriftproben geliefert, die er unter Anleitung des Orientaliſten Langles verfertigte. Die Buchſtaben ſind ſo beſtimmt, reinlich und heiter, daß ſie das Verwirrende, mit welchem die Schrift

Digitized by Google

einer fremden Sprache uns gewöhnlich erſcheint, ganz verlieren, und man ſich ſehr verwundert, daß man dieſe ſo deutliche Schrift dennoch nicht leſen könne. Didot hat die Modelle aller zur Papierfabrikation nöthigen Maſchinen ausgeſtellt, worunter auch die Maſchine zur Verfertigung des Papiers von unendlicher Länge ſich befand. Ich habe aber nicht gehört, daß die letztere hier ſchon im Gange wäre. Auch der vortrefflichen Landcharten, worunter auch auf Seide abgedruckte, iſt zu gedenken. Die von Didot mit beweglichen Typen, kenne ich nur aus Anderer Beſchreibung; ich habe ſie überſehen. Sie werden ſehr gelobt, und es ſoll ihnen, um an Brauchbarkeit den geſtochenen Karten gleichzukommen, nur noch etwas an der Illumination fehlen.

Hier ſchließt ſich die Lithographie an, deren Werke ſich in Paris mit unglaublicher Schnelligkeit vermehren. Das Neueſte davon was zur Ausſtellung kam, iſt großen Theils ſchon im Stuttgarter Kunſtblatte angezeigt und beurtheilt worden. Lithographiſche Abdrücke in Oelfarben werden wohl in Deutſchland auch ſchon bekannt ſein. Honore in Paris hat ein Verfahren entdeckt, die Lithographie zu Abdrücken auf Porzellan anzuwenden, und es wurde ihm darüber ein Erfindungspatent ertheilt. Alle mögliche techniſche Materialien zur Lithographie waren in großer Menge zu ſehen: Preſſen, Muſter von litographiſch.n Steinen aus allen Gegenden Frankreichs. Sennefelder zeigte ſeine bekannte tragbare Preſſe, und ſein Steinpapier. Dieſes Erfinders der Lithographie wurde in den franzöſiſchen Berichten über die Induſtrie-Ausſtellung kaum gedacht. Er erhielt nur ein Winkellob, das in einem Poſtſcriptum nachhinkt, und auch dieſes nur, um, wie jene Berichterſtatter ſelbſt ſagen „ihre Unparteilichkeit zu zeigen.“ Das iſt eine ſchöne Gerechtigkeit, die ſich zum Verdienſte anrechnet, nicht alles Unrecht gethan zu haben, was ihr freigeſtanden.

Ein Kaligraphiſches Werk fand großen Beifall, nämlich eine, auf einem Imperial Foliobogen geſchriebene franzöſiſche Charte. Die Schrift gleicht dem ſchönſten Drucke, iſt aber auch nicht ſchöner, ſo daß ſie vom Druck ſchwer zu unterſcheiden iſt. Der Verfertiger hat 101 Tag, täglich vier Stunden auf das Werk ver-

Digitized by Google

wendet, und er bemerkt: der ganze Hof habe dieſe Charte (nämlich die kalligraphiſche) mit Wohlgefallen betrachtet.

Auch die *Papierfabrikanten* hatten ihre Fabrikate zur Schau gebracht. So viel mich meine eigene Erfahrung gelehrt, iſt das Papier, welches man gewöhnlich zu Briefen und zum Concipiren braucht, in Paris nicht beſſer und nicht wohlfeiler als in Deutſchland. Das zum Drucke beſtimmte Papier aber (Druckpapier darf es nicht genannt werden, weil ſolches das man in Deutſchland ſo nennt, hier nur an den Volksbüchern von den niedrigſten Preiſen geſehen wird) iſt anerkannt in Deutſchland geringer und theurer als in Frankreich. Man möchte wohl wiſſen, woher das kömmt. An dem rohen Material zum Papiere, fehlt es in Deutſchland nicht*), welche andere Verhältniſſe ſind es alſo, die dort auf dieſen wichtigen Zweig der Induſtrie nachtheilig einwirken? Die deutſchen Fabriken ſind nicht einmal im Stande, den nöthigen Bedarf zu liefern, und ob zwar aus Frankreich und der Schweiz viel Papier eingeführt wird, hört man dennoch oft die deutſchen Buchhändler klagen, daß ſie beim Drucke ihrer Werke oft durch Mangel an Papier aufgehalten würden. Sollte dort wohl der ſtarke Kanzleiverbrauch am Papiermangel Schuld ſein? Dieſes iſt wohl möglich, ja es iſt wahrſcheinlich, wenn man bedenkt, daß ein verwickelter Kriminalprozeß, der in Frankreich innerhalb drei Monate geendigt wird, in Deutſchland erſt nach drei Jahren zur Entſcheidung kömmt, und daß dort Papier und Zeit, ſchreiben und leben, ſynonyme Wörter ſind.... Unter den übrigen ausgeſtellten *Schreibmaterialien* bemerkte man eine Sammlung Siegellacke von allen Farben, weißes ſogar. Dieſe Produkte müſſen wohl ihren Werth haben und Aufmunterung verdienen, da deren Fabrikant bei der vorletzten Ausſtellung die Ehren-Medaille bekommen hat. Dann ſah man durchſichtiges Siegellack, das zur Verſiegelung von Flüſſigkeiten, die man gegen Verfälſchung ſichern will, empfohlen wurde, durchſichtige Oblaten, und Oblaten "à camées." Nämlich auf länglich-runden Oblaten aller Farben, ſind weiße erhabene Figuren cameenartig angebracht. Dieſe werden nicht unter,

* Später erfuhr ich, daß es doch wirklich ſo ſei, und es in Deutſchland an feinen vornehmen Lumpen fehle — worüber ich mich ſehr wunderte.

Digitized by Google

ſondern auf das Papier geklebt. Eine ſchöne Erfindung! Bei der großen Mannigfaltigkeit antiker Cameen, die zu Abgüſſen benutzt werden können, wird ſich für gemütbliche Briefe immer eine entſprechende Figur finden, das Herz des Empfängers auf den Inhalt vorzubereiten. Für 30 Sous kauft man eine Schachtel ſolcher Oblaten, die vom Sonntage bis zum Sonnabende der Liebe, und überhaupt für alle ſchönen Verhältniſſe des Lebens ausreichen

Endlich iſt hier der Buchbinder-Arbeiten mit dem größten Lobe zu gedenken. Was man nur fordern kann, Bequemlichkeit, Dauerhaftigkeit, Geſchmack und gelegentlich auch Pracht des Einbandes, findet ſich vereinigt. Thouvenin, der ausgezeichnetſte Buchbinder in Paris, hat in dieſer letzten, wie in der vorigen Expoſition, eine Medaille erhalten. Die Preiſe des Einbandes ſteigen von 30 Sous bis zu 20 Franken. Es würde viel dazu beitragen, die ſchwache Neigung für Bücher, die man in Deutſchland unter manchen Menſchenklaſſen findet, zu verſtärken, wenn die Buchbinderei, die ſich dort in einem ſehr ſchlechten Zuſtande befindet, verbeſſert würde. Es wäre aber ſehr leicht eine ſolche Vervollkommnung herbeizuführen, indem man die deutſchen Buchbindergeſellen veranlaſſe, ihr Handwerk in Paris auszulernen. Ein hier wohnender deutſcher Buchhändler hat mir erzählt, daß er einen der letzten Theile des Converſations-Lexikons, deſſen frühere Theile er gebunden aus Deutſchland mitgebracht, hier gleichförmig habe wollen binden laſſen, aber nur mit der größten Mühe, einen deutſchen Winkel-Buchbinder ausfindig gemacht habe, der es verſtanden, jene ſchlechten Muſter treu nachzuahmen.

3. Mechaniſche Künſte.

Eine große Menge, theils ausgeführter, theils modellirter landwirthſchaftlicher Werkzeuge, bringen demjenigen, der in ſolchen Dingen keine nähere Kenntniß hat, wenigſtens den Gedanken bei, daß die nothwendigſten Ackerbau-Geräthſchaften wohl keiner Vervollkommnung fähig ſein mögen, da der Pflug aus den Zeiten Heſiods und Virgil's dem heutigen faſt gleich kam. Eine Handmühle, mit welcher eine Perſon in jeder Stunde zwanzig Litres Getreide mahlen

kann, ſchien mir das Werk verbeſſerter Einrichtung zu ſein. Sie koſtet 200 Franken; und eine für 2 Perſonen, die ſtündlich 40 Litres mahlt, koſtet 300 Franks. Feuerſpritzen, ſonſtige Löſchgeräthſchaften, wie auch höchſt zweckmäßige Rettungsmaſchinen, waren in Menge zu ſehen; doch habe ich unter letzteren keine bemerkt, die nicht in Deutſchland auch ſchon bekannt, wenigſtens vom Hauptmann Neander in Berlin in Vorſchlag gebracht worden wären. Nur war hier deren Gebrauch anſchaulicher gemacht, da ſie mit dem Modell eines Hauſes in Verbindung geſetzt waren........ Wer Schneiders griechiſches Lexikon beſitzt, kann ſich erklären, was "voiture ologyre" heißt, wie man überhaupt ohne gründliche Kenntniß der griechiſchen Sprache, viele ausgeſtellte Sachen gar nicht verſtehen konnte. Das Modell zu einem Transportwagen für Findelkinder, machte einen rührenden Eindruck. In einem langen bedeckten, mit Windladen verſehenen Wagen waren zwei Reihen Hängematten von Packleinwand, denen in See-Schiffen gleich, angebracht, und zur Aufnahme der armen Würmchen beſtimmt. Es iſt nämlich zu wiſſen, daß in Paris, wo Alles im Großen und fabrikmäßig betrieben wird, eigene Poſtwagen für Ammen und Findelkinder eingeführt ſind, die täglich zur beſtimmten Stunde abfahren, und welchen man auf den Landſtraßen oft begegnet..... Das Modell einer Normal-Küche war appetitlich anzuſehen. Nicht weniger als fünfzig Speiſen können darin gleichzeitig gekocht werden.... Ein anderes Modell zu einem Amphitheater für chirurgiſche Operationen, war nach einer vortrefflichen Idee ausgeführt. Freilich kann man die Schauſpieler auf ſolchen Bühnen nicht völlig zufrieden ſtellen: aber für die Bequemlichkeit der Zuſchauer iſt auf das beſte geſorgt. — Das neuerfundene "Instrument destiné à remplacer les sang-sues," kenne ich nur aus der gedruckten Anzeige. Wenn es ſeine Beſtimmung erfüllt, iſt es von national-ökonomiſcher Wichtigkeit und kann, allgemein eingeführt, große Erſparniſſe in den Staats- und Privat-Haushaltungen bewirken.

Der rühmlichſt bekannte Mälzl aus Wien, K. K. Oeſtreichiſcher Hof-Mechaniker, der ſeit mehreren Jahren in Paris lebt, und durch ſeine Metronomen mit deutſcher Beharrlichkeit dafür ſorgt, daß die

Franzoſen im gehörigen Takte bleiben, hat nicht blos dieſe ſeine bekannten Taktmeſſer, ſondern auch weibliche Puppen zur Schau geſtellt, die, jede unter einer Glasglocke, ſtill und beſcheiden auf kleinen Stüblchen ſitzen, und, in verſchiedenen Landestrachten, gar herrlich geputzt ſind. Aber nicht blos in ihren ſchönen Geſichtern und Kleidern beſteht ihr Werth, ſondern daß ſie ſprechen können. Sie können j a und n e i n ganz hörbar ſagen. Die Franzoſen machten ſich über dieſe Wortkargheit luſtig, und wollen daraus auf eine gewiſſe Geiſtesarmuth ſchließen; aber die leichtſinnigen Spötter vergeſſen, daß ſelbſt den geiſtreichſten Staatsmännern, welche die größten Dinge zu Stande bringen, es ſelten gelingt, Ja oder Nein deutlich auszuſprechen. — Bedeutender als jene weiblichen Puppen iſt ein männliches Puppen-Spiel, das einer der erſten Pariſer Mechaniker verfertigt hat: nämlich ein vollſtändiges Regiment franzöſiſcher Lanzenreiter, die mit Pferden und Waffen alle Bewegungen der menſchlichen Lanziers machen, und deren Trompeter ganz gehörig dazu blaſen. Der kleine Herzog von Bordeaux hat dieſes Spiel am vorigen Weihnachtsfeſte von ſeinem königlichen Großonkel zum Geſchenke erhalten und der Hof war ſo gefällig, es zum Vergnügen des Publikums in die Exhibition zu ſchicken. Unglücklicherweiſe aber habe ich das Kunſtwerk nicht in Thätigkeit geſehen, denn es war immerfort von einer ſolchen Menſchenmenge umgeben, daß ich mich nicht durchdrängen konnte. Habe ich das große Wunder nicht erblickt, wie man aus Maſchinen Menſchen macht, ſo tröſte ich mich damit, daß ich ſchon ein größeres Wunder geſehen.

Von den vielen ausgeſtellten U h r e n will ich nur zwei erwähnen. Das Werk der einen war in einem von vergoldeter Bronze ſchön ſkulptirten Blumenkorbe ganz verſteckt, und die jezeitige Stundenzahl zeigte ſich im Kelch einer halbgeöffneten Roſe. Deutſche Bonbons-Deviſen verſichern: „Zeit bringt Roſen;“ hier aber ſind es Roſen, welche die Zeit bringen. Das andere Uhrwerk iſt ſehr kunſtreich in einem zolllangen Zeiger angebracht, ſo daß der Zeiger ſich ſelbſt treibt. Dieſer Uhrzeiger, oder dieſe Zeiger-Uhr, kann ohne weitere Vorrichtung, an jeder Wandfläche, auf welche man ein Zifferblatt malt, angebracht und davon wieder abgenommen werden.

Digitized by Google

Schon im vorigen Winter ſah man dieſen Uhrenzeiger an einer Spiegeläche der franzöſiſchen Oper, auf welcher man den Stundenkreis gezogen, in Bewegung. Die Uhr zeigt ſowohl Stunden als Minuten, und iſt von überraſchender Wirkung. — Wer in ſeinem Zimmer ganz gemächlich den Lauf der Welten beobachten will, der konnte ſich in der Expoſition Planetarien nach Belieben auswählen. Man ſah ſehr große von Holz, und auch kleine, zierlich von Metall verfertigte, die man unter einer gewöhnlichen Pendüle-Glocke bergen konnte. Mehrere aſtronomiſche Uhren verſprachen viel; wer nur die Geduld hätte, abzuwarten ob ſie Wort halten! Sie wollen alle Veränderungen in der Zeitlichkeit anzeigen: Stunden, Minuten, Sekunden, den Wechſel der Jahreszeiten, den Lauf des Mondes, den täglichen Auf- und Untergang der Sonne, und ein Zeiger übernahm ſogar die verwegene Verpflichtung, alle vier Jahre den Schalttag in Erinnerung zu bringen.

Die ausgeſtellten Schloſſerarbeiten zeigen, daß dieſer Zweig der Induſtrie in Paris zu großer Vollkommenheit gebracht worden. Man ſieht die ſchönſten und zweckmäßigſten Werke, und das Eiſen iſt ſo vortrefflich polirt, das man es mit Stahl verwechſeln könnte. An hundert Arten von Sicherheitsſchlöſſern hat der Argwohn allen ſeinen Witz verſchwendet. Schön und koſtbar verzierte Geldkoffer möchte man wieder in andere Koffer einſchließen, um ſie reinlich zu haben. Eiſerne Fingerringe gegen Migräne und zur Beförderung des Blutumlaufs, uns ehrlichen Deutſchen unter dem Namen Gichtringe längſt bekannt, wurden hier als eine neue Erfindung angeprieſen. Bratſpieße, die ſich „nach koſmiſchen Geſetzen" bewegen, ſind ſo nährend, als belehrend. In einem von koſtbarem Holze verfertigten Kaſten ſah man eine vollſtändige Sammlung aller für Schloſſer nöthigen Handwerkszeuge, auf das zierlichſte gearbeitet. Auf einer meſſingnen Platte las man die Worte eingegraben: "offert au roi pour le duc de Bordeaux." Wem fiele hierbei nicht der unglückliche Ludwig XVI. ein, der für Schloſſerarbeiten eine ſo leidenſchaftliche Liebhaberei hatte? Daher iſt es wahrſcheinlich, daß die Gabe nicht angenommen worden.

Digitized by Google

In den Zimmern, welche die mechaniſchen Werke ausfüllten, ſah man auch eine große Menge Zeichnungen und Grundriſſe zu Bauwerken, die, theils wegen der Wunderlichkeit des Plans, theils darum einen komiſchen Eindruck machten, weil die unglücklichen Planmacher nie dazu kommen konnten, ihre Entwürfe auszuführen. Der Eine wollte ſchon unter Ludwig XVI. eine Brücke bauen; da trat die Revolution dazwiſchen. Ein Anderer wollte während der Revolution einen Tempel bauen; da kam die Uſurpation und verhinderte. Ein Dritter wollte während der Uſurpation ein Theater aufführen; da ſprach die Reſtauration: halt! — und ſo wurde den armen Schelmen, ſo oft ſie in den Tempel des Ruhms eintreten wollten, die Thüre vor der Naſe zugeſchlagen. Unter andern war das Modell einer Säule zu ſehen, die ein Baukünſtler, zum Denkmale an die Rückkehr Ludwigs XVIII., in Vorſchlag brachte. Die Säule war der auf dem Vendome-Platze gleich; nur hatte der Künſtler die Neuerung angebracht, daß ſie von eben ſo vielen Fenſtern, als das Jahr Tage hat, nämlich von 365, durchbrochen werden ſollte. Ein guter Gedanke! Schade nur, daß dann kein Platz für die Mauerſteine übrig geblieben wäre. Dieſe Glasſäule wollte der Planmacher auf der Stelle errichtet ſehen, wo der unter Napoleon begonnene und unvollendet gelaſſene arc de Triomphe de l'étoile ſteht, den man Platz zu gewinnen niederreißen ſollte. Napoleon hatte dieſen Siegesbogen der aus Rußland zurückkehrenden Armee beſtimmt, und die jetzige Regierung ging immer mit dem Gedanken um, ihn abbrechen zu laſſen. Kaum hatte jener Baukünſtler ſein Modell aufgeſtellt, als im Moniteur eine Königliche Verordnung erſchien, welche den arc de Triomphe de l'étoile auszubauen befahl. Es iſt nämlich nach Beendigung des ſpaniſchen Krieges beſchloſſen worden, das ſiegreiche franzöſiſche Heer zu belohnen, und zwar, was Feldherren und Ober-Offiziere betrifft, die wußten, was ſie thaten, klaſſiſch — mit Orden, Beförderungen, Dotationen, und andern ſoliden Dingen; was aber die Gemeinen betrifft, die ohne Kritik der reinen Vernunft, blos körperlich in das Feuer gegangen, romantiſch — indem ihnen zugedacht worden, unter jener Triumph-Pforte in die Stadt Paris einzuziehen.

Den armen Planmacher alſo hat das neckiſche Schickſal wiederum geprellt.

4. Kleidungsſtoffe, Kleidungsſtücke und Putzwaaren.

Bei den alten Spartanern waren Könige, Magiſtratsperſonen und die Bürger der niedrigſten Stände auf gleiche Art gekleidet. Sie trugen eine kurze Tunika von grober Wolle, darüber einen Mantel, Sandalen zur Fußbedeckung, und auf dem Kopfe eine Mütze, die unſern Nachtmützen glich; doch *ſchläferig* waren ſie nicht, jene Spartaner! Man hätte wohl gewünſcht, bei ſeinen Beſuchen im Louvre ein ſolcher ſpartaniſcher Menſch zu ſein, um ſich um ſo ſtärker verwundern zu können, und alle die Herrlichkeiten mit ſo größerer Freude zu betrachten. Ganz gewiß wären die Könige Leonidas und Ageſilaus dort vor hundert Dingen überraſcht ſtehen geblieben, an welchen jetzt ſelbſt der ärmſte Schelm mit Gleichgültigkeit vorübergeht. Hier wäre der Ort, etwas gegen die Ueppigkeit in Kleidung zu eifern; aber mich ſchreckt ein franzöſiſcher Schriftſteller, der neulich die Gegner des Luxus “ les Jansénistes de la Fabrication ” geſcholten. Einen guten Flötenſpieler hat man vor einigen Tagen “ le Racine de la Flûte ” genannt, und aus dieſen zwei Beiſpielen kann man ſehen, daß wir Deutſche auf unſere *gefrorne Muſik* gar nicht ſtolz zu ſein brauchen. Das, was unter Stoffen und Zeugen meinem ungebildeten Sinne merkwürdig geſchienen, will ich kurz erzählen. Die Zeuge wären eigentlich nach der Art ihrer Grundſtoffe einzutheilen; es herrſcht aber an ſehr vielen eine ſo verwegene Miſchung von Wolle, Baumwolle, Seide, Leinen und Ziegenhaaren; die Meßallianzen zwiſchen Kette und Einſchlag ſind ſo häufig, daß eine Abſonderung nach Geburt und Herkunft gar nicht möglich war. Es iſt bequemer, jene Zeuge am menſchlichen Körper ſelbſt zu betrachten — an dieſem Sammelplatze ihrer Beſtimmung, an dieſem Abgrunde aller erſchaffenen Dinge, an dieſem reißenden Thiere, das, ſchlimmer als der Wolf, das Schaf mit der Wolle verzehrt. Gegen die logiſche und anatomiſche Eintheilung des Fabrikweſens in Kopf,

Digitized by Google

Leib und Fuß, wird niemand etwas einzuwenden finden. Was die Shawls betrifft, ſollen dieſe in einen beſonderen Kapitel abgehandelt werden. Es geſchieht ſo, um das religiöſe Gefühl der Weiber zu ſchonen, welche die franzöſiſchen Shawls nicht zu den irdiſchen Dingen zählen, ſondern zu den himmliſchen.

Kleidungsſtoffe. — Die Franzoſen haben es noch nicht dahin gebracht, die franzöſiſche Wolle beſſer als die ſächſiſche zu finden. Das gereicht ihnen zur Ehre. Auffallend iſt nur, daß ſie, ohne alle Rückſicht auf den Rheinbund und auf den deutſchen Bund, die ſächſiſche Wolle immer noch "laine électorale" nennen, und daß ſie ſagen: "les laines des troupeaux de l'Electeur," als wären alle ſächſiſche Schafe, Eigenthum des Landesfürſten. . . Feine deutſche Herren, welchen das Tuch in Deutſchland nicht theuer genug iſt, können ſich in Paris blaues Tuch zu 90 Fr. und ſchwarzen Caſemir zu 34 Fr. die (franzöſiſche) Elle kaufen... "Etoffes écossaises à carreaux, dont l'usage est excellent contre le froid et la pluie ; elles sont d'ailleurs légères et solides." Dieſen Zeug benutzten Schottländer und Schottländerinnen zu ihren Plaids. Freunde der Scott'ſchen Romane werden ihn zu ſchätzen wiſſen... "Drap mousseline," iſt wegen ſeiner Leichtigkeit zu Amazonenkleidern und Frauenmänteln dienlich... Spitzengarn aus phormium tenax, einer in Neu-Seeland einheimiſchen Leimpflanze bereitet, iſt ein neues Fabrikat... Ein Atlas-Zeug, auf der einen Seite weiß, auf der Kehrſeite roſenroth hat mich frappirt. Da die Farben nicht durchſcheinen und ſich nicht wechſelſeitig nüanciren, muß dieſe Zweideutigkeit nur gemacht worden ſein, um den Launen des Windes zu ſchmeicheln... Gewebe von Eiderdunen, zur Fütterung und Garnirung für Frauenmäntel, ſind theurer als Pelz, alſo auch ſchöner... Köchlin aus Mühlhauſen, der erſte Kattunfabrikant in Frankreich hat — nichts zur Ausſtellung gebracht. Der Chef des Hauſes ſitzt ſeit ſechs Monaten im Kerker, zur Strafe, daß er ein Fabrikgeheimniß der geheimen Polizei verrathen.

Kopfbedeckungen. — Die nothwendigſte, ſchönſte und

wohlweilſte Kopfbedeckung bilden die Haare. Wem die Natur dieſe Gabe verſagt, oder wer ſie verlebt oder verſcherzt, der muß zu Perrücken ſeine Zuflucht nehmen. Im Louvre waren ſie in Menge und Mannigfaltigkeit zu finden Oberflächliche Beobachter, die nicht nachdenken, mußten ſich gewundert haben, dort eine ſo große Zahl Friſeurs zu sehen, deren Erwerbszweig ja von gar keiner nationalökonomiſchen Wichtigkeit iſt, und die mit ihrer breiten, marktſchreieriſchen und prunkenden Ausſtellung andern Fabrikanten Raum, Ohren und Augen wegnahmen. Wir Publiziſten aber wußten uns das zu erklären. Die Pariſer Haarkünſtler nämlich ſind nicht in der großen Welt, aber in der hohen ſehr beliebt, wegen ihrer muſterhaften Geſinnung. Frau von Stael hat in ihrem vortrefflichen Werke über die franzöſiſche Revolution zu bemerken vergeſſen, daß bei der Beſtürmung der Baſtille ſich nicht ein einziger Friſeur befunden. Damals kamen mit den Brutus-Herzen auch die Brutus-Köpfe auf, welchen die Perrückenmacher nicht gewogen ſein konnten, und ſie ſind daher immer treue Anhänger des Zopf-Regimes geblieben. Die Pariſer Friſeurs ſind noch aus einem andern Grunde beliebt. Sie kommen in alle Häuſer und Familien, und zwar in den ächt kritiſchen Stunden: bei Männern des Morgens, bei Frauen zur Toilettenzeit, wo man bei dieſen und jenen Zunge und Herz im Negligee findet; ſie erfahren alſo viel; ſie wiſſen alſo viel zu erzählen; ſie ſind alſo angenehme Geſellſchafter; ſie wiſſen ſich alſo bei allen bedeutenden Männern einzuſchmeicheln, welchen ihrer anſtrengenden Berufsgeſchäfte wegen jede Zerſtreuung eine Wohlthat iſt; ſie wurden alſo von der Polizei, die in Frankreich wie überall, die Regierung regiert, begünſtigt; ſie konnten ſich alſo im Louvre nach Wunſch anſiedeln und ihre Waaren breit auskramen. Darunter ſah man Perruques pylogènes, für Profeſſoren der Philologie beſtimmt; perruques imperméables, für ſolche beſchäftigte Männer, die von läſtigen Wahrheiten nicht beunruhigt werden wollten. Des Haarkünſtlers Allix müſſen wir mit Auszeichnung gedenken. Dieſer würdige Mann ſchmückt die Köpfe nicht blos von außen, ſondern auch von innen; er iſt Philoſoph, Arzt und Naturforſcher. Es giebt nichts Belehrenderes, als den Proſpectus, den er austheilt. Nachdem er die Geſchichte der Perrücken mit philoſophi-

ſchem Geiſte abgehandelt, ſagt er: „Es giebt ſehr viele Männer, welchen Perrücken Noth thun, die aber dennoch lieber, als ſie ſolche trügen, ihren Kahlkopf dem Ungeſtüme der raubeſten Witterung preisgeben; denn die auf hergebrachte Weiſe verfertigten Perrücken machen ihnen Kopfweh, Schwindel, Beängſtigung. Ich habe hundert Verſuche gemacht, wie dieſe Reizbarkeit zu ſchonen ſei; ich habe nach dem Beiſpiele des berühmten Michalon Gipsköpfe gegoſſen, und ihnen meine Perrücken angepaßt — doch alles vergebens! Da kam mir in den Sinn, die Anatomie des Kopfes gründlich zu ſtudiren. Ich muß geſtehen, daß die Vorſtellung des Zergliederns anfänglich alle meine Gefühle in Aufruhr brachte; aber ich dachte an die leidende Menſchheit und überwand meinen Abſcheu. Die Schläfe iſt derjenige Theil des Kopfes, den ich mit der größten Sorgfalt unterſucht habe; ihre äußerſt große Empfindlichkeit machte mich ſtutzen.“ Herr Allix erzählt nun, wie ihn der Lauf der Schläf-Arterien und Venen belehrt habe, daß der Druck der Perrücken auf dieſe Stellen die Congeſtionen nach dem Kopfe verurſachte; er habe durch ein neues Verfahren dieſem Mißſtande abgeholfen. Hiermit noch nicht zufrieden, fährt der Haarkräusler fort: „Ich will jetzt eine Anatomie des Kopfes geben, die ich nach Sabatier ſtudirt.“ Dieſe folgt im Proſpectus in ſechs Kapiteln: Description de la tête; du Crotophyte ou Temporal, de l'Occipito-Frontal; des artères et veines; artère temporale; de la veine temporale.... Wer durchaus in den Tartarus will, der thut wohl, ſich franzöſiſchen Spitzbuben anzuſchließen, ich kann mir nicht denken, daß dieſe viel zu leiden haben werden. Sie ſind ſo lieb in ihrer Schelmerei, daß Minos ſelbſt wird lachen müſſen.

Von anderen Kopfbedeckungen ſind der Herrenhüte von Ziegenhaaren zu gedenken, der chapeaux imperméables en tissu de soie, und der türkiſchen Mützen. Letztere werden hier als etwas Neues angeprieſen; aber in Wien ſind ſie, wie noch viele andere türkiſche Artikel, ſchon längſt Mode. Den Frauen gefiel eine neue Art Hutfedern von Fiſchbein, das Schönſte, was ſich in dieſer Art nur denken läßt. Blumen von Wachs und Gaze ſind bekannt. Von dieſen Blumen werden in Paris von zweitauſend Menſchen jährlich für mehrere Millionen Franken verfertigt, die man über ganz Europa und Ame-

Digitized by Google

rika verbreitet. Frauenhüte mit Geierfedern ſchien mir ein allzu wilder Schmuck.

Leib-Bedeckungen. — Roben von "tissu circulaire" waren eine auffallende Erſcheinung. Sie haben keine Nath und gehen aus den rauhen Händen des Webers ohne Aufenthalt in die zarten der Schönen über. Wehe den Frauenſchneidern! Nur noch zwei Schritte auf dieſem Wege, und ihre ganze Kunſt iſt entbehrlich geworden.... Die Corſetts der Madame Meier gewannen ſich tauſend freundliche Blicke. Sie hätten ſo viele "Grace", dieſe Corſetts, ſagten ſie; und dann lächelten ſie und ſchwiegen.... Ternaux lieferte wollene Jüpons ohne Nath von "tricot circulaire." Sie koſten nur 2 Fr. 25 C. und dennoch ſprach man mit der größten Hochachtung von ihnen. Der Weberſtuhl webt in jeder Minute 10,920 Maſchen an dieſem Zeuge.... Spitzen und Blonden ſah man, daß einem die Augen übergingen. Blonden, vjermal gewaſchen, erſchienen ſo jung und friſch wie Hebe, wenn ſie aus dem Bade ſteigt. Eine lebensgroße weibliche Wachsfigur, in einem Glashauſe, war ganz in Spitzen gekleidet. Sie ſaß auf einem Stuhle, rührte ſich nicht und ſprach kein kluges Wort; aber ihr Putz war zwanzigtauſend Franken werth, und ſie wurde beneidet.... Stammler von Straßburg verfertigt Herrn-Weſten von Metallgeſpinnſt, aus Stahl oder Silberdraht. Die Maſchen ſind ſehr eng, und Amor muß ſich ſpitzere Pfeile ſchmieden laſſen, will er ein ſo umpanzertes Herz verwunden.

Fuß-Bedeckungen. — Die unglücklichen Pariſer Frauen ſind verdammt, an den Feſttagen der Eitelkeit in Spitzen-Strümpfen zu erſcheinen, die nichts Anderes ſind, als eine künſtliche Epidermis. In unſerem Vaterlande ſind Schnupfen und andere Erkältungen wohlfeiler zu haben. Herren tragen ſchwarzſeidene durchbrochene Strümpfe, daß man ſich ſchämt, ſolch' einem ſeidnen Geſchlechte anzugehören. Loben wir dagegen die zarten, weichen Socken, die man im Bette trägt. Die eiteln Pariſer bilden ſich ein, ſie wohnten unter einem ſüdlichen Himmel, und ſie leben darnach. Die Zimmer, oft der vornehmſten Häuſer, ſind mit Stein gepflaſtert; in den Schlaf-

zimmern, ſelbſt vieler reichen Leute, findet man keine Federdecken, und zarte junge Herren, die im Geheimen frieren, ſchlafen, wie Krieger im Feldlager, unter ihren Mänteln. Deutſche Reiſende in Paris, die jenen Ausweg noch nicht gefunden, leiden viel in den Hotels; wären auch die Flüſſe gefroren, man giebt ihnen nur ein leichtes Deckchen, als hätten ſie den Veſuv im Leibe. Die erwähnten Bett-Socken, die ihre Wärme ſympathetiſch weiter verbreiten, ſind daher eine ſehr wohlthätige Erfindung.... Strümpfe von Cachemir-Gewebe habe ich zu ſehen und zu betaſten verſäum . *Bas jarretières*, ſo genannt, "parceque ces bas ceignent la jambe jusqu'au dessus du mollet, où ils sont retenus, par la seule force de l'élasticité de la maille," ſind geſunde Strümpfe. Gut iſt es aber doch, daß man dieſe Erfindung nicht einige Jahrhunderte früher gemacht. Kein Strumpfband wäre dann verloren gegangen; kein König hätte in ſeiner Machtvollkommenheit gerufen: Honny soit qui mal y pense! Kein Knieband-Orden wäre entſtanden, und — hundert unbelohnte Tugenden gingen kümmerlich durch die Welt.

Die heuchleriſche Kunſt, den Fuß zugleich zu zeigen und zu verbergen, iſt in Paris zur höchſten Vollkommenheit gebracht. Ihr dürft es einem unparteiiſchen deutſchen Manne glauben: die deutſchen Schuhe, auch die beſten, können ſich ſelbſt mit den gewöhnlichen Pariſern nicht vergleichen. Die Letztern haben einen Schmelz, einen Anhauch, ein Etwas, ein Nichts — nur der Pinſel eines Malers könnte das anſchaulich machen. Frauenzimmer, wenn ſie über die ſchmutzige Straße gehen, ſchnallen unter die Schuhe "socques articulés" an, auch "Sous-chaussures imperméables et flexibles" genannt. Es iſt eine hölzerne, aus mehreren Theilen beſtehende Sohle, deren Glieder von zarten meſſingenen Bändern zuſammengehalten werden. Man muß aber behutſam damit auftreten, denn der kleinſte Fehltritt macht das Gleichgewicht verlieren. Bei naſſem Wetter trägt man souliers imperméables, die kein Waſſer durchlaſſen. Wären Sie, liebe Leſerin, eine Stunde nach der Sündfluth, vom Berge Ararat hinab, in die Ebene ſpazieren gegangen, es wäre Ihnen dennoch kein Fuß naß geworden! Treten Sie an den Laden des Herrn Jabot. Sehen Sie das zierliche Becken mit Waſſer gefüllt? Schon drei

Wochen ſchwimmt ein impermeabler Schuh wie ein Nachen darin herum, und fühlen Sie ſelbſt, er iſt nicht im mindeſten feucht geworden! Ich hatte das ſüße Unglück, mit einer jungen Dame vor dem Laden des Herrn Jabot zu ſtehen. Funfzig Minuten wurden die Schuhe bewundert, fünf Minuten kritiſch unterſucht, und fünf Minuten darum gefeilſcht. Die Dame fragte nach dem Preiſe. Zehn Franken, ſagte Herr Jabot. „In einem andern Laden — erwiederte die Dame — wurden mir impermeable Schuhe für ſechs Franken angeboten.“.... Ihr habt noch nie eine Löwin geſehen, der man ihre Jungen geraubt; aber ihre Wuth habt Ihr in tauſend Gedichten beſchrieben geleſen. So wie jene Löwin zeigte ſich Herr Jabot, als ihm geſagt worden, daß noch ein anderer Schuhmacher impermeable Schuhe verkaufe. “Comment? — rief er aus — Ceux qui vous disent que ce sont de souliers imperméables, sont des charlatans; il n’y a que moi dans l’Europe qui fait de ces souliers: c’est de mon invention, car il faut être Chymiste, et vous savez, que les cordonniers ne le sont guères.” So ſprach der Schuhmacher Jabot!

5. Shawls. Cachemirs.

> Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
> Schließt Augen Euch; hier iſt nicht Zeit,
> Sich ſtaunend zu ergötzen!

Nicht Euch, ruf’ ich an, Ihr Muſen; denn Ihr erhört die Gebete nicht, die man erſt in der Bedrängniß an Euch wendet. Aber mein harter Sinn blieb den Cachemirs immer verſchloſſen; immer ging ich mit trocknen Augen, trägem Blute und matten Athemzügen an ihnen vorüber, und darum iſt jetzt, da ich ſie preiſen möchte, mein Herz leerer, als eine Ciſterne in heißen Tagen, und meine Zunge iſt eine Bettlerin. Du aber, alte Zauberin Natur, kannſt du mir Jahre, Bart und Weisheit nehmen, kannſt du mir Jugend, Schönheit und Leichtſinn geben — ſo thue es! Doch du kannſt es nicht; dein Stab iſt gebrochen, und du auch, hinkſt an der Krücke des Geſetzes deinen Weg. So bleibt mir nichts übrig, als von den herrlichſten Weſen der Schöpfung ſtatiſtiſch zu ſprechen, und ſo trocken und dürre, als wäre von Völkerglück die Rede. Haſt du aber ein Herz, liebe Leſerin,

Digitized by Google

nicht blos für deine eigene Luſt, ſondern auch für Andrer Noth: ſo wirſt du es nicht mit Gleichgültigkeit erfahren, daß der Cachemir, den du trägſt, das Auge mancher weinenden Mutter getrocknet. Die Göttin der Eitelkeit hat noch keinen Namen — nenne ſie Ceres; denn ſie iſt es, die den Hungrigen Brod giebt.

Erſt vor 21 Jahren fing man an, in Frankreich Cachemirs zu verfertigen, und in ſo kurzer Zeit hat man es dahin gebracht, dieſe Arbeiten an Güte der orientaliſchen gleich zu machen. Es wird behauptet, daß ſich die Cachemir-Ziegen in Frankreich vervollkommnet hätten. Der Fabrikant Hindenlang ſpinnt die Cachemir-Haare bis zu Nr. 210, nämlich zwanzigmal feiner, als das aſiatiſche Geſpinnſt, das über Rußland nach Europa kommt. Schon bis Nr. 190 enthält das Pfund Geſpinnſt 109,250 Ellen. Jſot und Eck, andere Fabrikanten, verkaufen die Cachemir-Shawls um 30 Procent wohlfeiler, als die aſiatiſchen, und ſie erbieten ſich, wenn man ihnen die Hälfte eines indiſchen Shawls giebt, die andere Hälfte hinzuzuweben, ohne daß man den Unterſchied merken ſolle. Ajac von Lion verfertigt ſeit 1815 Shawls von Flockſeide, den Cachemirs mit großer Täuſchung nachgeahmt. Dieſer Fabrikant hat den neuen Erwerbszweig ſo ausgedehnt, daß er im Jahre 1822 für 300,000 Fr. Flockſeide kaufte; daß er gegenwärtig 310 Stühle verwendet, 730 Arbeitsleute beſchäftigt, und jährlich für 1,200,000 Fr. Waaren verkauft, deren größter Theil in das Ausland geht. Die Fabrikation der flockſeidnen Shaws iſt ſeit acht Jahren ſo ſchnell in Flor gekommen, daß die Stadt Lion allein 4000 Arbeiter dazu beſchäftigt, die auf 1800 Stühlen jährlich 5,400,000 Fr. Waaren liefern. — Vielleicht frägſt du mich, Cachemir- und wißbegierige Leſerin, warum wir Deutſche nicht auch ſo ſchöne Sachen verfertigen können, wie die Franzoſen? Ich will dir erklären, woher das kommt. Dumme Leute haben das Glück, und die Franzoſen ſind dumm. Denk dir nur, liebes Kind, dieſes Volk iſt noch ſo ungebildet, daß es nicht einmal Zünfte und eine Cenſur hat; ſo roh, daß unter ihnen Leute ohne alle Herkunft Miniſter werden können; ſo dumm, daß ſie die wichtigſten Prozeſſe öffentlich verhandeln, eine Jury haben, und ſogar — ich lüge nicht, Mädchen — Juden mit Bürgerrechten! Dieſes Volk iſt ſo einfältig,

Digitized by Google

und in den ernſthafteſten Dingen ſo leichtſinnig, daß es einen Louvel, einen Königsmörder, in weniger als vier Monaten aburtheilt, da doch die gelehrteſten Juriſten anderer Völker darin übereinſtimmen, daß man nur zur gründlichen Unterſuchung einer erſtochenen Fledermaus wenigſtens vier Jahre brauche. Aber die dummen Franzoſen haben das Glück und werden reich, während andere verſtändige und tugendhafte Völker es zu nichts bringen. Ja, was noch am wunderlichſten iſt: die Franzoſen haben ihre Cachemirs und tauſend andere ſchöne Sachen nur an ihren Feierabenden erfunden und verfertigt; denn von Tagesanbruch, bis es dunkel ward, mußten dieſe geplagten Leute die Welt erobern! Aber was kümmert dich das? Sei froh, Mädchen, daß du kein Mann biſt, und an nichts Anderes zu denken brauchſt, als wie du jeden Abend deinen Cachemir genau in die alten Falten zuſammenzulegen haſt.

Ternaux's ſcharlachrothe Cachemirs à la Sylla — (ſo genannt, weil Talma als Sylla, in der Tragödie gleichen Namens, zum erſten Male einen ſolchen trug, ſind ſehr ſchön, und viel beſſer, als der Sylla Rom's und Jouy's. Ternaux hatte einen Cachemir ausgehängt, der 5000 Fr. koſtet. Ich konnte ihn nicht zu ſehen bekommen, weil er ſechs Wochen lang, von Morgen bis Abend, von andächtigen Zuſchauerinnen umſtellt war. Einen andern Cachemir des nämlichen Fabrikanten habe ich geſehen, der aber nur 1500 Fr. koſtet. Er iſt weiß, hat ein einfache Bordure, und iſt ſo wenig glänzend, daß ihn gewiß keiner kaufen würde, wenn er wohlfeiler wäre: ſolchen Dingen giebt der Preis den Werth. Ein ſchönes Kind von vierzehn Jahren das ich begleitete, nahm den Cachemir in die Hand, wog ihn, und rief: „Wie leicht! Ach, wie leicht!“ — „Leicht? erwiederte ich. Nein, gutes Kind, er iſt nicht leicht, er iſt ſchwer. Verſuch' es, ſtell' dich auf den Markt der Eitelkeit, nimm eine Wage in die Hand, lege in die eine Schale dieſen Cachemir, in die andere Tugend, Schönheit, Treue, häusliches Glück, Mutterliebe, und alle die andern Gewichte, die das Räderwerk des Menſchenlebens hemmen oder in Bewegung ſetzen — und du wirſt ſehen, wie ſchwer der Shawl iſt!“ Das liebe Kind verſtand mich nicht. Möchteſt du das nie verſtehen lernen, Amalie!

Digitized by Google

6. Möbel. Zimmerverzierungen.

Die ſchönſten Tiſchlerarbeiten hat, allgemein anerkannt, **Werner** geliefert, ein Deutſcher. Wie die Katzen, ſind die franzöſiſchen Berichte um dieſen heißen Brei herumgegangen. Leugnen konnten ſie nicht, daß ein Ausländer die Franzoſen übertroffen: aber eingeſtanden haben ſie es auch nicht. Sie gebrauchten die Wendung: Werner wäre ſeit einigen Jahren in Paris etablirt, in dieſer allgemeinen Kunſtſchule Europens, die jeder beſuchen müſſe, der ſein Talent ausbilden wolle. So ſchwer fällt es dieſen Menſchen, einem ausländiſchen Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und ſo leicht machen es die verrückten Liberalen denen, welchen daran gelegen iſt, die profane Allianz zwiſchen Volk und Volk, vor der man zittert, zu verhindern! Werner verfertigt alle ſeine Möbel von franzöſiſchem Holze, von Eiche, Pappel, Ulme, Erle, Ahorn und Citronenholze, aus der Provence. Dieſes macht ſie aber darum theurer, als die von ausländiſchem Holze verfertigten, weil bei den letztern es hinreicht, gemeines Holz mit dünnen Platten des koſtbaren zu belegen, das franzöſiſche Holz aber ſich zu ſolcher Plattirung nicht eignet, und man daher genöthigt iſt, die Möbel ganz von dieſem Holze zu machen. Werner muß wohl auch außer Frankreich vortheilhaft bekannt ſein, denn er arbeitet für den Ruſſiſchen und Bayer'ſchen Hof.

Ein Pariſer Tiſchler ließ ſich beifallen, einen Lehnſtuhl im Geſchmacke des Mittelalters zu verfertigen. Deſſen Grundbau iſt von Acajou-, Eben- und Citronenholz zuſammengeſetzt, und an der Lehne ſind nicht weniger als 2587 Stücke Perlmutter, in verſchiedenen launiſchen Bildungen eingelegt. Der Sitz iſt mit ſilbergeſticktem Sammt überzogen. Dieſer Seſſel iſt freilich ſehr geſchmacklos; aber die Kritik hat das Ihrige gethan, wenn ſie den verdienten Tadel ausgeſprochen. Doch die Pariſer Liberalen ſind über dieſen Feudalſtuhl vor Wuth außer ſich gekommen. Wie einſt Nicolai überall Jeſuiten roch, ſo riechen die Liberalen überall die Contre-Revolution. Sie ſahen, mit prophetiſchem Geiſte, in jenem Seſſel einen abſoluten König ſitzen. Das mit Lilien umkränzte geſtickte H. beſtärkte ſie in ihrer Furcht. Sie gingen dem Tiſchler hart zu

Leibe und fragten den armen verblüfften Mann: „Was ſoll dieſer Stuhl? Für wen iſt dieſer Stuhl? Iſt er für den König Dagobert, oder für eine Zukunft, die jener Vergangenheit gleichen wird? Sprich Menſch! Heraus mit der Sprache!“.... Lacht Freunde; aber lacht euch nicht arm! Verwahrt eures Spottes gute Hälfte für die weiſen Narren. Im verfloſſenen Winter vernahm man bei Nacht, in einem entfernten Viertel der Stadt ein unterirdiſches Getöſe. Und alle Pulſe der Reinblütigen ſchlugen heftiger! Und die ganze Koppel der hohen Jagd, war attent! Und alle Nachtwandler der Polizei waren aus den Betten! Man glaubte endlich, endlich, die geheime Werkſtätte des Comite-Directeurs gefunden zu haben. Und was war es? Nichts, als ein ehrlicher Paſtetenbäcker, der in ſeinem Keller nächtlicher Weile Talmouſes gebacken! Doch nein, ich irre mich; es waren Brioches. Sie ſind aber beide ſehr ſchmackhaft.

Schön war ein runder Eß-Tiſch mit verborgenem Flötenwerke, das während der Mahlzeit die angenehmſten Stücke ſpielt. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß man ſolche Tiſche in allen deutſchen Gaſthöfen einführte, damit man die dort graſſirenden Tafel-Muſikanten los würde, die unbamherzig, erſt nach ſieben jämmerlichen muſikaliſchen Gerichten, beim Deſert den armen Gäſten den Gnadenſtoß geben.... An einem anderen Tiſche hing ein Zettel mit den Worten: "Table en Bronze, goût du siècle de Louis XIV., executé pour Mr. le duc de —" Der Gedankenſtrich ſollte die Lüge ergänzen, die man nicht auszuſchreiben wagt; mündlich aber nannte der Verfertiger den Herzog, der den Tiſch ſo beſtellt hatte. Offenbar hatte man ein altes Stück Möbel aufgeputzt; die Franzoſen aber ſtellten ſich dumm, und als glaubten ſie, dieſer altmodiſche Tiſch ſei beſtellt worden, nur um Gelegenheit zu haben, ſich über den ſchlechten Geſchmack eines fremden Fürſten luſtig zu machen.... Secretäre, Bettſtellen und andere Möbel von lackirtem Bleche, waren häßlich; aber mit großem Lobe iſt einer Badewanne zu gedenken. Man könnte ſie eine amphibiſche nennen, denn ſie befriedigt alle Bedürfniſſe, die im Waſſer und auf dem feſten Lande entſtehen können. Der Apparat zur Erhitzung des Waſſers, iſt an der Wanne angebracht, und wird von dem

Badenden ſelbſt in Thätigkeit geſetzt. Das Waſſer bleibt ſieben bis acht Stunden warm und kann, wenn kalt geworden, wieder warm gemacht werden. Die Wanne heitzt zugleich das Zimmer, in dem ſie ſteht. Ein kleiner Ofen, in der Handreiche des Badenden, giebt ihm die Bequemlichkeit, ſich ſelbſt ſein Frühſtück zu bereiten — Kaffee, Thee, Chokolade, Cotteletts, oder wozu er ſonſt Luſt hat. Er hat ſogar ein Pult, woran er unter dem Baden, ohne das Buch naß zu machen, leſen kann; kurz man kann in dieſer Wanne leben und ſterben. Dabei braucht man zur Wärmung dieſes Bades nicht mehr als für fünf Sous Brennmaterial. Der Tauſendkünſtler dieſes Badewerkes war unglücklicher Weiſe abweſend, als ich es in Augenſchein nahm, und ich fand keinen, der mir die Einrichtung erklärte. Wahrſcheinlich aber wird das Waſſer durch Dämpfe geheitzt, denn ich habe lederne Schläuche bemerkt.... Ein neues Billard wird, ich weiß nicht warum, "jeu de la mointoisso" genannt. Außer der gewöhnlichen Billard-Einrichtung, bemerkt man daran labyrinthiſche bedeckte Gänge für den Lauf der Kugeln und Zahlenreihen, nach Art der Roulet-Teppiche. Das Spiel ſieht ſehr zeitvertreibend aus, und kann Menſchen, welche die Zeit plagt, empfohlen werden.

Der Tiſchler Bonjour in Paris, bereitet einen Stuck, den er stuc ligneux nennt, womit er alle Holze, wie auch Granit, Jaspis, Porphyr, und ſonſtige Marmorarten, täuſchend nachahmt. Dieſe Tünche, die der Reibung und den Eindrücken der Witterung widerſteht, wird zur Belegung der Möbel und zur Bekleidung der Wände gebraucht. Der Stuck zieht ſich ſo ſtark in das Holz hinein, daß er nicht mehr davon getrennt werden kann.... Ein anderer macht Stein-Pappe (carton-pierre) die zu allen Arten architektoniſcher Verzierungen, Candelabern und zu Abgüſſen von plaſtiſchen Kunſtwerken gebraucht werden kann. Sie iſt wohlfeiler als Holz, und ausdauernder als Gyps. Dieſe Erfindung iſt nicht neu, ſondern nur erneuert; denn man hat im Louvre Plafonds aufgefunden, die ſchon unter Heinrich II., alſo vor 280 Jahren verfertigt worden, und die mit Steinpappe, welche nicht die geringſte Beſchädigung erlitten, verziert waren.

Digitized by Google

Unter den Möbelſtoffen bemerkte man durchſichtigen Taffet, (taffetas diaphane) zu Fenſtervorhängen beſtimmt. In der berühmten Fabrik des Herrn Oberkamp in Jouy, wird ein durchſichtiger Leinenzeug zu Rollvorhängen verfertigt, die, nach Art der alten Kirchenfenſter gezeichnet und gemalt, bei durchfallendem Lichte von ſchöner Wirkung ſind.

Fußteppiche. — Neu waren: Zimmerteppiche von Ochſenhaaren und von Pelzwerk. Gefirnißte Teppiche von Wachsleinwand, von jeder beliebigen Größe ohne Naht und in haltbaren Farben, koſten, ohne Unterſchied der mehr oder minder ſchönen Zeichnung, 15 Sous der Quadrat-Schuh. Dieſe Decken ſind in England ſehr gebräuchlich und wurden bis vor kurzem auch nur in dieſem Lande verfertigt. Jetzt führt ſie Frankreich ſogar nach Nord-Amerika aus. Die Herzogin von Berry hat einen von ihr ſelbſt geſtickten Fußteppich zur Ausſtellung hergegeben .... Die königliche Teppichfabrik Savonnerie lieferte für ein Zimmer der Herzogin von Angouleme einen Teppich von den ſchönſten Zeichnungen und Farben. Ich erinnere mich aber in den Gebäuden jener Fabrik einen noch ſchöneren geſehen zu haben, der für die Kaiſerin Marie Louiſe beſtimmt war. Der früher hier anweſende perſiſche Geſandte hat geſagt, daß in ſeinem Lande ſelbſt nichts ſo Schönes gemacht werde. Weil in den Zipfeln des Teppichs Adler angebracht ſind, wird er nicht gebraucht und er liegt in einer Kammer zuſammengerollt, um dort zu verfaulen. Vielleicht aber auch nicht; es kommt nur darauf an, wer ausdauernder iſt — Frankreich oder der Teppich.

7. Gasbeleuchtung Lampen. Candelabern.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die ſchönere Hälfte war:
So iſt die Nacht das halbe Leben,
Und die ſchönere Hälfte zwar.

Naturfreunde bemerken mit Vergnügen, wie in großen Städten des Nachtleben ſich immer kräftiger entwickelt. In Paris wird man ſchon auf zehn Uhr Abends zu Spielpartien eingeladen, und ſuperfeine Leute gehen erſt um Mitternacht, nach Beendigung der Oper in Geſellſchaft. Schreitet dieſe ſchöne Sitte noch etwas vor, ſo muß

Digitized by Google

es dahin kommen, daß man um vier Uhr Morgens in Geſellſchaften geht, und ſich Abends um ſieben ſchlafen legt, und dann wird man leben wie die lieben Landleute. In ihren Mahlzeiten haben es die Pariſer ſchon zu dieſer ländlichen Natürlichkeit gebracht. Sie eſſen um eilf Uhr Morgens zu Mittage, und ſpäteſtens um ſieben Uhr Abends nehmen ſie das Nachteſſen. Freilich nennen ſie ihr Mittageſſen Frühſtück, und ihr Abendeſſen Mittageſſen; aber Worte ändern die Sache nicht. Selbſt in den Speiſen fängt ſich die ungekünſtelte Natur zu zeigen an. Bei den feinſten Paſtetenbäckern findet man eine Art Schwarzbrod, das ganz ſo derb iſt, wie Pumpernickel. Als ich das erſtemal, überraſcht von dieſer Erſcheinung, den Küchenkünſtler fragte, was das wäre? antwortete er, dieſes Brod ſei ſehr rafraichissant, und beliebt bei allen Gourmands. Die Pariſerinnen von höherm Stande haben im wörtlichſten Sinne des Ausdrucks, im Winter gar keinen Tag; denn ſie kleiden ſich erſt aus, wenn man in Butzbach, Bingen, Treuenbritzen und andern Natur-Städten ſich ankleidet, und bis ſie nach dem Erwachen ſich die Augen gerieben und gefrühſtückt haben, iſt die Sonne wieder untergegangen. Die Frauenzimmer der gewerbtreibenden Klaſſen, ahmen das vornehme Nachtleben wenigſtens ſymboliſch nach. Den ganzen Tag ſitzen ſie in ihren Läden, im Nachtgewande und mit gewickelten Haaren, und erſt wenn es dunkel geworden iſt, putzen ſie ſich und laſſen ſich friſiren. In den Kaffeehäuſern, wo überall Frauenzimmer die Honneurs machen, ſind ſie den Tag über, an ihren Büreaux ſitzend, ganz hausmütterlich mit Nähen beſchäftigt, und reden kein Wort mit den Gäſten. Sobald aber die Lichter angezündet werden, ſchmücken ſie ſich auf's herrlichſte, und fangen an geiſtreich und liebenswürdig zu werden. Man kann ſich alſo denken, welch' eine wichtige Sache in Paris die Nachtbeleuchtung iſt. Die durch Gas, breitet ſich täglich mehr aus. Wenn es die Menſchen dahin gebracht haben werden, die atmoſphäriſche Luft von ihren Stickſtoff-Theilen zu reinigen, dann werden ſie das Verderben vollendet haben, das ſie durch die Gasbeleuchtung angefangen. Das Gaslicht iſt zu rein, für das menſchliche Auge, und unſere Enkel werden blind werden. Merkwürdig iſt, daß trotz jener guten Eigenſchaft der Gasbeleuchtung, die Ultras ihr dennoch

ſeind ſind, wie ihnen wenigſtens die Liberalen vorwerfen. Daß dieſer Vorwurf ganz ohne Grund ſein ſollte, kann ich mir kaum denken; der alte Spaß mit Aufklärung, wäre doch gar zu dumm und abgenutzt. Ob der Vorwurf gegründet iſt, weiß ich auch nicht; doch erinnere ich mich nicht, je in einem Ultra-Blatte etwas zum Lobe der Gasbeleuchtung geleſen zu haben. Dieſer Widerwille wäre in der That ein pſychologiſches Räthſel, an deſſen Auflöſung ſich ein Gelehrter üben könnte. Wie, um des Himmels willen, hängt die Ariſtokratie mit Waſſerſtoffgas zuſammen? Indeſſen giebt es noch mehrere ſolche phyſikaliſche Räthſel. Wie hängt die franzöſiſche Geiſtlichkeit mit den Kuhpocken zuſammen? Man hat neulich die fürchterliche Berechnung geleſen, wie die Zahl der an den natürlichen Blattern Geſtorbenen in Paris ſeit einigen Jahren geſtiegen; anfänglich etwa hundert jährlich, betragen jetzt die Sterbefälle über tauſend. In gleichem Verhältniſſe als ſich die Kuhpocken-Impfungen vermindern, vermehren ſich die Dotationen und Vermächtniſſe, welche die Geiſtlichkeit ſich zu verſchaffen weiß. Sie betragen jetzt ſchon viele Millionen. Wie hängt das Alles zuſammen? Ihr Antiquare, die Ihr alte gute Kunſtwerke an ihrem edlen Roſte erkennt, Ihr Winkelmänner — ſeid ſo gut und erklärt uns das! Woher kommt es, daß, ſeitdem die Pariſer Gaſſen mit Geiſtlichen wie beſät ſind, ſo viele Kinder an den natürlichen Blattern ſterben? Mercier erzählt, vor der Revolution habe Jemand beobachtet, daß über den Pont-Neuf alle fünf Minuten ein Schimmel und ein Abbé gegangen. Ich habe das optiſche Experiment nachgemacht, und gefunden, daß zwar an die Stelle der Schimmel jetzt die Gensd'armes getreten; ſonſt aber noch alles ſo iſt, wie es ehemals geweſen.

Geräthſchaften zur Beleuchtung, ſowohl durch Gas, als Oel und Wachs: Lüſtres, Lampen, Candelabren, waren in der Ausſtellung von großer Mannigfaltigkeit und Schönheit zu ſehen. Was ſich nur von Antiken dazu eignete, war in Gold, Silber, Bronce, Kryſtall oder Holz nachgebildet. Von guter Wirkung waren ein Paar Gasleuchter, in Form von Caryatiden oder Atlanten, welche kryſtallene Weltkugeln trugen, auf deren einer die Erde mit ihren geographiſchen Eintheilungen, auf deren andern die Sternbilder eingegraben waren.

Digitized by Google

Ein Schuſter hat in ſeinem Laden zwei große Stiefeln von Kryſtall, die mit Gas erleuchtet werden. Utzſchneider in Sargemünd, verfertigt, unter vielen andern Dingen, auch Candelabern von künſtlichem Porphyr, von ſieben Fuß Höhe. Dieſer von Utzſchneider erfundene Porphyr iſt dem natürlichen ſo täuſchend nachgemacht, daß einer der berühmteſten franzöſiſchen Mineralogen, dem man ihn zur Unterſuchung gab, ihn für einen natürlichen gehalten, und gefragt hat, in welchem Departement er gegraben werde. . . Herr Bordier-Marcet, Ingenieur in Paris, hat eine Laterne für Leuchtthürme verfertigt, die von ungemein großer Wirkung iſt. Ihr Licht kömmt an Stärke, dem von zweitauſend gewöhnlichen Lampen gleich, und verbreitet ſich acht Stunden weit. Wären alle Leuchtthurme mit ſolchen Laternen verſehen, ſo würden ſchon viele herzzerreißende Unglücksfälle und Tragödien verhütet worden ſein.

Auch die Wachskerzen hat man ſehr verbeſſert. Die von gereinigtem Wachſe verfertigten "bougies diaphanes," ſind durchſichtig und gleichen dem Alabaſter. Ein Kerzenfabrikant hatte das Bruſtbild des Königs von ſolchem Wachſe durchſichtig gemodelt, in ſeinem Laden aufgeſtellt. Man ſah auch rothe, gelbe, blaue, grüne Wachskerzen. Daß ſie keine ſchwarzen zu Trauer-Bällen verfertigen, hat mich gefreut, doch gewundert; denn allerdings haben ſie in der Rue de la paix einen Putzladen, "Grand Magazin de Deuil" genannt, wo nur Putzwaaren und Zeuge zu Trauerkleidung verkauft werden. Welch ein fürchterlicher Schnitthandel! Die Parze ſelbſt ſchneidet den Begehr!... Wer eine gelehrte Haushälterin hat, der man lateiniſche und griechiſche Aufträge geben kann, der ſchicke ſie hin, "bougies soléraphlites" zu kaufen. Das Pfund koſtet zwar nur 1 Fr., denn ſie ſind von gewöhnlichem Lichtertalge; ſie haben aber folgende gute Eigenſchaften. Die Flecken, die ſie auf Kleider und Möbeln machen, kann man durch Weingeiſt reinigen; die Stärke ihres Lichts verhält ſich zu dem der gewöhnlichen Lichter, genau berechnet, wie 11 zu 7; ſie brennen ein Drittheil länger, als die gewöhnlichen.

Digitized by Google

8. Metallurgiſche Arbeiten.

Attila, in Werner's Tragödie, liegt auf dem harten Boden ſeines Zeltes, nnd ſpielt mit ſeinem Knaben Knabenſpiele. Da treten die Abgeſandten des byzantiniſchen Kaiſers herein, und legen ſich und Gold zu den Füßen des Helden. Worauf Attila zu ſeinem Sohne ſpricht: „Siebſt du, Irnack, daß Eiſen beſſer iſt, als Gold? Mit Eiſen hol' ich's." Dieſer Attila war ein Hunne. Aber die Attila's in ſeidnen Strümpfen ſitzen auf Sammt und Gold, und wenn ſich ihnen unüberwindliche Feſtungen übergeben, ſagen ſie zu ihren Irnacks: „Sehen Sie, Prinz, daß Gold ſtärker iſt, als Eiſen? Mit Gold zähm' ich's." Wenn nun jene großen Handwerker, die ſich mit dem Eiſen nähren nnd wehren, ihren Wohlthäter ſo wenig achten — wie ſollten wir ihn ſchätzen, die ja gar nicht beſſer ſind, als jene, ſondern nur kleiner; die ja auch nur geboren, die Früchte zu verzehren, nur minder köſtliche? Drum nichts von Pflügen, Eggen, Senſen, Schaufeln und andern ſolchen Dingen, die in Menge ausgeſtellt waren. Laſſen wir das Eiſen naß werden vom Schweiße des bejahrten Landmannes, oder roſtig vom Herzblute ſeines jungen Sohnes, der es vergoſſen, einen gefangenen Tyger zu befreien — wir wollen nur betrachten, was davon zu unſern Spielzeugen verfertigt worden.

An der gefährlichen Gränze des Ernſtes liegen die damascirten Klingen, die man jetzt in Frankreich den ächten Damascenern gleich an Güte verfertigt. Indeſſen gebrauchen wir ſie doch zu Duellen, wenn die Parade-Ehre fordert, daß wir unſer Heldenblut für eine ſchöne Caſino-Sache verſpritzen. Die Franzoſen hatten einſt in Aegypten große Furcht vor den Damascenerklingen. Sie ſagten: ſo ein Mameluken-Säbel ſpalte einen entzwei, wie einen Apfel. Aber Buonaparte lachte ſie aus, ſagte ihnen, die Dinger thäten nicht weh — und die Narren glaubten's ihm auch! Selbſt die Raſiermeſſer werden jetzt damascirt; große Zurüſtungen gegen einen kleinen Feind! Ueberhaupt ſah man in der Induſtrie-Ausſtellung die Raſiermeſſer mit großer Ernſthaftigkeit behandelt. Man ſah deren von gegoſſenem Stahl; andere "à dos métalliques" erfunden, (wie der Fabrikant ſich ausdrückt) „pour lutter contre des envieux." Wer alſo mit dem Neide zu kämpfen hat, bewaffne ſich mit ſolchen Raſiermeſſern.

Digitized by Google

Eine dritte Art Raſiermeſſer, deren Klinge zwiſchen einer Scheide ſteckt, und nur ſo viel mit der Schneide herausgeht, als gerade hinreicht, aber nicht weit genug, daß man ſich verwunden kann — iſt Solchen zu empfehlen, die während des Raſierens an ihre Schulden, oder an die Auflöſung einer Charade zu denken gewohnt ſind.

Der Fabrikant Alard hat ein eiſernes Gewebe erfunden, das er moiré métallique, auch toile métallique nennt. Dieſes Metallgewebe iſt ſo fein, daß auf den Quadrat-Metre beinahe vierzehn Millionen Maſchen kommen. (Scheint etwas gelogen zu ſein!) Es werden Lichtſchirme daraus verfertigt; Halbkugeln über Aſtrallampen; Schüſſeldecken, welche die Luft durchlaſſen und die Fliegen abhalten; Hutfutterale; Strickkörbe. Dieſe letzteren haben wegen ihrer Zierlichkeit und Wohlfeilheit ſo großen Beifall gefunden, daß der Fabrikant in vier Monaten ſechsundfünfzigtauſend Stück davon verkauft hat.... Bettſtellen von Röhren, aus Eiſen, Meſſing und Kupfer, ſind ſo leicht und ſo bequem eingerichtet, daß ſie in einen Mantelſack gepackt werden können. Man braucht nur zwei Minuten, ſie zuſammenzuſetzen oder auseinander zu nehmen. Der Fabrikant hat ganz recht, wenn er von ihnen ſagt: "Ces lits peuvent être d'une grande utilité pour M. M. les officiers en Campagne." Dieſe Feldbetten, oder Conſtitutions-Betten, oder Prokruſtes-Betten, kommen nicht ſehr theuer zu ſtehen; der Schuh Röhre koſtet, je nach deren Diameter, 1½ bis 4½ Franken.... Von gegoſſenem Eiſen werden allerlei niedliche Quincaillerie-Waaren verfertigt: Abgüſſe plaſtiſcher Kunſtwerke, Relief-Abgüſſe von berühmten Gemälden, Tabacksdoſen, ſo leicht wie die von Papier-Maché, und andere ſolche Dinge.... Das Eiſen, das aus einer Fabrik des Herzogs von Raguſa kam, wurde ſehr gelobt, wie auch das, das der Marquis von Louvais ausgeſtellt. Liberale bemerken mit Wohlgefallen, daß die heutigen Marquis ohne Furcht zu derogiren Handel treiben. Sie haben Recht, wenn ſie das baare Geld lieben: es iſt immer gut, ſich marſchfertig zu halten.

Von Gold und Silber habe ich keine ausgezeichneten Werke geſehen; doch war ein goldner Reliquienkoffer, in Form eines Sarkophags, von ſchöner Arbeit, und gothiſcher mit modernem Geſchmacke

glücklich daran verbunden. Der Koffer iſt beſtimmt, die Saint-Ampoule zu beherbergen. In meinem 1813 in Frankreich gedruckten deutſch-franzöſiſchen Wörterbuche ſteht Sainte-Ampoule überſetzt: „Das Oelfläſchchen zur Salbung der ehemaligen Könige Frankreichs." Eine Wörterbuchs-Verſicherungsanſtalt wäre etwas ſehr Nützliches.... An Kirchengeräthſchaften von Gold, Silber, Meſſing, Kryſtall, an Altarleuchtern, Biſchofsſtäben, Kreuzen, Monſtranzen, geſtickten Fahnen, Biſchofsmützen, war ein großer Ueberfluß. Die darüber ärgerlichen Liberalen behaupten, daß alle dieſe Arbeiten geſchmacklos wären, und ſie geben den Rath, daß man den Kirchenzöglingen in den Seminarien Unterricht im Zeichnen geben ſolle. Denn — ſagen ſie — bei einem gebildeten Volke, wie das franzöſiſche, könnten die Apoſtel der Wahrheit nur Eindruck machen, wenn ſie—zeichnen könnten.

9. Parfümerie.

Die Natur ſelbſt braucht Wind, ihre Wohlgerüche zu verbreiten; wie ſollten ihn die Parfümeurs entbehren können? Auch ließen ſie ihn durch alle zwei und fünfzig Säle des Louvres wehen. Setzen wir uns zuerſt dem Luftſtrome der gelehrten Frau Delacour, dieſer zweiten Madame Dacier aus. Sie ſagt in ihrer Auto-Biographie: "Outre l'eau de Cologne superfine des connaisseurs, et l'eau denti-dolori-fuge, Madame Delacour, qui s'est addonnée à l'étude de la chimie, de la botanique, et qui connait la valeur des termes grecs, a composé de la partie la plus pure, la plus volatilisée, la plus éthérée du suc de fleurs, un cosmétique qu'elle appelle *axonge*, au moyen duquel les dames peuvent, si elles le désirent, donner à leur teint le reflet du taffetas rose; elles l'obtiennent en se frottant légèrement la figure, le soir, avec le bout du doigt trempé dans l'axonge." Shakeſpeare hat kühne Bilder in ſeinen Dichtungen, die Liebe hat noch kühnere; aber gewiß iſt noch von keinem ſchönen Mädchen gedruckt oder geſagt worden: ſie habe Lioner roſentafftene Wangen! Madame Delacour hat die Bildergallerie der Schmeichelei bereichert.... Fargon der jüngere, nennt ſich "parfumeur du roi, de la cour de France, ainsies que des princi-

paux Souverains d'Europe, d'Asie et de leurs cours.” Er verkauft *Olysérial*, *libanoiis* de Chine, *Axerasine*, und *Rouge-Vert d'Athènes*. Dieſes letztere iſt eine grüne Schminke, die erſt auf den Wangen roth wird...... Treten wir jetzt in den Bazar des Parfums des Herrn Mayer. Dort ſchimmert's, wie in einem Feenmärchen; es iſt zum blind werden! Aber ach! Herr Mayer. iſt nicht glücklich unter ſeinen Schätzen; er iſt, wie alle großen Männer, den Pfeilen des Neides und der Bosheit ausgeſetzt. Es wird ein “Imprimé calomnieux” gegen ihn verbreitet, “dicté par l'Envie et la Jalousie.” Aber Herr Mayer weiß ſeinen Gegnern zu antworten, und ſagt dem “auteur de mille messonges, de mille et mille calomnies,” was ſich gehört. “Mais, non — ruft er aus — la passion aveugle toujours le sentiment de la jalousie!!! Darum wolle er mit dem “Suffrages d'augustes personnages” ſich begnügen, und er fordere Frankreich auf, in den Louvre zu kommen, und ſeine Parfümerien mit denen ſeines “pâle imitateur” zu vergleichen. Es wird keinen gereuen dieſer Einladung zu folgen. Junge Mädchen, die ſich nicht gern den Kopf anſtrengen, können im Bazar des Herrn Mayer, in weniger als einer Viertelſtunde, auf die angenehmſte Weiſe die Geographie erlernen. Sie finden dort: Huile de Macassar, poudre de Ceylan, Fluide de Java, Esprit de Portugal, Savon de Valence, Vinaigre de Malte, Huile de Cachemire, graisse d'Ours de Canada, Rouge de Chine, Sachet de Perse, Bol de Chypre, Poudre de Florence, Poudre de Palma, und noch viele andere Dinge, aus Europa, Amerika und Aſien. Schade, daß Herr Mayer keine Produkte von den Südſee-Inſeln und von Afrika hat, keinen pâte de Botany-Baie, keinen Esprit de Maroc — an Abſatz würde es ihm nicht fehlen, und ſeine geographiſche Belehrung würde hierdurch vollſtändiger werden. Dagegen findet ſich bei ihm “Parfum des salons, en grande réputation à la cour par son odeur incomparable, servant à parfumeur les mouchoirs.” Ferner: eine “Composition accélératrice,” welche grobe deutſche Poſtillone Wagenſchmiere zu nennen pflegen. Die Wagenräder einmal damit ſchlüpfrig gemacht, fährt man 300 Stunden weit mit Blitzesſchnelle. Endlich hat er auch ein

Digitized by Google

rothes Köllniſches Waſſer für blaſſe Leute. Ueberhaupt iſt Herr Mayer eine wahre Vice-Natnr. Dieſe ſelbſt hat nur den Menſchen zu ſchaffen; für das übrige, was zwiſchen Wiege und Sarge zu thun, iſt, ſorgt ihr alter ego. Er macht die Leute blaß und roth, mager oder dick, läßt die Haare wachſen oder ausfallen, wie man es verlangt. Herr Mayer hat gegen alle Ereigniſſe des Lebens Salben, Pulver, Eſſige, Seifen, Oele und Waſſer.

Einen Gegenſtand der negativen Parfümerie will ich hier nur kurz erwähnen, ob er zwar mehr zur Civil-Baukunſt gehört. "Sièges inodores," waren in der Induſtrie-Ausſtellung von ſehr verbeſſerter Art zu ſehen. In Deutſchland fehlt es noch ſehr hierin. Wahrſcheinlich iſt man dort nicht gehörig belehrt, wie das "gaz hydrogène," eine "cause permanente de graves maladies" ſei.

10. Chokolade und Zuckerbäckerwaaren.

Wer in Paris ein Buch ſchriebe: „über den Einfluß der Religion auf die Chokolade," der hätte keine Satyre geſchrieben, ſondern nur abgeſchrieben. Seit der Reſtauration der Heuchlei, werden aus Chokolade Kreuze, Roſenkränze, Crucifixe, und andere geheiligte Symbole des Gottesdienſtes verfertigt und verkauft, und man hört keine Miſſionäre gegen ſolche Entweihung eifern!....Doch laſſen wir den Pfaffen ihren einträglichen Galanterie-Handel, und betrachten wir, was aus Cacaobohnen Profanes bereitet wird. Man denke ſich einen Papierbogen von der Größe des Moniteurs, aber viel enger gedruckt; aber ganz angefüllt mit Wahrheiten; aber am Ende mit unwandelbaren Courſen, und am Anfange, nach dem Titel, mit einem Kupferſtiche verſehen, welcher ein großes Fabrikgebäude darſtellt — und man hat eine typographiſche Vorſtellung von dem Proſpectus, welchen der Chokolade-Fabrikant Debauve im Louvre vertheilte. Herr Debauve iſt kein gewöhnlicher Chokolademacher; er bringt Alles in Chokolade und Chokolade in Alles; er chokoladiſirt das ganze Pflanzenreich. Aus vielen medizmiſchen Büchern und Journalen zieht er Stellen an, worin ſeine Fabrikate angeprieſen worden. Dabei zeigt er ſich ſo dankbar, daß er alle Pariſer Aerzte, die ſeine Choko-

Digitized by Google

lade gelobt, gleichfalls rühmt, und ſie den Kranken als gute Praktiker empfiehlt. Er holt ſogar eine Beweisſtelle aus Kotzebue's „Erinnerungen aus Paris," der ſeiner Chokolade mit großem Lobe gedacht. Der Chocolat analeptique, préparé au salep de Perse, hat dem Fabrikanten ſelbſt vor ſiebzehn Jahren in einer gefährlichen Krankheit das Leben gerettet. Er iſt nicht blos analeptique, ſondern auch béchique und confortatif. "Il a rendu en peu de temps la fraicheur, les forées et l'embonpoint à des personnes qui ne croyoient jamais les recouvrer ; il est en quelque sorte devenu pour elles une véritable fontaine de Jouvence." Er wird von einem berühmten Pariſer Arzte den Gelehrten empfohlen, "qui veulent acquérir à peu de frais de l'embonpoint" (die ehrlichen deutſchen Schriftſteller mögen ſich das merken). Endlich wird zum Ruhme der Salep-Chokolade das Beiſpiel des Herrn Dr. Butini in Genf angeführt, der ſein hohes Alter von 87 Jahren nur dadurch erreicht, daß er ſeit einer Krankheit, die ihn vor drei Jahren befallen, täglich zwei Taſſen dieſer Chokolade getrunken. Ferner fabricirt Herr Debauve: Chocolat gommeux, béchique et pectoral, préparé au tapioca des Indes ; Chocolat stomachique; Chocolat carminatif à l'angélique ; Chocolat avec arôme de café, qui est trés-*gracieux ;* Chocolat antispasmodique à la fleur d'Orange; Chocolat adoucissant au lait d'amands ; Chololat au soconusco ; Chocolat à l'arrow-root ; Chocolat au lichen d'Islande; Chocolat vermifuge, préparé au semen contra; Chocolat tonique et emmenagogues à limaille de fer et à la canelle. Auch verfertigt er: Coquilles, Coeurs, Castagnetts, marrons, pastilles, Cylindres, vases et plusieurs autres objects de Formes agréables — alles aus Chokolade. Endlich: " les portraits chéris du roi et de la famille Royale," mit und ohne Vanille das Pfund 10 Fr. 25 Cent. Herr Debauve handelt auch von den verſchiedenen Arten, die Chokolade zu kochen, und bringt in Erinnerung, wie ehemals in Frankeich die Nonnen damit verfahren. Da dieſe nämlich des Morgens lange mit Beten zu thun hatten, kochten ſie ſich vorſorglich ſchon den Abend zuvor ihre Chokolade, und wärmten ſie des andern

Digitized by Google

Morgens wieder auf. Dieſe klöſterliche Chokolade nannte man Chocolat à la Religieuse.

Auch mehrere Zuckerbäcker hatten ihre ſüßen Kunſtwerke zur Ausſtellung gebracht, und Kunſtwerke ſind ſie allerdings zu nennen, da ſie mehr für das Auge als für den Gaumen beſtimmt ſind. Die Franzoſen ſind zu loben, daß ihnen die Optik die erſte aller Wiſſenſchaften iſt und Akuſtik die zweite. Der Adel eines Menſchen zeigt ſich darin, daß er im Hauſe der Sinne die oberen Stockwerke bewohne, daß er Alles in Farben und Töne auflöſe, feſte Nahrungen in flüſſige, flüſſige in ätheriſche, ätheriſche in geiſtige verwandele. Herr Bernaut, Hoherprieſter "au Temple de Pomone"...." qui après vingt ans dutiles travaux, est parvenu à perfectionner les procédés de l'art du confiseur," hatte ſein Muſeum mit den herrlichſten Bonbon geziert. Kunſtfreunde bewundern beſonders die *pastilles d'Ambroisie,* " qu'on a bien cherché à contrefaire, mais qu'on n'est point parvenue à imiter."

11. Nachleſe.

Ich will noch von einigen Gegenſtänden ſprechen, die ich, in ihre Ordnung zu bringen, theils vergeſſen, theils nicht verſtanden habe. Gar mannigfaltig ſind die Bedürfniſſe und Neigungen der Menſchen. Nicht alle haben ſich beſtimmte Organe zur feſten Wohnſtätte gewählt; ſondern viele ihrer, halten ſich nach Landſtreicher-Art an den Sinnes-Gränzen auf. — Die Fächer, die ſchon längſt mit dem Erröthen abgekommen, ſind ſeit dem vorigen Sommer in Paris wieder Mode geworden. Die Mode zu erhalten, gab es ein unfehlbares Mittel, man machte die Fächer theuer. In der Ausſtellung ſah man deren von Schildkröte, die 700 Fr. koſteten. In heißen Sommertagen, eine Reiſe nach Havre oder Dieppe, ſich an der Seeluft zu erfriſchen, käme viel wohlfeiler zu ſtehen. Polichinel-Vampyre ſah man oft auf Fächern abgemalt. Dieſer beliebte Hanswurſt wird auf alle mögliche Art bildlich dargeſtellt. Battiſt-Taſchentücher wurden verkauft in deren Zipfel Polichinel geſtickt war. Andere Arten von Taſchentüchern wurden unter dem Namen Andrinoples und Aladins in die große Welt eingeführt...... Von einer neuen

Compoſition werden falſche Edelſteine (pierres adamantoides) verfertigt, die ſehr ſchön ſind. Man muß ein Kenner ſein und ſie in die Hand nehmen, um ſie von den ächten zu unterſcheiden. Sie werden nur darum nicht zum allgemeinen Gebrauche kommen, weil man im Pfandhauſe nicht damit erſcheinen darf — ein Verſammlungsort, den in Paris Frauen von den höchſten Ständen in ihrem reichſten Schmucke beſuchen.... Die guten Seelen, wie leicht ſie zu befriedigen ſind! Eine beliebte Bandſchleife, die eine Zauberhand im letzten Sommer geſchlungen, nennen ſie "parfait Contentement." .... Poupart de Neuflige, ein Tuchfabrikant, hatte zwiſchen ſeinen Waaren ſechs Gemälde aufgeſtellt, die ſechs Fabrik-Gebäude nebſt ländlichen Umgebungen, welche er in verſchiedenen Departementen beſitzt, vorſtellten. Der König, dem dieſe Gemälde wohlgefielen, hat ſie von dem Eigenthümer zum Geſchenke angenommen.... Eine Vorrichtung, Kranken in ihren Betten Dampfbäder zu verſchaffen, iſt ein nützliches Werk...... Unter dem Namen "Caecographe," wurde eine Maſchine gezeigt, vermittelſt welcher Blinde in ganz geraden Linien ſchreiben können. Der einfache Apparat iſt ſehr zweckmäßig.... Vermittelſt der Gloctomètres und der Caséomètres kann man den Grad der Spitzbüberei der Milchmädchen und Kaffeeköchinnen auf das Genaueſte beſtimmen. Aber Frauen von Gemüth werden ſich wenigſtens des letzteren nicht bedienen, denn die heilige Schrift ſagt: Du ſollſt dem Ochſen das Maul nicht verbinden, wenn er driſcht.

Allerlei Comeſtibilien, auf eine neue Art behandelt, waren von größerm oder geringerm Nutzen. 5 Pfund friſches Fleiſch, durch Austrocknen auf 1 Pfund 8 Loth reducirt, ſo wie auch gekochtes Rindfleiſch, in einer hermetiſch verſchloſſenen Flaſche aufbewahrt, ſoll ſich lange erhalten. Mehl von Kartoffeln, Erbſen, Bohnen, und Nudeln davon, wurden zu Sparſuppen empfohlen.... Die Fabrikation des Runkelrüben-Zuckers hat mit Napoleon's Herrſchaft in Frankreich nicht aufgehört. Beſonders wird der Zucker gelobt, der aus der Fabrik des Herzogs von Raguſa kommt, ſo daß der Sturz Napoleon's dem Marſchall Marmont keinen Schaden gebracht. Das Geheimniß der berühmten Confitures de Bar, die man

Digitized by Google

nirgends in Frankreich nachzuahmen weiß, ſoll nur darin beſtehen, daß dieſe Conſitüren mit Runkelrübenſyrup bereitet werden.... Bäcker hatten neue Verſuche mit Brodarten zur Prüfung aufgeſtellt; man hat in Paris das beſte Brod, aber kein gutes.... Ein ſehr ſchönes Schmuckkäſtchen von natürlichen Zähnen, zur Nachtherberge für künſtliche beſtimmt, zeigte der Zahnarzt Deſirabode. Das iſt der kühne Humoriſt, der ſich im vorigen Jahre mit dem Galgen geneckt, indem er, um Aufmerkſamkeit zu erregen, Adreſſen ganz in Form von Bankzetteln vertheilte. Er hat bewieſen, daß ihm die Weisheitszähne fehlen, und das hat ihm herausgeholfen.... Von dem vor kurzem entdeckten neuen Metalle, Palladium genannt, wie auch von Platina, waren ſchöne Medaillen zu ſehen. Auch in Kryſtall hat man Medaillen gegraben, die das Anſehen von Perlmutter haben... Eine ſehr nützliche Erfindung ſind die Längemaaße von ſeidenen Bändern, welche ſeit einiger Zeit in Paris allgemein gebraucht werden. Auf der einen Seite des Bandes iſt das übliche metriſche Maaß in ſeinen kleinſten Abtheilungen, auf der anderen Seite ſind die verſchiedenen ausländiſchen Maaße gezeichnet, ſo daß man beide auf das bequemſte mit einander vergleichen kann. Nicht blos Schneider, Schuſter, Waarenhändler bedienen ſich dieſer Maaße, ſondern auch Tiſchler, Zimmerleute, Maurer und andere Handwerker, die im Großen meſſen. Die Pariſer Schneider, wenn ſie das Maaß zu einem Kleide nehmen, bedienen ſich alſo nicht der in Deutſchland üblichen kniſternden Papierſtreifen in welche man mit der Scheere räthſelhafte Zeichen ſchneidet; ſondern gebrauchen dazu jene viel genaueren Bänder, und tragen die gefundenen Größenverhältniſſe in ein eigen dazu beſtimmtes Buch, unter dem Namen des Kunden ein. Dieſes Buch iſt ganz eingerichtet, wie ein Paß-Regiſter. Es muß bei dieſer Gelegenheit erwähnt werden, daß die franzöſiſche Polizei, welcher das ſcharfe Augenmaß der deutſchen abgeht, den Reiſenden, der einen Paß fordert, an einer Art Rekrutenmaaß abmißt. An der Grenze, wo man ſeinen vaterländiſchen Paß gegen einen franzöſiſchen vertauſcht, wird das heimathliche Maaß in das metriſche gebracht, und ich habe in Straßburg die unſchuldigſten deutſchen Frauenzimmer ſchamroth am metriſchen Pranger ſtehen ſehen. Und der alte Vater

Rhein (ſo hieß er, glaube ich, im Jahre 1814) ſchweigt zu ſolchem frevelhaftem Thun! Aber was thut die Polizei nicht aller Orten! Gleich der pythagoräiſchen Schule, bringt ſie alle Verhältniſſe in Größen und Zahlen. Perſonen und Völker werden mit ihren Tugenden und Mängeln, mit ihrem Werthe und ihrem Preiſe addirt, numerirt, ſubtrahirt, dividirt, einregiſtrirt, protokollirt, inventirt — als wäre der Herr der Erde geſtorben, und die hinterlaſſene Menſchheit ſollte verſteigert werden!

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Franzöſiſche Sprache	5
Lebens-Eſſenz	15
Geld-Schwindſucht	16
Das Gaſtmahl der Spieler	20
Stern und Steuermann	27
Die Läden	28
Der Grève-Platz	31
Talma	36
Le Roi des Aulnes	38
Das Leſe-Kabinet	43
Das engliſche Speiſehaus	46
Der Garten der Tuilerien	49
Polichinel Vampire	58
Verſailles	60
Die Eſtaminets	52
Das Ludwigsfeſt	67
Gloire	67

Digitized by Google

Seite

Gefrornes 74
Die Schwefelbäder von Montmorency 76
Die Vendome-Säule 87
Gretry's Herz 90
Die Anſchlage-Zettel 94
Die Septennalite 100
Ariſtokratismus des Geiſtes 104
Die engliſche Schauſpielergeſellſchaft 107
Die Induſtrie-Ausſtellung im Louvre 113

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Fragmente und Aphorismen.

Aus meinem Tagebuche.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fragmente und Aphorismen.

Aus meinem Tagebuche.

Von

Ludwig Börne.

New York:
Joseph Wieck.

Digitized by Google

Digitized by Google

Fragmente und Aphorismen.

1.

Ich las von einem berühmten Philoſophen, es ſei einer der Haupt-Grundſätze ſeiner Lehre: Alles was iſt, iſt gut. Ob es wahr iſt — nicht der Satz, ſondern daß er ſo aufgeſtellt worden — weiß ich nicht. Ich kenne die Schriften jenes Philoſophen nicht, ich leſe nie philoſophiſche Bücher, mein Kopf iſt zu ſchwach, er verträgt ſie nicht. Ein deutſches philoſophiſches Syſtem, kommt mir vor wie ein Getreidefeld, zu dem man uns hinführt, und uns freundlich einladet, uns ſatt zu eſſen. Ganz gewiß iſt in der deutſchen Philoſophie, die beſte, geſundeſte und unentbehrlichſte Nahrung des menſchlichen Geiſtes; doch wäre es artiger von unſern Wirthen, wenn ſie uns gebackenes Brod vorſetzten. Wenn wir vor jeder Mahlzeit erſt die Schnitter, die Dreſcher, die Müller, die Bäcker machen ſollten, dann kämen wir gar zu ſpät an den Tiſch. Doch das gehört nicht hieher. Ich hörte ferner erzählen, daß es Staatsmänner gäbe, die jenen Philoſophen wegen ſeiner Lehre, und dieſe ſelbſt, ſehr begünſtigten, weil ſie glaubten, ſie ſei für die Regierungen vortheilhaft, indem ſie den Regierten Grund und Recht zu klagen nähme, ſondern ſie vielmehr anweiſe, mit allem Beſtehenden zufrieden zu ſein, weil Alles was iſt, gut iſt. Ob es ſich mit der philoſophiſchen Praxis jener Staatsmänner, wie mir erzählt worden, wirklich ſo verhalte, weiß ich nicht. Eines aber weiß ich gewiß: daß wenn jeder Grundſatz, wie bezeichnet ausgeſprochen, und wenn er wie berichtet, angewendet oder zum nöthigen Gebrauche zurückgelegt worden — jene Staatsmänner nicht wiſſen was ſie wollen, da es keine Lehre giebt, die für die Ruhe der Staaten und für die Sicherheit der Regierungen gefährlicher, keine die revolutionärer wäre, als die Lehre: Alles was iſt, iſt gut. Man denke ſich, jener Philoſoph würde Re-

gierungspräſident oder gar Miniſter; ſeine Verwaltungsangehörigen hätten Klagen oder glaubten ſie zu haben, wären gedrückt oder glaubten ſich gedrückt; ſie gingen zum Philoſophen=Miniſter, machten ihm Vorſtellungen und bäten um Abhülfe. Dieſer, obzwar Miniſter, würde ſich bei der überraſchenden Veranlaſſung ohne ſeinen Willen erinnern, daß er früher Philoſoph geweſen — die Katze läßt das Mauſen nicht, auch wenn ſie eine ſchöne Prinzeſſin geworden — und würde den Abgeordneten der Bürgerſchaft ſagen: Ihr guten Leute wißt nicht was ihr ſprecht; geht Eures Weges, Alles was iſt, iſt gut .... Schön Minette, man muß ſeiner Natur treu bleiben! .... Wenn aber jetzt die Abgewieſenen zu murren anfingen, ſich zuſammenrotteten, dem Miniſter=Philoſophen die Fenſter einſchlügen, die Kaſſen, die Magazine plünderten, raubten, mordeten und andere Verbrechen begännen, die eine Empörung zu begleiten pflegen — was thäte dann der Miniſter=Philoſoph? Er würde die Empörer zu beſänftigen ſuchen, ihnen ihre Geſetzwidrigkeit, ihre Verbrechen, die unglücklichen Folgen ihrer Ausſchweifungen vorhalten. Wenn dieſe aber ſprächen: Herr Miniſter, Sie wiſſen nicht was Sie reden, gehen Sie ihres Weges, Alles was iſt, iſt gut; ein Iſt, iſt wie das andere Iſt; iſt eine Regierung; ſo iſt ein Volk; iſt Ordnung, ſo iſt Anarchie; iſt Geſetzmäßigkeit, ſo iſt Revolution, iſt die Macht, die iſt zu ehren, ſo iſt unſere Macht auch eine die iſt — was würde der Philoſoph darauf antworten? Der Philoſoph, gar nichts; aber der Miniſter ließe die Anführer der Empörung aufhängen und die Minderſchuldigen einkerkern; und das iſt auch das Klügſte was er in einem ſolchen unphiloſophiſchen Falle thun könnte. Aber nach Hauſe gekommen, ließe er ſich heimlich von ſeiner Frau ſeine alten Collegienhefte holen, ſie abſtäuben, und dann — wenn er die Stelle noch finden kann — nähme er eine Schwanfeder, und machte durch den Satz: Alles was iſt, iſt gut einen dicken Strich. Mich dauern nur die armen Gehängten; der Strich, einige Tage früher gezogen, hätte ihnen das Leben erhalten.

2.

Aus einer Rede, die der Abgeordnete Girardin in der franzöſiſchen

Kammer gehalten, erfährt man, daß unter der alten königlichen Regierung, die Briefe auf der Poſt eröffnet wurden, daß dieſes unter Napoleon auch geſchah, und daß es jetzt noch immer geſchehe. So oft man mit manchen Staatsmännern von dergleichen Gegenſtänden ſpricht, lächeln ſie, und das iſt auch wirklich das Beſte, was ſie thun können, denn wie ließe ſich ein Lächeln widerlegen? Es iſt ein Alphabet, worin die Beſtandtheile aller möglichen Meinungen enthalten ſind. Was antworten ſie aber darauf, wenn man ſie fragt: haben jene Eingriffe in das Eigenthum Ludwig XVI. gerettet, haben ſie Napoleon vor dem Untergange bewahrt? Wenn man ſie fragt: haben tauſend abgeſchmackte Polizeikünſte, deren Anwendung man ſich immer noch nicht ſchämt, haben die ſpaniſche, die portugieſiſche und andere Revolutionen, haben ſie den Abfall der ſüdamerikaniſchen Staaten verhindert? — was werden ſie darauf erwiedern können? Werdet Ihr nie begreifen, daß Ihr es nicht mit Perſonen zu thun habt, ſondern daß Euch Sachen feindlich gegenüber ſtehen, und das eine Sache, wie die Luft, unverwundbar iſt? Ihr jubelt, wenn es Euch gelang, einen kleinen Raum luftleer zu machen, und Ihr vergeſſet, daß es dann um ſo gefährlicher iſt für Euch, weil in luftleeren Räumen fallende Körper um ſo ſchneller fallen. Freilich ſind ſolche Reden vergebens, und man wird damit ausgelacht; aber es iſt beſſer den Athem als den Verſtand zu verlieren.

3.

Herr Wilhelm von Schütz, ein Kampfgenoſſe des Offenbacher Staatsmannes, hat „Blicke in die amerikaniſchen Reiche" geworfen. Wenn er nichts deutlich geſehen, ſo iſt das durchaus nicht ſeine Schuld; denn Amerika iſt eine dunkle Unterwelt geworden, ſeit es unſere ſuperben Tarquinier zu Cloaca maxima gewölbt und es beſtimmt haben, den europäiſchen Unrath abzuführen — die Liberalen nämlich. Auch iſt Herr von Schütz ſo ehrlich, über das, was er dunkel geſehen, dunkel zu berichten. Wir mögen alſo nicht mit ihm ſtreiten. Auch vermöchten wir es nicht. Denn doch erhaben über den Wolken des Trugs thront Herr von Schütz, in ewiger ſeliger Ruhe, und lächelt des ſterblichen Menſchen-

Digitized by Google

Geſchlechts. Er redet die Sprache Göthe's, der Diplomaten und der olympiſchen Götter. Läßt er die herrlichen Worte vernehmen: detachirt, Intentionen, ſuppliren, Independenz, Intervention, Perfektion, Revolten; ſagt er, die Freigebung Südamerika's berührend: „kaum iſt wegen des Reichthums an verborgenen Rückſichten, hierüber ein durchgreiſendes Wort zu ſagen möglich" — hören und ſchweigen wir mit heiliger Scheu, ſo ſehr uns auch die Finger jucken, hinabzugreifen, um den Schatz verborgener Rückſichten zu heben. Aber mit Herrn Pfeilſchifter, der zu jener Abhandlung einen „Nachtrag" geſchrieben, wollen wir ein Wort ſprechen. Herr Pfeilſchifter iſt der Sterblichen einer; er kennt den Haß, den Zorn, die Liebe, er kann grob ſein, er fühlt menſchlich — mit ihm wollen wir rechten. Er ſagt in ſeinem Nachtrage: „Gegen eine Faktion, welche ihren Sieg nur auf Betrug und Täuſchung, den Betrug auf den allgemeinen Mangel an gründlichen Kenntniſſen und das Schweigen ihrer Gegner gründet, giebt es keine beſſere Taktik, als ihren Lügen die Wahrheit, ihren Deklamationen die Thatſachen, ihren Verkündigungen die Wirkungen ihrer Siege entgegen zu ſetzen. Aus dieſem Grunde haben wir nachſtehende Notizen über den Zuſtand von Neuſpanien, wie er durch die revolutionären Unternehmungen geworden iſt, zuſammengeſtellt, um zu beweiſen, wie nachtheilig und verderblich ſogar in materieller Rückſicht die Verſuche der ſogenannten Emanzipation für Süd-Amerika ſelbſt geworden ſind." Und nun ſtellt Herr Pfeilſchifter ſeine Berechnungen an. Wir wollen dem Manne von gründlichen Kenntniſſen an ſeinem Facit der ehemaligen Glückſeligkeiten und gegenwärtigen Leiden der ſüdamerikaniſchen Provinzen, keinen Deut und kein Seelchen abziehen. Es ſoll ſich Alles ſo verhalten, wie er geſagt; jene Länder ſollen durch den Verſuch ihrer ſogenannten Emanzipation den fünften Theil ihrer Bevölkerung verloren haben, und ihr Handel, Landbau und ihre Gewerbthätigkeit ſollen wirklich darüber zu Grunde gegangen ſein. Was beweiſt dieſes aber? Wenn die Gegner der Freiheit, deren Vertheidiger im offenen Kampfe bekriegen, oder ſie durch hölliſche Polizeikünſte zu Bürgerkriegen zu bethören ſuchen — wer hat das vergoſſene Blut, wer die Verwüſtungen zu verantworten? Wen hat Herr Pfeilſchifter, durch ſeine

Gaukelrechnerei zu täuſchen, den Auftrag erhalten? Das iſt das ewige Räthſel! Der Pöbel, der nicht denkt, lieſt auch nicht, und die, welche leſen, denken und wiſſen, laſſen ſich durch alte, abgeſchmackte Lügen nicht irre führen. Herr Pfeilſchifter, der ja ſelbſt geſagt, daß wir Andern unſern Betrug auf das Schweigen unſerer Gegner gründen, wird, uns dieſes Fundament entziehen, ſich ohne Zweifel rütteln, und auf die hier gemachte Bemerkung die gebührliche Antwort geben.

4.

In einer Sitzung, welche die Akademie der Wiſſenſchaften in München, zur Feier des Geburtstages des Königs hielt, las Profeſſor Oken eine Rede über das Zahlengeſetz in den Wirbeln des Menſchen vor. Er ſuchte darin zu zeigen, daß fünf die herrſchende Zahl in dieſem Theile des menſchlichen Leibes ſei, und ſchließt dann mit den Worten: Dieſe Geſetzmäßigkeit in unſerm Leibe, ja, in einem einzigen Syſteme deſſelben, wen ſollte ſie nicht ergreifen, wen nicht begeiſtern zur Freude über jene Geſetzmäßigkeit, welche er auch in der Geſchichte und im Leben, dem Ebenbilde der Natur und des menſchlichen Lebens erkennt! Wen ſollte ſie nicht hinweiſen auf das Land, in welchem Geſetz und Ordnung herrſcht, in welchem Anſtalten beſtehen durch die es der Wiſſenſchaft möglich wird, die Geſetze zu erkennen, und der Kunſt, dieſe Harmonie darzuſtellen: in welchem den Gelehrten und Künſtlern Muße gegeben iſt, in dieſem fruchtbaren Felde zu arbeiten, und Luſt, Dem zu danken, durch den dieſes alles hervorgebracht, erhalten und befördert wird, dem Könige der Gelehrten und Künſtler!" So ein deutſcher Profeſſor hat den Teufel im Leibe! Er iſt zugleich Oſteolog und Hofmann, er kann Alles! Fünf Knochen zu einem Geburtstage, welch' ein Angebinde! In welchen ſchönen Pentametern wird das Lob des Baier'ſchen Königs beſungen! Das Baier'ſche Recht, feſt wie eine Wirbelſäule! Was werden mißhandelte und gedrückte Völker ſagen, wenn ſie erfahren, daß ihr Rücken, weit entfernt, die Beſtimmung zu haben, ſchwere Laſten zu tragen und geprügelt zu werden, vielmehr ihr Recht auf eine freie Verfaſſung beurkundet? Prinz Michel hat in Wien

Digitized by Google

Alles gelernt, aber leider die Oſteologie nicht. Er weiß nichts von fünf Wirbeln, er weiß nichts von Conſtitutionen. Selbſt die Rücken reden von Freiheit, ſelbſt die Wirbel werden revolutionär! Man muß die aufrühriſchen Wirbel mit ihrem ganzen Anhange von verſchworenen Gliedern einſperren. Geſchwind die Anatomie zenſirt, wenigſtens auf fünf Jahre, mit Vorbehalt weiterer Verlängerung! Geſchwind aus fünf drei gemacht, wie Villele! Geſchwind die Zahl fünf ganz ausgeſtrichen aus der Reihe der Zahlen!

5.

Mit Cicero begann jene bis auf unſere Tage herabgehende Zeit, wo ſich das Licht von der Wärme, die Einſicht von der Kraft, das Wollen von dem Können, der Geiſt vom Charakter trennte. Er führt die Reihe jener großen Männer an, die, weil ſie nur den einen oder nur den andern beſaßen, entweder ohnmächtig das Gute wollten, oder einſichtslos die Kraft zum Böſen hatten und übten. Cicero, ein gelehrter, geiſtreicher Staatsmann, wenn er ſprach oder ſchrieb, war unwiſſend und verblendet, wenn er handeln ſollte. Er hatte den Muth des Geiſtes, aber nicht den Muth des Charakters und er verſtand nicht, daß zur Heilung einer ſchlechten Zeit, wo ſie je möglich iſt, man zu guten Zwecken ſich ſchlechter Mittel bedienen müſſe. Octavius war der Mann ſeiner Zeit. Unter ihm begann das moderne Regieren, begann die Polizei-Spitzbüberei, der Miniſterialismus. Er zuerſt übte die Kunſt, die Freiheit des Volkes, ſtatt, wie es früher wohl geſchah, zu morden, zu rauben oder zu ſtehlen, zu überv o r t h e i l e n, und durch jüdiſche Schlauheit ſich anzueignen. Als Octavius, lange nach dem Tode Cicero's, einſt einen ſeiner Neffen beſuchte, traf er ihn in einem Buche Cicero's leſend, das er beim Eintreten des Cäſars ſchnell zu verbergen ſuchte. Auguſtus merkte es, nahm das Buch, las einen großen Theil im Stehen, und ſagte zu ſeinem Neffen, indem er es zurückgab: „das war ein gelehrter Mann, mein Sohn, ein gelehrter Mann und der ſein Vaterland ſehr liebte." Das iſt ganz der ſtolz-gutmüthige Ton eines modernen Staatsmannes, der einem unbeholfenen Gelehrten, der ihm nicht ſchaden kann, nach ſeiner Art Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Digitized by Google

6.

Die deutſchen Blätter, die politiſchen ſowohl, als die nichtpolitiſchen, ſind, wenige ausgenommen, ganz unbeſchreiblich abgeſchmackt. Die Armuth hat doch ſonſt etwas Romantiſches, die Bettelei hat etwas Rührendes; aber die deutſchen Blätter haben von der Armuth nur das Widrige und von der Bettelei nur das Unausſtehliche. Alle Zeitungen ſind alle Tage und aller Orten mit Berichten über Schauſpieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer, die unſere Blätter leſen, müſſen denken, daß dreißig Millionen ehrwürdiger Germanen nichts thäten als ſpielen und ſingen, und für nichts Sinn hätten, als für Spiel und Geſang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauſpiel und die Oper ſeines Orts beſprechen: geſchieht es nur mit Kenntniß und Feinheit, hat das auch ſein Gutes und Ergötzliches. Aber was kann einem Dresdner daran gelegen ſein, wie Herr d e r in München den Franz geſpielt, wie Frau d i e in Wien die Agathe geſungen? Was nützt es dem Frankfurter, am 4. Oktober zu erfahren, daß am 29. September Demoiſelle Sonntag in Berlin die Donna Anna ſingen werde? Kann er die fünf Tage, die beide Zeiten trennen, zurückleben, ungerechnet die drei, die er zu ſeiner Reiſe nach Berlin brauchte, um der Vorſtellung des Don Juan beizuwohnen? O! es iſt eine Schmach! Man glaubt ſich in die Zeiten des römiſchen Kaiſerreichs zurückverſetzt, wo entartete Fürſten und entartete Völker vom Schlamme der Lüſte über und über bedeckt, mit heißdurſtigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachſahen, und überhörten, daß die Barbaren ſchon die Thore ſtürmten!

7.

Im Weinmonat 1828 enthielt der H e s p e r u s einen Aufſatz: „d a s W i c h t i g ſ t e d e r R e ſ u l t a t e u n d V e r h a n d l u n g e n d e s g r o ß h e r z o g l i c h h e ſ ſ i ſ c h e n L a n d t a g s v o n 1826 b i s 1827.“ Alſo ein Jahr, anderthalb Jahre nachher. Ein wenig ſpät, ein wenig ſpät — ſchadet aber nichts. In Deutſchland kömmt nichts zu ſpät: die deutſche Zeit, ungleich den Poſtwagen, wartet auf jeden Paſſagier. Der Aufſatz erſcheint in den acht

Digitized by Google

Blättern des Heſperus, die vor mir liegen, nur als Fortſetzung und hat weder Anfang noch Ende. Ein wenig lang, ein wenig lang — ſchadet aber auch nichts. In Deutſchland iſt nichts zu lang; je länger je lieber! Die Einſender langer Abhandlungen kommen unter die Mitarbeiter von der Garde, ihre Artikel bilden die Garde-Literatur der Zeitſchriften, und ſie erhalten größeren Lohn. Aber etwas Andres ſchadet, und dann will ich ſprechen. Der Titel des Aufſatzes iſt nicht zweckmäßig gewählt. Ein eleganter Leſer weiſt die ſchönſte Abhandlung zurück, die ſich ihm unter einem übellautenden Namen meldet. Man muß ihn täuſchen, man muß ihn locken. Wer das Wichtigſte, alſo den Geiſt, einer deutſchen Stände-Verſammlung mittheilt, der iſt ein Deſtillateur, er macht Branntwein; er ſollte alſo ſeinen Berichten einen wohlſchmeckenden Liqueur-Namen geben. Der Darmſtädter-Deſtillateur im Heſperus hätte ſeinen Aufſatz nennen ſollen: *Extrait d'Ennui*, doppelte Langeweile, Darmſtädter Waſſer, *Eau de Hesse*, double patience, *Esprit de Mirabeau*, oder mit ſonſt einem Namen, der die Zungennerven reizt:

In dieſem Landtags-Berichte iſt unter andern von der Wohnungs-Steuer die Rede, und bei dieſer Gelegenheit leſen wir folgendes: „Sey nun z. B. das reine Einkommen des X aus ſeinem Grundvermögen =A, und verdanke er ſeiner ſogenannten rein perſönlichen Thätigkeit ein weiteres Einkommen = a; ſei ferner der rein perſönliche Erwerb des Y, — der kein Grundvermögen beſitzet und kein ſteuerbares Gewerbe treibt, — = 2a, und werde angenommen, daß überhaupt $\frac{1}{b}$ des Geſammteinkommens auf die Wohnung verwendet werde; ſo verwendet X: $\frac{A+a}{b}$ und Y: $\frac{2a}{b}$. Nehme nun endlich der Staat $\frac{1}{c}$ des Aufwandes für die Wohnungen als Steuer in Anſpruch; ſo muß X bezahlen: $\frac{A+a}{bc}$ und Y: $\frac{2a}{bc}$. X verſteuert alſo hier das reine Einkommen aus ſeinem Grundvermögen noch einmal und kein Menſch wird behaupten können, daß ſich der rein perſönliche Erwerb Beider, oder a : 2a, wie ihre Wohnungs-

Digitized by Google

ſteuern oder wie $\frac{A+a}{bc}$: $\frac{2a}{bc}$ verhalten müſſe.“ — — Mein lieber Herr, ich glaube Sie wollen uns zum Beſten haben. Spricht man ſo mit den Leſern des Hesperus? Iſt das die Art, politiſche Aufklärung in Deutſchland zu verbreiten? Iſt das die Art, die Odenwälder Bürger und Bauern mit den Angelegenheiten ihres Landes bekannt zu machen? Kann man denn ohne X und Y, Plus und Minus, dieſes Alles nicht ebenſo deutlich machen? Wie viele unter den Schoppengäſten, die ſich jeden Abend bei Herrn Miener in der Poſt und in der Traube in Darmſtadt verſammeln, giebt es denn, die das verſtehen? Wie viele im deutſchen Volke überhaupt? Ich habe den Verſuch gemacht. Nord-Deutſchland iſt bekanntlich viel gebildeter als Süd-Deutſchland, und Hannover beſitzt, ohne Widerſpruch, die größte politiſche Aufklärung unter allen deutſchen Staaten. Nun, ich der ich gegenwärtig in Hannover ſitze und ſchreibe, habe vier Kopiſten abwechſelnd zu meinem Gebrauche. Es ſind die gebildetſten Kopiſten die mir je vorgekommen ſind, wie es auch nicht anders ſein kann, denn der eine iſt im Kriegsminiſterium angeſtellt, der zweite in der Stände-Verſammlung (die man hier *Landſchreiber* nennt), der dritte bei einem Juſtizrathe und der vierte in einer Thorſtube. Es iſt wahr, ſie haben beim Abſchreiben ihre Eigenheiten. Sie ſchreiben *gewöhniglich* ſtatt *gewöhnlich*; ſetzen den Punkt nicht über das i, ſondern fünf bis acht Buchſtaben weiter rechts; geben jeder Königin ein doppeltes n; haben einen unbeſiegbaren Eigenſinn, y für i zu ſetzen, c für z und ck und k. Uebrigens aber ſind ſie muſterhaft und ſo genau und treu, daß ſie aus jedem Dintenkleckſe, der ſich im Manuſcripte befindet, einen Gedankenſtrich machen, wodurch mancher meiner Sätze ein tiefſinniges Anſehen bekam, das er urſprünglich gar nicht hatte. Dieſen vier Kopiſten gab ich, Einem nach dem Andern, gegenwärtigen algebraiſchen Artikel zum Abſchreiben; aber keiner konnte damit fertig werden, keiner ſchrieb ihn ſo, daß er in der Druckerei verſtändlich geweſen wäre, und ich war darum genöthigt ihn ſelbſt zu kopiren. Wenn nun ſogar vier Hannöveriſche Kopiſten keine Algebra verſtehen, was läßt ſich erſt von süddeutſchen Bürgern erwarten? Sprechen und ſchreiben denn die Franzoſen in ihren Kam-

Digitized by Google

merſitzungen, wenn vom Finanzweſen die Rede iſt, auf ſolche algebraiſche Weiſe? warum gehen wir bei ihnen nicht in die Schule, um reden und ſchreiben zu lernen? Wozu denn hielten wir zwei Male Paris beſetzt?

Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Gans wieder heim.

8

Aufmerkſamen Leſern der franzöſiſchen politiſchen Blätter wird es nicht entgangen ſein, daß die Ariſtokraten, ſowohl auf der Redner-Bühne, als in ihren ſchriftſtelleriſchen Mittheilungen, immer nur von Freiheiten ſprechen, und nie das Wort Freiheit gebrauchen. Hier iſt mehr, dort weniger. Der Unterſchied zwiſchen Freiheit und Freiheiten iſt ſo groß, als zwiſchen Gott und Göttern. Wie die wahre kirchliche Religion beſteht in der Erkennung eines einigen Gottes, ſo beſteht die wahre politiſche Religion in der Erkennung einer einigen Freiheit. Ein Volk kann Freiheit haben ohne Freiheiten, und Freiheiten ohne Freiheit. Das franzöſiſche Volk iſt in dem erſtern Falle, es beſitzt rechtlich den Boden, aus welchem die Freiheit entſprießt — die Charte; aber es genießt deren Früchte nicht, wenn ſie ihm durch Exceptionsgeſetze und andere Staatsſtreiche entzogen werden. Beiſpiele von Freiheiten ohne Freiheit finden ſich in ſolchen europäiſchen Ländern, die autokratiſch regiert werden, und keine Verfaſſung haben. Wenn zu wählen iſt, iſt Freiheit ohne Freiheiten beſſer, als umgekehrt. Im Beſitze des Bodens iſt es leichter, ſich gegen den Raub der Früchte zu vertheidigen, als bei der Nutznießung der Früchte, den Boden wieder zu erobern. Die Ariſtokraten möchten durch Bewilligung von Freiheiten das franzöſiſche Volk einſchläfern, und es würde ihnen auch gelingen, wenn nur ihr Opium auf fünfzig Jahre ausreichte. Es war hier daſſelbe Verhältniß wie mit Staatsgläubigern, die, ſo lange ihnen die Zinſen richtig ausbezahlt werden, nicht an ihr Recht auf das Kapital denken. Auf der andern Seite ſuchen die liberalen Redner und Schriftſteller das Wort Legitimität zu umgehen, und gebrauchen dafür Legalität. Auch zwiſchen dieſen beiden Worten iſt der Unterſchied ſehr groß. Legitimität be-

zeichnet die Herrſcher= m a ch t, welche über die Geſetze erhaben iſt, Legalität, das Herrſcher= r e ch t, welches den Geſetzen unterliegt.

9.

Frau von Stael ſagt: „Es giebt Zeiten, wo das Schickſal der Menſchheit von einem einzigen Manne abhängt, und das ſind unglückliche Zeiten; denn nichts iſt dauerhaft, als was durch die Mitwirkung Aller geſchieht.“ Das mögen Jene ſich merken, die das Heil der Welt von einem politiſchen Meſſias erwarten. Völker ſterben nicht, ſie haben Zeit übrig, krank zu ſein, und darum iſt es beſſer, ſie leiden etwas länger, als daß ſie ihre Heilung einem Einzelnen verdanken. Das iſt der gefährliche Tyrann, der ſich auch die Herzen unterwirft. Hätte Auguſt wie Tiber regiert, wäre die römiſche Freiheit nicht untergegangen. Fürſten, die größer waren als ihre Zeitgenoſſen, haben noch immer der Nachwelt Jammer vorbereitet; Friedrich der Große hat die Schlacht von Jena verloren. Auch haben in Demokratien die Völker immer eingeſehen, daß ſie eine Wohlthat, die ſie einem großen Mitbürger verdankten, ſich nur durch Undank gegen den Wohlthäter ſichern konnten. Die Riegos aller Zeiten ſind noch immer geopfert worden.

10.

D i e S ch r e i b e r R e g e n t e n. — Es geht drunter und drüber in unſern Staaten her, weil die Beamten nicht verſtehen, auf das Volk zu wirken. Sie ſchlagen darauf los, und das nennen ſie verwalten. Verſtimmen iſt leicht, aber ſtimmen kann nicht Jeder. Und wie ſollte es anders ſein? Schuſter, Schneider, Schloſſer müſſen in Deutſchland einen großen Theil ihres Lebens in der Lehre ſtehen und wandern, bis ihnen verſtattet wird, ihr Handwerk auszuüben; Bierbrauer und Faßbinder lernen, der Himmel weiß wie viele Jahre, an einer einzigen Suppe kochen, an einem einzigen Gefäße ſchnitzen, und das Regieren — denkt man — ſeine eine angeborne Fähigkeit. Oder etwa das Studieren auf der Univerſität bilde den Beamten? Regieren iſt eine Kunſt, keine Wiſſenſchaft, und ein Schneiderjunge, der

leſen und ſchreiben gelernt hat, verſteht darum noch keinen Rock zu machen. Das Regieren von ehemals ſteht von dem gegenwärtigen ſo weit ab, wie die Schifffahrt auf Strömen von der auf dem Meere. Unſere Beamten ſind Ruderknechte, ſie verſtehen die Segel, den Kompaß, das Steuerruder nicht zu gebrauchen, und die Vornehmen in der Cajüte verſtehen es auch nicht. Sie wiſſen nichts von Sandbänken und Klippen und Meeresſtille. Sie haben ein Paar Bretzeln, die hinreichen, nach Offenbach oder Niederrath, aber nicht Mundvorrath genug für große Seereiſen. Der öffentlichen Meinung zu gefallen, und ſie zu leiten, das iſt freilich ſchwerer, als dem S. T. Herrn Vorgeſetzten einen unterthänigen Bückling zu machen, und ihn bei ſeinen Launen zu führen. Das lernt ſich nur aus der Erfahrung, aus der großen Welt- und Völkergeſchichte, nicht aus dem albernen Knigge und dem eiteln Cheſterfield. Man beſuche nur ein Collegium oder ein Büreau; wie das höflich iſt, wie das einander kennt, wie das pfiffig ausſieht, wie ſich das wechſelſeitig forthilft, wie das dekretirt, tabellirt, kontrollirt und kabalirt! Der Director iſt ihnen Fürſt, Staat, Volk, Himmel und Erde, Engel oder Teufel. Das geht in ſeidnen Strümpfen auf ſchön gebahntem Wege, von einem Protokolle zum andern, von einem Dekrete zum andern, von einer Weiſung, von einer Rechnung zur andern. Steckbriefe ſchreiben, die Schatzung einnehmen, eine Schildgerechtigkeit ertheilen oder abſchlagen, einen bettelnden Handwerksburſchen ins Loch ſtecken, einen Wirth beſtrafen, der Abends nach zehn Uhr noch einem Bürger den Durſt gelöſcht, eine Hure auspeitſchen, das ſind freilich leichte Sachen. Aber jetzt ſind Staatsverbrecher zu verfolgen, Schuldentilgungen von tauſend Millionen anzuordnen, die Rechte der Völker zu beſtimmen, Millionen Bettler zu befriedigen, berauſchte Länder in Achtung zu erhalten, und zu dieſem Allen iſt euer Concept- und Stempelpapier viel zu klein. Geht nach Paris, das iſt Eure Univerſität; leſet den alten Moniteur, das iſt Euer Corpus Juris; hört die Deputirten-Kammer, das iſt Euer Praktikum; und dann laßt Euch den Doktorhut geben, kehrt zurück, heirathet und regiert.

Digitized by Google

11.

Karamſins Geſchichte des Ruſſiſchen Reichs. — Könnte man ein Buch, das ganz aus Titelblättern beſteht, anders leſen, als mit Unwillen oder Ueberdruß? Aber Könige ſind nur die Titelblätter der Geſchichtsbücher ihrer Völker. Darum durchwandert man gleichgültig die dürren Haiden der neuen europäiſchen Geſchichten, wo weder Schatten noch Obdach, noch labende Herberge den müden Forſcher ſtärkt. Sie ſind nichts als Flurbücher, worin die Staaten mit dem Maßſtabe der Beſteuerung, nach Länge und Breite abgemeſſen, und Völker wie Grundſtücke nach jedem Kaufe, Tauſche und Todesfalle neu ab- und zugeſchrieben werden. Wer flüchtete nicht froh in eine andere Weltgegend, wo nicht ein ſchwacher Stab als ſchlauer Hebel der Stärke gebietet, ſondern der ſchwächere Geiſt dem mächtigen gehorcht? Wer ſtiege nicht gern hinauf zu einer älteren Zeit, da noch die Menſchengeſchichte friſch aus einer Quelle der Natur floß, da die Völkerſtrömungen ſich ihr ſelbſtgewähltes Bett gruben, und umbekümmert um Herkommen und Federſatzungen ihren angetretenen Weg fortſetzten? .... Das Alles finden wir in der Ruſſiſchen Geſchichte.

Dieſes und das Weitere könnte in klaren, verſtändlichen Worten dargethan werden; aber wir Sünder werden genöthigt, uns die heilige Sprache der Propheten anzumaßen, und wie Ezechiel in Bildern zu reden. Das Ruſſiſche Reich, ein Mann, wenn man es mit ſeinen Geſpielen vergleicht, aber da die Dauer des Wachsthums die Dauer der Kindheit beſtimmt, noch ein Kind — hat, wie Herkules ſchon in der Wiege, die Europa umſchnürende Rieſenſchlange zerdrückt. Was es auch noch werden möge, genug, es iſt im Werden und in Europa das einzige aufſteigende Licht. Wie man auch geſinnt ſei, geneigt oder abgewendet, hoffend oder fürchtend, nur gleichgültig ſollte man nicht ſein, man ſollte ſtets, ſelbſt mit Verluſt des nöthigen Schlafes, die Augen offen halten, und ſich nicht einlullen laſſen von denen, die ungleich den Anwohnern des Veſuvs, ruhig ſind, weil der Berg nicht raucht. Wenn die Peſt im Lande, freut man ſich des retten-

den Winters, und bezahlt gern das Leben mit der Freundlichkeit des Lebens. Es hat der Menſchheit nie an einem kehrenden Herkules gefehlt, ſo oft ihre Augias-Ställe überfüllt waren.

Schon dies iſt ein Zeichen von der Größe eines Volkes, wenn es in ſeiner Mitte einen großen Geſchichtſchreiber findet; denn jeder Künſtler, auch wenn er verſchönt, kann doch nur an einer ſchönen Wirklichkeit ſich begeiſtern. Karamſins Geſchichte des Ruſſiſchen Reichs iſt ein Meiſterwerk, das ſeines Gegenſtandes würdig iſt. Die Anordnung iſt zweckmäßig, klar und verſtändlich. Die verwickelten Maſſen von Gebieten und Völkern, aus denen ſich das ungeheure Reich nach und nach zuſammengebildet, ſind mit vieler Kunſt geſondert und je nach ihrer Bedeutung mehr oder weniger beleuchtet. Der Styl iſt edel, kräftig, und wo es geſchehen durfte, maleriſch. An herrlichen Betrachtungen fehlt es nicht, aber ſie folgen alle den Ereigniſſen wie freiwillig nach, und werden nicht von dem Verfaſſer als pomphafte Begleitung mitgegeben. Ohne Religion und Vaterlandsliebe, wo es die Wahrheit gilt, hat Karamſin die Verbrechen und Niederlagen ſeines Volkes, zwar minder froh, aber nicht minder aufrichtig erzählt, als deſſen Siege und Tugenden. Angenehm überraſchend iſt die Offenheit, mit welcher er warm und beifällig gewiſſe Grundſätze ausſprach — und alſo ausſprechen durfte —, von deren Aufnahme in's Leben Rußland noch ſo weit entfernt iſt, weniger weil es der Regierung an Freiſinnigkeit, als weil es dem Volke an Sinn für Freiheit mangelt. Es wird überall gezeigt, wie ſich die Herrſchaft der Sterblichen irdiſch gebildet habe, und nicht, wie man zu glauben befiehlt, als Unſterbliche von dem Himmel herabgeſtiegen ſei. „Der Ruſſiſchen Geſchichte Beginn ſtellt uns ein bewunderungswürdiges, in den Annalen vielleicht beiſpielloſes Ereigniß dar. Die Slaven vernichteten freiwillig ihre alte Volksregierung, und verlangten Herren von den Warägern, ihren Feinden. Ueberall führte das Schwert der Starken oder die Verſchlagenheit des Ehrgeizigen die Herrſchermacht ein (denn die Völker wollten Geſetze, fürchteten aber den Verluſt der Freiheit): in Rußland wurde dieſe mit der allgemeinen Zuſammenſtimmung der Bürger gegründet....“

Digitized by Google

12.

Deutſche Demuth. — Als der König von Preußen in Paris war, hatte die Gazette de France von ihm erzählt, er habe die Ehre gehabt, mit dem Könige von Frankreich zu Mittag zu eſſen. Eine deutſche Zeitung keiſt etwas über ſolche leichtfertige, unumſtändliche Rede. „So ſpricht eine Zeitung der civiliſirteſten Nation in Europa von ihren Gäſten!“ rief ſie aus. Daß das kleine Herz zum Zorne ſich bewegte, war ſchön, nur verfehlte es das rechte Ziel. Mit den Deutſchen laßt uns ſchmollen, daß ſie nicht zu ſein wagen, wie Jene. Wenn auch ja einmal das Maß der Ehrfurcht, das ein freies, unabhängiges Volk einem fremden Fürſten ſchuldig iſt, nicht gehörig beachtet worden, was iſt tadelnswerther, die Verkürzung oder Ueberſchreitung jenes Maßes? Liegt nicht etwas Großes darin, daß Frankreich einen König, deſſen ſiegreiche Fahnen noch innerhalb des Landes wehen, zu liebkoſen verſchmäht? Hätte, als Napoleon zu den Zeiten ſeines Glanzes die Staaten ſeiner Bundesfreunde durchreiſte, der Zeitungsſchreiber irgend einer Reſidenz zu ſagen gewagt: der Kaiſer von Frankreich habe die Ehre gehabt, mit dem Könige zu ſpeiſen; beim Himmel, alle deutſche Höfe wären blaß geworden, und man hätte, um Gott zu verſöhnen, einen allgemeinen Bet- und Bußtag im Lande ausgeſchrieben! Alſo die Preußen, die wären eine „civiliſirte Nation“ weil ſie 1806, am Abende des Einzugs Napoleons in Berlin, die Stadt aufs Prächtigſte beleuchtet hatten? (Die Nachwelt wird dieſes als ein Ammenmärchen belächeln!) Alſo die Deutſchen wären „civiliſirter“ als die Franzoſen, weil ſie, wenn es dem Könige von Frankreich gelüſtete, von Paris nach Petersburg zu reiſen, ſie mit der Superlativität der Unterthänigkeit von ihm ſprechen, und weil ihre Tagesblätter ein genaues Regiſter darüber führen würden, wo Allerhöchſtdieſelben jede Nacht zu ſchlafen, um wie viel Uhr ins Bett zu ſteigen geruht haben, und wie viel Pferde auf jeder Station von der Seine bis an die Newa, zu Allerhöchſtderen Dienſten gebraucht worden wären? Ein Volk, das fremden Herrſchern nicht geringere Ehrfurcht, als ſeinen eigenen bezeigt, verräth hierdurch, daß es in ſeinem Fürſten nicht den Vater des Vaterlandes liebe, ſondern

Digitized by Google

nur die Fürſtlichkeit in ihm abergläubiſch fürchte. Es giebt deutſche Blätter, die nie von dem Vielen, was in engliſchen Hochherziges und Herrliches enthalten iſt, auch nur ein einziges Wort mittheilen, aber von den Schmerzen und Erleichterungen der jetzt verſtorbenen Königin von England uns Monate lang täglich die genaueſten Berichte lieferten. Es giebt deutſche Blätter, die vierzehn hinter einander folgende Tage von einer todten Prinzeſſin und von den Lichtern ſprechen, die bei ihrer Bahre gebrannt, und wie viel Ellen ſchwarzes Tuch zum Trauerbehänge verbraucht worden; aber von den leuchtenden großen Gedanken, die durch die franzöſiſche Deputirtenkammer blitzen und gewittergleich ganz Frankreich erfriſchen, mäuschensille ſchweigen. Es giebt deutſche Blätter, die von jeder Feuersbrunſt in Konſtantinopel ſo genaue Nachrichten haben, als hätten deren Herausgeber dabei die Spritzen geleitet, aber den Rauch in ihrem eigenen Vaterlande niemals wahrnehmen. Das deutſche Volk ſchmieget und windet ſich, als wäre es der Hofmarſchall Kalb bei allen Fürſten Europa's. Es iſt ein gemeines Weſen unter uns, aber kein Gemeinweſen.

13.

Der heilige Bund. — Der Fürſt von Leyen hat zu Aachen eine Denkſchrift eingereicht, in welcher er eine Entſchädigung für ſeine verlorenen landesherrlichen Einkünfte anſpricht. Er ruft darin die Monarchen als Stifter und Beförderer des heiligen Bundes auf, welcher wolle, daß der Glaube an Recht und Gerechtigkeit die Herzen der ganzen Chriſtenheit belebe, daß der rohen Gewalt Mißbrauch gegen Schwächere aufhöre, und die Gerechtigkeit allein herrſche. Man kann vor der Tiefe des heiligen Bundes voller Ehrfurcht und Bewunderung ſinnend ſtehen, aber ein menſchenfreundliches, beſorgtes Herz läßt ſich dennoch von der Furcht überſchleichen, wie leicht ein einziger Fehltritt eine ſchmale fußbreite Abweichung von der wahren Deutung der Uebereinkunft, Staaten und Völker in einen jammervollen Abgrund ſtürzen könne. Bliebe die Auslegung des Vertrages immer den Fürſten, die ihn geſchloſſen, allein überlaſſen, dann wäre nichts zu fürchten, als deren Sterblichkeit. Aber den ungetreuen

Digitized by Google

Dolmetſchern ihres Willens hat man endlich mißtrauen gelernt. Die Zukunft wird es lehren, welche Dinge nicht alle, im Namen des heiligen Bundes, gefordert, bewilligt oder verſagt werden. Keiner, auch noch ſo voll des billigen Argwohns gegen die Verſprechungen irdiſcher Machthaber, verkennt das ſchöne Feuer, das in dem Gemüthe Alexanders lodert und das die Menſchen läutern würde, wäre dieſer Fürſt nicht einige Jahrhunderte zu früh geboren. Warum ließ er geſchehen, daß die ſtille reine Quelle ſeines frommen Herzens zu einem Strome fortgeriſſen worden, der nun alle europäiſche Höfe durchfließt, wo auch das klarſte Waſſer getrübt werden muß, weil es dort nicht zur Stillung des Durſtes gebraucht, ſondern nur als eine ſchnellere Straße, die zu ſelbſtſüchtigen Zwecken führt, befahren wird? Warum wurden ſo viele Regierungen zum Beitritte des heiligen Bundes zugelaſſen? Alexanders einſames Beiſpiel hätte der Welt mehr gefruchtet, als der lärmende Troß ſeiner Glaubensheuchler.

Bedarf die Tugend eines Bundes? Sie verträgt ihn nicht einmal. Worin aber beſtehen die Grundſätze, von welchen der Fürſt von Leyen Erſatz für ſeine verlorene jährliche Rente erwartet? Welche Gerechtigkeit iſt es, wozu die Theilnehmer des heiligen Bündniſſes ſich verpflichten? Die himmliſche kann es nicht ſein, denn die Verwaltung dieſer wird kein ſchwacher Menſch zu übernehmen ſich erkühnen. Die göttliche Gerechtigkeit iſt es nicht, denn dieſe, die ausgleichende, zerſtört, um zu ſchaffen, nimmt, um zu geben, raubt, um zu bezahlen. Die menſchliche, welche nichts vermag, als den Beſitz zu heiligen, und das Beſtehende zu ſchonen, iſt's, die man anzugeloben den Willen gehabt haben konnte. Aber dieſe Gerechtigkeit, wenn ſie weiter als über die Verhältniſſe der Einzelnen, wenn ſie über die Völker und Staaten ſich erſtreckt, iſt unheilbringender als die ſchnödeſte Willkür. Sie hält die Staaten in ihrer Entwicklung auf, ſie zertritt die jungen Keime der bürgerlichen Freiheit, und ſchmiedet das Schickſal unſterblicher Völker an vergängliche Fürſtengeſchlechter feſt. — Der heilige Bund iſt ein goldener Becher, der gemeinſchaftliches Eigenthum aller europäiſchen Regierungen iſt, und den jeder Berechtigte, ſobald ihn dürſtet, mit dem Getränke, nach welchem ihm gelüſtet, anfüllen wird. Es bedarf der vielen Worte nicht, das Urtheil iſt ihm längſt

Digitized by Google

geſprochen: die zwei einzigen freien Staaten der Welt, England und Nord-Amerika, ſind ihm nicht beigetreten.

14.

Juden in der freien Stadt Frankfurt. — Europa und Amerika müſſen ganz den Verſtand verloren haben, daß ſie ſich ſeit Jahren mit den ſpaniſchen Kolonien, den Cortes, der franzöſiſchen Deputirtenkammer, den engliſchen Radikalen und anderen dergleichen elenden, geſetzter Männer unwürdigen Klatſchereien beſchäftigen, und die wichtigſte Sache der Menſchheit, nämlich die Frankfurter Judenſchaft, darüber aus dem Sinne verlieren. Die Schwachköpfe beider Welttheile bilden ſich ein, der Brand von Moskau, die Leipziger Schlacht, der Sturz Napoleons und die Million Menſchen, welche der Befreiungskrieg hingerafft — alle dieſe ſchrecklichen Dinge wären zu ihrer Unterhaltung geſchehen, und den großen Zweck, welchen die Vorſehung dabei hatte, nämlich die Vertreibung beſagter Judenſchaft von der Schnurgaſſe von Frankfurt, davon ahnden ſie nichts. Stein in ſeiner ſehr genauen Geographie ſagt, es wohnten 10,000 Juden in Frankfurt, ob zwar keine 4000 dort wohnen. Allein er ſagt dieſes metaphoriſch, da ſie ſo viel Lärm verurſachen, als 10,000. Ehemals wohnten ſie in einer eigenen Gaſſe, und dieſer Fleck war beſtimmt der bevölkertſte auf der ganzen Erde, Malta nicht ausgenommen. Sie erfreuten ſich der zärtlichſten Sorge ihrer Regierung. Sonntags durften ſie ihre Gaſſe nicht verlaſſen, damit ſie von Betrunkenen keine Schläge bekämen. Vor dem 25. Jahre durften ſie nicht heirathen, damit ihre Kinder ſtark und geſund würden. An Feiertagen durften ſie erſt um 6 Uhr Abends zum Thore hinausgehen, daß die allzugroße Sonnenhitze ihnen nicht ſchade. Die öffentlichen Spaziergänge waren ihnen unterſagt, man nöthigte ſie, ins freie Feld zu gehen, um ihren Sinn für Landwirthſchaft zu erwecken. Ging ein Jude über die Straße, und ein Chriſt rief ihm zu: Mach Mores Jud, ſo mußte er ſeinen Hut abziehen; durch dieſe höfliche Aufmerkſamkeit ſollte die Liebe zwiſchen beiden Religionsparteien befeſtigt werden. Mehrere Straßen der Stadt, die ein ſchlechtes, unbequemes Pflaſter hatten, durften ſie niemals betreten. Der Handel mit Materialwaaren war

Digitized by Google

ihnen verboten. Bedienten durften ſie nicht halten, denn dieſes iſt ein Verbrechen gegen die Grammatik, ſondern nur Knechte, und als einſt ein Actuar im Taumel des Sonntags einem Juden das Wort Bedienter in den Reiſepaß geſetzt hatte, und dieſer bereits abgereiſt war, ſchickte ihm der regierende Bürgermeiſter einen Huſaren nach, der ihn zurückholen mußte, worauf im Paſſe das Wort Bedienter ausgeſtrichen, und dafür Knecht geſchrieben wurde. Noch viele andere Vorrechte genoſſen die Frankfurter Juden und üben ſie heute noch aus. Mehrere wichtige Plätze der Stadt, wie die Poſt, die neue Kräme, die Börſe halten ſie militäriſch beſetzt, und es darf kein Chriſt ohne ihre Erlaubniß durchgehen. Es iſt ihnen verſtattet, jeden Fremden oder Einheimiſchen, der an ihren Waarenläden vorübergeht, ſo lange an den Kleidern feſtzuhalten, bis er ihnen etwas Beträchtliches abkauft. Sie dürfen ihre Todten in den erſten 24 Stunden beerdigen, die Chriſten müſſen drei Tage damit warten. Letztere werden in das wöchentlich erſcheinende Geburts- und Sterberegiſter nur dann hineingeſetzt, wenn ſie wirklich geboren werden, oder ſterben, die Juden ſogar auch dann, wenn dieſes nicht geſchieht, denn es wird im Intelligenzblatte ausdrücklich bemerkt, von der israelitiſchen Gemeinde ſei in dieſer Woche Niemand geſtorben, Niemand geboren worden, damit ſich Jedermann erfreue, nämlich an Erſterem.

Mit allen dieſen Auszeichnungen noch nicht zufrieden, hatten die Juden vor zehn Jahren den Revolutionsſchwindel, der ſich von Frankreich her nach Deutſchland verbreitet hatte, benutzt, und ſich unter der Großherzoglichen Regierung die ſogenannten angebornen Rechte für ein Spottgeld, für eine halbe Million gekauft. Darauf maßten ſie ſich an, Doktoren, Schuhmacher und Schneider zu werden; ſie trieben Wiſſenſchaften und die ganze Technologie, ſprachen deutſch, wie Adelung, und aßen mehrere Sorten Wurſt. Beſonders in Spedition und Kommiſſion haben ſie der Menſchheit ungeheuern Schaden zugefügt, und hierdurch Europa in die Barbarei des Mittelalters zurückgeworfen. Aber der Tag der Erlöſung nahte herbei; nach der Schlacht bei Hanau erwachte die freie Stadt Frankfurt aus ihrem Siebenſchlafe, und mit der neuen Ordnung der Dinge kehrten die Juden in die alte zurück; dieſe wollten aber nicht von der Stelle und

Digitized by Google

klagten beim hohen Bundestage. Hierauf ſollten die Chriſten und Juden ſich gütlich vergleichen. Der Senat und der geſetzgebende Körper, beide von „übergroßer Freiſinnigkeit“ erfüllt, machten billige Vorſchläge.

15.

Die Ermordung Kotzebue's. — Man kömmt nie zu ſpät und zu weit her, ſich dieſe Begebenheit zu beſchauen; ſie iſt der Kryſtalliſationspunkt, um den die neue Geſchichte der Deutſchen ſich anſetzt. Nicht die nachgeborenen Folgen, erſt die Enkel der furchtbaren That, werden unter dem Fluche des Schickſals erliegen. Es giebt keine Betrachtung, die ſich hier nicht anreihen ließe, und darum darf auch nichts, was in dieſem Kreiſe liegt, unbetrachtet bleiben. Profeſſor Lehmann hat eine „Beleuchtung einiger Urtheile über Kotzebue's Ermordung“ herausgegeben. Das Werkchen iſt zu Bartenſtein in Oſtpreußen (nahe an der ruſſiſchen Gränze) erſchienen. Es iſt nicht lang, aber breit, und in einem ſtammelnden Style geſchrieben, ſo daß, der Natur dieſes Sprachfehlers gemäß, bald ein Sinn fehlt, bald ein anderer ſechsmal wiederholt wird. Der Verfaſſer nimmt ſich die unnöthige Mühe, zu beweiſen, daß Kotzebue kein Spion geweſen ſei, und giebt über dieſe Würde eine gelehrte Erläuterung, deren Gründlichkeit wir auf Glauben annehmen müſſen, da wir von der Sache gar nichts verſtehen. Dann wird eifrig der Vorwurf widerlegt, als habe Kotzebue geſucht, die deutſche Freiheit zu untergraben. Etwa weil er gegen das Turnweſen und den heißen Verfaſſungstrieb geredet? Unſere gelehrten Vorfahren haben von allem dieſem Zeuge nichts gewußt, (ſagt Herr Lehmann). „Wenn es wahr iſt, daß der wiſſenſchaftliche Geiſt unter Deutſchen ſehr flau und ſtille wird, weil der Geiſt unter ihnen ſich mit ſeinem Wiſſen und Prüfen auf die bürgerliche Seite legt; (der Verfaſſer ſcheint ſich auf die adelige zu legen), auf Verfaſſungen, Abgaben, Maſchinen, Reformen, Berechnungen; (alſo ſelbſt die Mechanik und Arithmetik käme uns nicht zu?) der in einen Myſticismus verfällt, dagegen unſere Aeltern mit ihrem Denken rein wiſſenſchaftlich werden konnten, indem ihre Bürgerlichkeit in Ruhe und Beſtand lebte, (d. h. ſchlief) ohne ſie ſo

anzuſchlagen in lauter Veränderungen und Raffinerien, wie ſolche wir erfahren, ſo ſind eben die Anſtalten und das Treiben der Zeit, gegen welche K. ſich empörte, von der Art, daß man ſagen muß, ſie allein führen uns mit der wahrhaft wiſſenſchaftlichen Aufklärung in Finſterniß und Barbarei, und K. hatte, indem er gegen ein ſolches bürgerliches Treiben eiferte, wohl gar noch das Verdienſt, (wohl gar noch!) eben der Barbarei; welche uns drohet, entgegen zu wirken, und die wahre Aufklärung unter uns zu fördern. Es iſt alſo ein gar irriger Gedanke in dem Schluſſe: wer das bürgerliche Licht in Deutſchland auslöſchen will, geht auf eine totale Finſterniß aus, indem vielmehr das bürgerliche Licht den wiſſenſchaftlichen Geiſt ganz ausbrennt, und ſelbſt erlöſchen muß, wenn eine freie Wiſſenſchaftlichkeit gedeihen ſoll. Indem unſere Philoſophen ſich in Kriegswiſſenſchaften werfen, in Staatswiſſenſchaften und auf der bürgerlichen Oberfläche der äußern Freiheit umtreiben, vernachläſſigen ſie die rein wiſſenſchaftliche Tiefe des freien Geiſtes, und ſo ſind eben ſie es, die eine Barbarei des Geiſtes über uns bringen: wer ſie nun in dieſem bürgerlichen Felde angreift, um ſolche Freiheiten zu beſchneiden, iſt dagegen eben der, welcher die eigentliche Barbarei begraben, und die wahre Freiheit des Geiſtes erhalten will.“ Wenn Herr Lehmann durch die Lehre oder Heuchelei ſolcher Grundſätze ſich auf die ſchwere Seite zu werfen gedachte, ſo kann man ihm das leicht verzeihen, da er ſie durch ſein Gewicht wahrlich nicht ſchwerer gemacht hat; aber die angeführten Reden führen zu Folgerungen, die er nicht beabſichtigt haben konnte. Denn wenn es wahr iſt, daß das bürgerliche Licht den wiſſenſchaftlichen Geiſt ganz ausbrennt, ſo würde ja daraus folgen, daß alle diejenigen, welche mit bürgerlichen Dingen beſchäftigt ſind — ſämmtliche Miniſter und Staatsbeamten, unwiſſende Menſchen und niedergebrannte Geiſter, wären, die man auf ein Profitchen ſtecken müßte — eine Behauptung, die wenigſtens Herr Lehmann nicht wagen wird. Die ſo häufig ausgeſprochene Unverträglichkeit des wiſſenſchaftlichen Forſchens mit der Theilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten, iſt eine ſo plumpe Lüge, daß ſich auch der ſchwachſinnigſte Menſch nicht dadurch täuſchen läßt. Cicero war trotz ſeiner Gelehrſamkeit ein ſo

Digitized by Google

großer Bürgermeiſter, als irgend einer unſerer Zeit, der dieſen Fehler nicht hat. Cäſar ſchrieb troß ſeiner Heldenthaten ſo gut, als ein Profeſſor in Breslau, und man hört nicht klagen, daß ſo viele berühmte gelehrte Mitglieder der deutſchen Bundesverſammlung durch ihren wiſſenſchaftlichen Geiſt in ihren Staatsgeſchäften wären aufgehalten worden.

Ueber Kotzebue's Ermordung ſagt Herr Lehmann ſehr naiv, er werde der Meinung ſein, welche die Regierungen davon haben werden. Bei der Frage alſo, ob dieſer Mord ein gemeiner ſei, oder nicht, muß in Beziehung auf K. die Antwort noch warten, bis man ſieht, was die Regierungen aus ihm machen werden; (das ſind ächt gehorſame Anſichten). Daß ſich unſere Jugend ſo viel herausnehme, daran wären Umſtände ſchuld, „wohin ich (ſagt der Verfaſſer) außer dem Turnweſen, welches die Geiſter und Körper wählig macht, auch das noch rechne, daß unſere Schulen die Köpfe der Kinder ſo anfüllen, daß dieſelben leicht die Köpfe der Eltern überwiegen, wodurch denn der Sohn über den Vater, der Jüngling über den Alten eine Bedeutung bekommt, als dürfe er ſich nur immerhin zum Herrſchen anſchicken; zumal die Zeit mit ihrer wilden Noth die Alten ſo mürbe geſchlagen hat, daß ſie überall an Kraftloſigkeit und Schwächen leiden.“ Koſtbare Geſtändniſſe, die Herr Lehmann aus Unachtſamkeit verloren hat! Wenn unſere Alten zu wenig gelernt haben, und unſere Jugend zu viel lernt, ſo widerſpricht ja das der frühern Behauptung, daß die Wiſſenſchaftlichkeit der Vorfahren in dem bürgerlichen Treiben des jetzigen Geſchlechts zu Grunde gegangen ſei. Mürbe — ja das iſt das rechte Wort, aber nicht die Noth der Zeit hat die Alten mürbe geſchlagen, ſie hat ſie ſo gefunden; wären ſie nicht mürbe geweſen, hätte die Noth der Zeit nicht entſtehen können.... Um dem herrſchenden Myſticismus entgegen zu wirken, ſchlägt der Verfaſſer das Studium der Logik als einen ſichern Damm vor. Wir haben die Logik immer höchſt langweilig gefunden; aber wenn es ihr gelingt, die Myſtik, dieſe ſchändliche Gelegenheitsmacherin des Despotismus, zu vertreiben, ſo wollen wir ihre beſten Freunde werden, und täglich beim Frühſtücke eine Viertelſtunde in des Profeſſors Maas Kompendium leſen.

Digitized by Google

16.

Biographie. — Die ſtille Zeit, da große Menſchen und Schickſale uns nur im Abbilde erſchienen, und jeder in ſeinem Hauſe das Kunſtwerk ruhig und bequem anſtaunte, iſt nicht mehr; unſere Väter waren die letzten, die ſie geſehen. Gab es auch ungewöhnliche Menſchen unter den Zeitgenoſſen, ſo berührten ſie doch den Lebenskreis des Volkes nicht, denn nur mit der Höhe ragten ſie über der Menge empor, aber ihre Grundfläche breitete ſich nie über das eingeführte Maß aus. Waren es Böſewichter, ſo tobten ſie wie wilde Thiere hinter eiſernen Stäben, und konnten nur die Hand verletzen, die ſich ihnen entgegenſtreckte. Waren ſie hoch und gut begabt, ſo betrachtete man ſie als Schauſpieler, deren Wirken auf die enge Bühne beſchränkt und in einige Stunden eingeſchloſſen blieb, nach deren Verlauf der fallende Vorhang ſie auf immer von den Zuſchauern und dem Leben trennte. Aber die Begebenheiten unſerer Zeit, mit den Menſchen, aus denen ſie hervorgegangen, oder in die ſie zurückgekehrt, ſind uns als willkommene oder ſchlimme Gäſte ſelbſt in das Haus gekommen, und nachdem uns ſo die großen Urbilder mit Schrecken oder Ehrfurcht erfüllt, können uns die ſchwachen Gemälde kleinerer Dinge nicht mehr genügen. Der Vorhang des Parrhaſius täuſcht uns nicht mehr, wir wiſſen, daß nichts dahinter iſt. Die ſogenannten denkwürdigen Perſonen der drei letzten Jahrhunderte (nur Luther nicht), dünken uns flach und deren Lebensbeſchreibungen langweilig. Geſtürzte Miniſter; Bauernſöhne, die es bis zum Geheimerathe gebracht; geliebte Weiber, die das Land regiert; Günſtlinge, die mit dem Herzen der Fürſten ihren eigenen Kopf verloren; Hofkriege, wo man ſieben Jahre lang mit blutigem Schwerte an der Schreibfeder geſchnitten, die beim Friedensſchluſſe einige Meilen Landes diplomatiſch eroberte; Helden, die das Vaterland gerettet, und am Ende ihrer Tage tauſend Thaler Zulage erhielten — das ſind die wichtigſten Kapitel der Geſchichtsbücher jener Zeit. Sie haben den Reiz verloren, und ſchon darum allein könnten Samuel Baurs (Pfarrers im Würtembergiſchen) intereſſante Lebensgemälde der denkwürdigſten Perſonen des achtzehnten Jahrhunderts, deren erſter Band in einer neuen

Auflage vor uns liegt, uns keinen Beifall abgewinnen, ſelbſt wenn der Ausdruck „intereſſante Lebensgemälde“ nur einen Sprachfehler und nicht einen falſchen Sinn enthielte. Wir haben das Buch von 648 arabiſchen und 12 römiſchen Seiten mit großer Geduld durchgeleſen; doch ſo oft das Urtheil ſtreng werden wollte, muß es am Ende wieder erweichen; denn es iſt viel Rührendes darin, wie einem glücklichen Landgeiſtlichen die Menſchen und die Dinge erſcheinen. Die Wände der ſtillen Pfarrwohnung ſind mit Kupferſtichen behängt. Schlachtſtücke mit Schäfereien, untergehende Schiffe und Häfen, Bildniſſe von Böſewichtern, Gelehrten, Narren und Helden, ſie zeigen alle, von einförmigen Rahmen aus Nußbaumholz eingeſperrt, die ruhige und farbenloſe Fläche einer Zeichnung. Der Einbildungskraft wird zwar eine Perſpektive dargeboten, aber die Sinne können nichts ergreifen. So ſind die Lebensgemälde. Sie gleichen dem Wachsfiguren-Kabinete, das ſich vor einigen Jahren in Prag zuſammengebildet, wo lebende Menſchen die Bewegung zurückhielten und ſich für Abbilder geltend machten. Der Styl geht wie ein reiſender Handwerksgeſelle, ruhig und zufrieden ſeinen Weg, unbekümmert, ob er durch die Lüneburger Haide oder im ſüdlichen Frankreich, auf dem Leinpfade der Spree oder an den reizenden Ufern des Rheins wandere; er ficht ſich durch und ſucht die Herberge. Nur wenn es dunkel wird und die Geſchichte ſich zu Ende neigt, verdoppeln beide ihre Schritte. Doch hat die Sprache zuweilen eine Naivität, die wohlgefällt. Z. B. der 41jährige Ziethen, der in dieſem Alter nur erſt einige Scharmützel glücklich beſtanden, wird der junge Held genannt — von einer Schlacht im ſiebenjährigen Krige wird erzählt, das Kanonenfeuer dabei ſei unerträglich geweſen — einige geſchmackvolle Männer in den Alpenthälern hätten zur Zeit Geßners die deutſche Sprache vervollkommnet — von Maria, einem Romane der engliſchen Schriftſtellerin Golwin, heißt es: „Die Gefühle, die darin herrſchen, ſind von der ächteſten und feinſten Art; alles iſt darin mit jener Phantaſie geſchmückt, die zur Fahne des Zartgefühls und ächten Empfindſamkeit geſchworen hat.“ — Von Leſſing wird geſagt: „Ein großer Mann im Felde der Wiſſenſchaften.“

Digitized by Google

An Anekdoten, dieſen Henkeln der großen Seelen, wodurch ſie faßlich werden für den Hausgebrauch, hat das Buch Ueberfluß, ſo daß zwanzig Eſſer der verſchiedenſten Fähigkeit, die Helden zugleich an den Mund führen können. Doch haben die Klaſſen, worin der Inhalt der denkwürdigſten Menſchen zerfällt, manches Sonderbare. Nach den Generalen kommen die berühmten Satyriker — nach dieſen die herrſchſüchtigen Weiber — Schwärmer und Narren wohnen unter einem Dache — Richardſon und Geßner werden als gelehrte Buchhändler bezeichnet; aber wenn Buchhändler gelehrt ſind, werden ſie treffender als Gelehrte geſchildert, die auch den Buchhandel betreiben. — Mordſüchtige Rebellen, worunter Pugatſchew der Koſack und der Kopfabhacker Jourdan gerechnet werden, iſt doppelt falſch. Mordſucht iſt kein Charakter, ſondern eine Krankheit der Seele oder des Blutes, und Jourdan war kein Rebell, denn er hat ſeine Unmenſchlichkeit im Namen der damaligen Regierung ausgeübt.

Doch leſet immer das Buch und wäre es auch nur, um die hölliſche Hinrichtung des wahnſinnigen Damiens zu erfahren und den gerechten Himmel lobpreiſen zu lernen, der mit dem Blute der Revolution ſolche Flecken der Menſchheit ausgewaſchen hat. Und wen dieſe Geſchichte nicht genug ſchaudern gemacht, der leſe die des gelehrten Wunderkindes Heinrich Heineke aus Lübeck, der in ſeinem vierten Jahre von Sprachen, bibliſcher Weisheit, Hiſtorie, Jurisprudenz mehr wußte, als alle deutſche Studenten zuſammen gerechnet, und dabei ſanft und fromm war.

17.

Der abbrevirte Teufel. — In einem Aufſatz, der neulich im Morgenblatte erſchienen, hatte ſich der Teufel gemiſcht — was einem ſchwachen menſchlichen Werke nachzuſehen iſt, da ſich ſelbſt in Gottes Werke der Teufel gemiſcht. Das Morgenblatt aber hat den Teufel verkürzt, hat ihm nur das große T. gelaſſen, und ihm für die übrigen fünf Buchſtaben, drei Sterne gegeben. Drei Sterne für fünf Buchſtaben — das darf man wohl geprellt nennen! Nun habe ich mehrere Tage darüber nachgedacht, warum das Morgenblatt ſo ver=

Digitized by Google

fahren, habe es aber nicht herausgebracht. Ich bitte daher die Leſer dieſes Blattes, die ſich darauf verſtehen, mich darüber zu belehren. Es iſt zwar üblich, daß man die ſogenannten unanſtändigen Wörter im Schreiben und Drucken abbrevirt; aber der Teufel gehört nicht zu den unanſtändigen Wörtern; und was die wirklichen unanſtändigen Ausdrücke betrifft, ſo ſollte man ſie entweder gar nicht gebrauchen, oder, wenn gebraucht, nicht vermummen. Was gewinnt man dabei? Nichts, als daß die Phantaſie des Unreinen, ſich die häßliche Sache noch häßlicher ausmalt. Ich beſaß eine Sammlung von ſolchen Wörtern, die in verſchiedenen Zeitſchriften, bald die Verfaſſer, bald die Redactoren, bald die Cenſoren abbrevirt haben. Es iſt ſchade, daß ich ſie verloren. Nichts iſt bezeichnender, als das. Wir Deutſchen ſind zimperlicher, als vierzehnjährige Mädchen, und ich dächte wir wären doch alt genug.

18.

Im Allgemeinen Anzeiger der Deutſchen, dieſem genauen Regiſter des langweiligſten aller Bücher, ſtreiten zwei Pfarrer über die Abſchaffung der Feiertage. Der eine Gegner, welcher für deren Beibehaltung ſpricht, ſagt: nur ein fauler Geiſtlicher, der lieber gar nicht predigte, könne für die Abſchaffung der Feſte reden. Er ſchreibt aber nicht fauler, ſondern f.... — Nun komme noch Einer, und fordere Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens! Für wen? Für Menſchen, die in allen ihren freiwilligen Handlungen, in ihrem ganzen außergerichtlichen Verfahren ſo heimlich thun, daß ſie die Küſſe und Ohrfeigen nur hinter ſieben Schlöſſern geben? Für Menſchen, die ihre Empfindungen, ihre Bedrängniſſe, ihr Alles abbreviren, nur nicht ihre Titel und niederträchtigen Schmeicheleien? Still davon — jedem Volke was ihm gebührt.

19.

Ihr möget immerhin in Hübner's ſynchroniſtiſchen Tabellen der Weltgeſchichte nach einem Volke blättern, das dämiſcher ſei als das deutſche, unbeholfener, furchtſamer und trübſinniger — Ihr werdet

Digitized by Google

keins finden. Die Langeweile iſt ſeine Ehehälfte, und hat die Fabellehre noch keinen Gott des Gähnens, ſo nenne man ihn Teut. So ehrliche gute Häute als wir, hat die Welt nicht mehr. Das wiſſen auch die Gerber überall, und ſeit Jahrhunderten haben wir Europa mit Pergament, Trommelſellen und Sohlleder verſorgt, und ſeit Jahrhunderten hat unſere Haut zu allen Verträgen und allen Kriegen gedient.

Iſt die Erde eine hohe Schule, dann ſitzt der Deutſche auf dem Lehrſtuhle der Logik; er ſchleicht von Satz zu Satz und kommt nicht zum Schluſſe, und ſchließt er, ſo beſchließt er nichts, und hat er beſchloſſen, und es wäre reif zum Handeln, ſo kehrt er um, denn das halbe Jahr iſt vorüber, neue Füchſe ſuchen urſprüngliche Belehrung, das Heft wird zurückgeblättert, und das alte Lied wiederum abgeplärrt. Mit ſolchem fröhlichen Muthe übernehmen ſie die Mühen des Siſyphus, daß ſie zu beneiden ſind, ſtatt zu beweinen; man möchte ſein wie ſie. Als die franzöſiſche Revolution ihre logiſche Kette zerriß, da wurden ſie ganz verdutzt, und breiteten ſich, was damals noch zu entſchuldigen war, mit tiefer Gründlichkeit über den großen Text aus. Sie räuſperten ſich und ſprachen: „Im Anfange erſchuf Gott Himmel und Erde.“ Noch waren Sonne, Mond und Sterne nicht geſchaffen, da trat Spanien ein. Sie legten die Vergangenheit in Salz, und griffen zur friſchen Gegenwart. Abermals räuſperten ſie ſich und ſprachen: „Im Anfange ſchuf Gott Himmel und Erde.“ Portugal, Neapel, Piemont, Griechenland fielen in's Wort; immer von neuem angefangen, und ſo wird die Welt untergehen, ehe ſie zum ſiebenten Tag der Schöpfung kommen. Ich drücke mich zu mehrerer Undeutlichkeit deutſch aus, ich rede, was hoffentlich nicht Jeder verſtehen wird, von den Zuſammenkünften. Wirft der Wind einen Ziegel vom Dache, ſo läuft Alles erſchrocken auf das Feld hinaus, denn ſie meinen die Erde bebte; da doch nichts gebebt, als ihr ſchwaches ſchuldbewußtes Herz. Hatte aber wirklich ein Erdbeben das Haus erſchüttert, daß die Fenſter ſprangen — ſchickten ſie zum Glaſer und ließen neue Scheiben fertigen.

20.

Napoleon.—Ich werde etwas ſchauerlich ſein in dieſer Betrachtung, aber fürchtet Euch nicht, es iſt Alles nur Spaß. Der Kanzlei-Styl nennt ihn jetzt Bonapárte, aber warum wollen wir dieſen ruchloſen, fluchbeladenen Mann, nicht mit dem Namen, unter welchem er ſich gegen die Menſchheit vergangen, auf die Nachwelt bringen? Bonaparte war groß, edelmüthig, hochherzig, er hatte für Freiheit und Recht gekämpft; aber Napoleon war herrſchſüchtig, eigenmächtig, ſchlecht und trugvoll. Darum führe er ſeinen Fürſtennamen fort und alle Zwingherren ſollen ſo genannt werden, damit die kommenden Geſchlechter erfahren, daß wir nicht blos den Tyrannen, ſondern auch die Tyrannei verabſcheut haben. Sie ſagten neulich, der Gefangene auf Helena habe ſich befreien wollen — dieſer ſein Wunſch iſt natürlich. Sie haben ihn feſt gehalten — das war Pflicht. Sie werden ihn ſtrenger bewachen — man thut Recht daran. Aber ſie fürchten ſeine Entweichung, und das iſt lächerlich; aber ſie zittern vor ihm, und das iſt abgeſchmackt. Iſt dieſe Eiche Europa ſo ausgewurzelt, daß das bloße Lüftchen einer Sage ſie ſchon wanken macht? Wer kann nur glauben, daß Napoleon nach Europa feindlich zurückkehren möchte, auch wenn es ihm frei ſtünde! Was dürfte er hier zu gewinnen hoffen? Wäre er auch geweſen was er nicht war, ein wahrhaft großer, freigeſinnter, edelmüthiger Mann, ſelbſt dann hätte er zum Wohle der europäiſchen Menſchheit nichts zu thun vermocht. Seine Schöpfungskraft war zu groß und feurig, als daß er auf unſern phlegmatiſchen, dickbäuchigen, alternden Welttheil anders als zerſtörend hätte einwirken können. Was ſollte ihn zur Rückkehr antreiben, wer würde ihm beitreten? Frankreich nicht; denn die Franzoſen ſind frei und glücklich bei ihrer jetzigen Verfaſſung, und dieſes Volk findet in dem Beſtreben nach Erweiterung und Befeſtigung ſeiner Freiheit Nahrung für ſeine Regſamkeit auf Jahrhunderte, ſo daß es gewiß keinem eroberungsſüchtigen Fürſten mehr gelingen würde, es durch Waffenglanz und Ruhm zu födern. Wo aber ſonſt in Europa dürfte Napoleon auf Anhang zählen? Wie iſt es alſo möglich, daß der bloße Schall eines Namens, der ſo weit übers Meer herüber tönt, einen ganzen Welttheil wach halten kann?

Digitized by Google

Der Gefangene auf Helena hat durch Las Caſes und Andere viele Klagen über die üble Behandlung, die er von Sir Hudſon Lowe zu erdulden habe, in Europa verbreiten laſſen. Weichherzige, auch edelmüthige Menſchen ſind hierdurch gerührt worden. Allein, wären auch alle die Klagen gegründet; welche andere Sicherheit gegen die Entweichung dieſes furchtbaren Mannes gäbe es, als die rohe Henkersſeele ſeines Wächters? Ich möchte ihn nicht bewachen, ich möchte die Weltgeſchichte nicht im Käfig haben. Der Menſch hat ſchwache Stunden, er hat Träume, in welcher das gnädige belohnende Lächeln eines Bathurſt, und die Ehre eines Hoſenbandordens, ihn minder lockt, als die Stimme der Nachwelt, und es könnte ihn einmal gelüſten, ſeinen Ruf an einen unſterblichen Namen knüpfen zu wollen — dann ein leiſer Ruck der Finger, und Europa bebte von Oſt nach Weſt. Denke ja keiner, es gehöre ein verruchtes Herz dazu, durch eine ſolche That die Welt in Aufruhr zu bringen. Man kann ſich blenden laſſen, man kann ſich überreden, die Welt — außer Frankreich allein — habe bis jetzt durch den Sturz Napoleons nichts weiter gewonnen, als daß die Zentnerlaſt der Noth in die hundert Pfunde mannigfaltiger Nöthen zerſchlagen worden iſt. Und Frankreich ſelbſt, um durch den Sturz Napoleons zu gewinnen, mußte es nicht einen ſolchen zu ſtürzen haben? Er war der Blut-Igel dieſes fiebernden vollblütigen Körpers, und nachdem er ſich angeſogen, fühlte ſich der Leib geſund und frei. Er war von vier franzöſiſchen Königs-Dynaſtien und allen Revolutionsherrſchern der letzte Kopf, dem die zuſammengehäufte Tyrannei als eine Tontine allein zugefallen. Mit ihm verloſch die Leibrente der Knechtſchaft.

Es giebt große Gedanken, die in der Bruſt eines Höflings nicht Raum genug finden; die Freigebung Napoleons iſt ein ſolcher. Wollt Ihr Europa alles demokratiſchen Stoffes entleeren, wollt Ihr los werden ſämmtliche Schreier nach Verfaſſung, Freiheit, Gleichheit, Volksrepräſentation, und wie ſonſt noch die krankhaften Gelüſte heißen mögen, und froh und friedlich im Familienkreiſe euerer Generalſtäbe, Hofmarſchälle, Kammerjunker und Zeremonienmeiſter leben: ſo — laßt Bonaparte nach Amerika ziehen. Alle tollen Köpfe fliegen dann dieſem Pole zu; Ihr umgebt Europa mit einer chineſiſchen Mauer,

und könnt ruhig ſchlafen. Wollt Ihr nicht, daß ſich das republikaniſche Syſtem auch in Südamerika ausdehne, und alsdann dieſer ganze antimonarchiſche Welttheil mit der ungeheuern Kraft ſeines Beiſpiels auf die Eierſchalen der europäiſchen Fürſtenthümer drücke, ſo ſendet den Gefangenen von Helena nach Mexico, daß er dort der Stifter von Königreichen, und ſo Euer Retter werde.

21.

Welch einen trüben Anblick gewähren uns jene Menſchenſchaaren, die Europens Winter ahnend, wie Zugvögel in ein wärmeres Land überziehen, wo ſie Nahrung im Freien finden und nicht angſtvoll abzuwarten haben, daß ihnen übermüthige Fürſtendiener kümmerliche Broſamen darreichen. Wir wollen den Blick abwenden von den engen Fußpfaden, den Bächlein, den dürren Gebüſchen unſerer Heimath, und uns mit jenen Rieſenſtrömen, jenen unermeßlichen Wäldern voll Blüthen und Düften, die uns aus Amerika zulocken, befreunden. Lernt genau das Land kennen, wo noch Eurer viele nach langen Leiden das altergraue Haupt zum Ausruhen und Sterben hinlegen, und wo Eure Söhne ungeneckt Eure Enkel wiegen werden. Wohl verläßt keiner fröhlichen Muthes das Land, das ihn geboren, und niemand vermag ohne Schmerzen ſich von der mütterlichen Erde loszureißen, worin das Herz mit tauſend Wurzeln ſafert. Aber ermannet Euch, fliehet, ehe der Sturm kommt und die Erde unter Euren Füßen wankt. Europa verdient den Adel nicht mehr, den es von ſeinen Vorfahren ererbt, die ihn erworben. Es trete in die Gleichheit mit den übrigen Welttheilen zurück, und wenn es ſeine Herrſchaft über Amerika nicht aufgeben will, wird es ihm noch dienen müſſen. Vielleicht iſt die Menſchheit beſtimmt, die vier Jahreszeiten ihres Daſeins in den verſchiedenen Welttheilen auszuleben. Aſien war die Wiege des menſchlichen Geſchlechts; Europa ſah die Luſt, die Kraft, den Uebermuth ſeiner Jugend. In Amerika entwickelt ſich die Fülle und Weisheit des männlichen Alters, und nach Jahrtauſenden erwärmt die greiſe Menſchheit ihre kalten, zitternden Glieder in Afrika's Sonne, und ſinkt endlich lebensſatt als Staub in Staub dahin.

Digitized by Google

22.

Würde einſt das Menſchengeſchlecht ſo entartet, daß es den Teufel als göttliches Weſen verehrte, dann fände ſich das Teſtament, welches die Offenbarungen dieſer hölliſchen Religion enthielte, ſchon vorlängſt fertig und gedruckt — in Llorente's Geſchichte der ſpaniſchen Inquiſition. Menſchen morden iſt etwas; ſie foltern iſt viel; aber ein ganzes Volk, ein hochherziges, geiſtreiches, tapferes und lebenskräftiges Volk, wie das ſpaniſche immer war, drei hundert Jahre auf der Folter zu halten — nicht nur auf jener Folter, die Glied von Glied abreißt, ſondern auf jener ſchrecklichern, welche den ganzen Bau der menſchlichen Natur auseinander zieht, welche Sohn von Vater, Bruder von Bruder, Gattin von Gatten trennt, daß ſie ſich verrathen; welche die Bande der allerſtärkſten Liebe, die der Selbſtliebe ſprengt, ſo daß der Geängſtigte ſein eigener Verräther wird — wie man das nenne? es giebt kein Wort, und will man das Entſetzliche der Inquiſition beſchreiben, hat man nur immer das Wort Inquiſition dafür. Sollte es auch gelingen, (und es wird gelingen,) die Fackel der Zwietracht unter die Spanier zu werfen, und ſie zum Bürgerkriege aufzureizen, müßte dann Spanien, wie Frankreich, dreißig Jahre mit äußern und innern Feinden kämpfen, bis es zur Ruhe gelangt: auch dann noch wäre die Befreiung von der Inquiſition wohlfeil erkauft. Was ſind Septembertage gegen Auto's-da-fe, was Füſiladen gegen Scheiterhaufen, was iſt die wandernde Guillotine gegen das ſchleichende Gift der geheimen Gefängniſſe, der geheimen Zeugenausſagen, welcher ſich das heilige Offizium bediente? Treten einſt Robespierre und Marat vor den Richterſtuhl des Herrn, dann werden ſie frei geſprochen, wenn ihnen ein General-Inquiſitor nahe ſteht. Wer dieſes Werk Llorente's kennt, und ein Herz im Buſen trägt, das der Liebe und des Erbarmens fähig iſt, wird das Buch zu verbreiten ſuchen, daß es bis in die niedere Hütte des Landmanns dringe. Wenn unter jeder Million Menſchen es nur tauſend leſen, wenn unter dieſen Tauſenden es nur hundert ergreift, dann iſt die Freiheit der Völker geſichert, dann iſt keine Tyrannei alt genug, ſich zu erhalten, und keine neue liſtig genug, ſich einzuſchleichen.

Digitized by Google

23.

Ein mißverſtandenes Chriſtenthum hat uns alle verwirrt, hat uns den Genuß gegen die Hoffnung abgeliſtet, es hat uns gelehrt: die Menſchheit ſei blos eine Puppe, nur um des einſtigen Schmetterlings willen geſchaffen; der Menſch werde nie geboren, um zu leben, ſondern um zu ſterben, und er lebe nicht, um ſich zu freuen, ſondern um zu leiden. Einen glücklichen Menſchen beweinen wir, und wer ſeinen irdiſchen Vortheil ſucht, den verdammen wir. Ferner wurde uns gelehrt die Freiheit des menſchlichen Willens, und wir machten uns und andere verantwortlich für Alles, was in der Welt geſchah, und zu den Leiden, die uns achtzehn Jahrhunderte aufgebürdet, kamen noch die Vorwürfe unſeres Gewiſſens und das peinigende Gefühl, dieſe Leiden verſchuldet zu haben. Die feudaliſtiſchen Regierungs-Verfaſſungen, beſtehend in einer Art, wovon die Alten nicht einmal eine Vorſtellung hatten, vermehrten die Verwirrung. Gewohnt zu ſehen, daß alles durch Einzelne geſchieht, glaubten wir auch, alles geſchähe für Einzelne, und in dieſem Glauben wurden die Völker- und Staaten-Geſchichten geſchrieben. Die ſogenannte „Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte“, wie ſie uns in unſerer Jugend von gläubigen Profeſſoren gelehrt ward, iſt die Chronik eines Tollhauſes, von einem ſeiner Bewohner verfaßt. Die geiſtreichſten Gelehrten waren ſo gutmüthig zu bekennen, daß viel beſſer als ſie ſelbſt, jeder Kammerdiener, der ſo glücklich geweſen, Ludwig XIV. die Nachtmütze zu reichen, im Stande geweſen wäre, die Geſchichte Europa's zu ſchreiben. Und jetzt leſe man die Werke ſolcher Kammerdiener-Seelen! An dem Fuße jedes Weidenbaumes, der am Ufer ſtand, ſuchten ſie die Quelle des Stromes, der an dem Ufer vorbeifloß, und fragte man ſie, woher die Wellen kämen, dann zeigten ſie mit wichtiger Miene in die Tiefe und ſagten: das thäten die Kieſelſteinchen am Grunde. So haben ſie die Geheimniſſe des Menſchenlebens zwiſchen den Falten einer Weiberrocks hervorgeſucht, und gab es ja einmal Beſſerkundige, die das weiſe Beginnen der Vorſehung erkannten, ſpotteten ſie und zeigten, wie, bald eine fürſtliche Liebſchaft, bald eine Hartleibigkeit, bald ein ſchiefes Fenſter, bald ein

Digitized by Google

Paar Handſchuhe alle die großen Veränderungen in Europa hervorgebracht hätten. Wäre das Hof-Leben der Tarquinier ſo geheim geweſen, als das von Ludwig XV., und wäre Livius ſo albern geweſen, als die neuern Geſchichtsſchreiber; dann hätte er auch mit dem Stolze eines hiſtoriſchen Kolumbus ausgefunden, daß nicht die hohe Beſtimmung Roms, daß nicht Brutus und die ihm Gleichgeſinnten dem Volke die Freiheit gegeben, ſondern daß ohne die Entehrung der Lukretia Rom nie eine Republik geworden wäre. In unſern jetzigen Repräſentativ-Staaten ſind zwar die Kabinete weniger verſchloſſen, als ſonſt; aber die Köpfe der Geſchichtslehrer ſind es noch ſo ſehr, als jemals. Man durchwandle die Milchſtraße der deutſchen Zeitungen, man leſe darin die Mittheilungen der Pariſer Privat-Korreſpondenten, welchen wie den Weiſen aus dem Morgenlande Sterne vorausgehen, und man lache nicht! Eine große Nation wird als Marionette geſchildert, welche Parteien und Parteimänner nach Laune lenken. Alles, was geſchieht oder unterbleibt, wird dieſen zugeſchrieben. Von dem Genius der Menſchheit, der auch über Frankreich wacht, von der innern Lebenskraft des Landes, die wie das thieriſche Leben der Triebe, ſo der Leidenſchaften ſich zu ſeiner Erhaltung bedient, davon wiſſen jene Sternſeher nichts. Ein ſolcher Staatsmann in den allgemeinen politiſchen Annalen ſagt mit großer Ernſthaftigkeit da, wo er von Benjamin Conſtant und ſeinen Freunden ſpricht: „Es bleibt ein großer Mißgriff, und wofür Frankreich ſchwer gebüßt hat, daß das Miniſterium dieſen Männern eine Bedeutſamkeit zutraute und beſtimmte Zwecke zuſchrieb, wovon ſie weit entfernt war. : . Hätte man Benjamin Conſtant im Staatsrathe gelaſſen, dem Marquis Chauvelin ſeinen Platz als Oberceremonienmeiſter wieder gegeben, ſo ſähe man ſich jetzt als eifrige Anhänger der Bourbons.“ Kann man ſo etwas ſchreiben und auf Beiſtimmung hoffen, kann man ſo etwas leſen und gelaſſen bleiben? Ich will nicht mit dem Verfaſſer rechten, daß er Männer verläſtert, die ſich zu jeder Zeit als unerſchütterliche Freunde der Freiheit gezeigt haben; aber das kann ihm nicht zugegeben werden, daß das Schickſal des franzöſiſchen Volks von dieſen oder andern Männern abhänge, und daß der Ceremonienmeiſter-Stab in Chauvelins Händen ein Zauberſtab geworden wäre, der Frankreich

Digitized by Google

umgeſchaffen hätte. Wurden nicht gerechte Schlachten auch durch Söldlinge gewonnen? Jene Partei-Männer mögen immer für ihren eigenen Vortheil ſtreiten, es bleibt doch die gute Sache, deren Sieg ſie erkämpfen helfen. Die Ananas wächſt unter dem Miſte hervor, ein langer ſchmutziger Weg führt aus der Goldſchacht bis zum Gewölbe der Kleinodienhändler; aber die Frucht ſchmeckt doch ſüß, das Geſchmeide glänzt nicht minder — und Frankreich wird frei und glücklich werden, trotz der Selbſtſucht ſeiner Führer, wie trotz den Gaukeleien ſeiner Irrlichter.

Derſelbe Politiker ſagt am bezeichneten Orte: „Wenn wir mit unbefangenem Blicke den Zuſtand des heutigen Europa's überſchauen, ſo finden wir eine große Aehnlichkeit zwiſchen den heutigen europäiſchen Staaten und dem römiſchen Reiche vor deſſen Untergange durch neue Lehren und feindlichen Andrang. Wie damals das Chriſtenthum im Gegenſatz zum Heidenthum mehr als negativ oder poſitiv, mehr zerſtörend als ſchaffend auftrat, ſo jetzt die ſogenannten liberalen Ideen. Denn leider erkennen unſere heutigen Reformatoren keine andere Religion als die ihrer Chimären-Politik ....“ Unſer ſtaatsweiſer Mann hat zu ſcharf geladen, die Büchſe iſt ihm in der Hand geplatzt und hat ihn ſelbſt verwundet! Ja freilich iſt es ſo; gleich wie jetzt die Lehren des Liberalismus verſpottet und deren Anhänger verfolgt werden, ſo wurde damals die Chriſtuslehre verſpottet und verfolgt — aber auf welcher Seite iſt der Sieg geblieben, bei den Unterdrückern oder Unterdrückten? Rom iſt nicht mehr, und das Chriſtenthum beſteht noch in ſeiner Kraft. Das römiſche Reich iſt nicht durch feindlichen Andrang und durch die neue Lehre untergegangen. So lange Rom männlich und ſtark war, beſiegte es ſeine Feinde; ſo lange die römiſche Menſchheit frei und glücklich war, blieb ſie den Göttern des Lebens treu. Als aber Rom alterte und hinfällig ward, unterlag es dem Schwerte der Barbaren, und als die Römer in Sklaverei und Elend verfielen, da ward ihnen von der ſchützenden Vorſehung der Gott des Todes geſendet, als ein Tröſter der Leidenden, als ein Krankenwärter der ſiechen Menſchheit; da ward der Blick von einer Erde voll Nacht, Haß und Trauer, zu einem Himmel voll Liebe, Licht und Seligkeit hinaufgeleitet. Die „ſogenannten liberalen Ideen“ unſerer

Digitized by Google

Zeit wirken freilich, wie das Chriſtenthum bei ſeiner Entſtehung, negativ und zerſtörend; aber wie kann das anders ſein? Wandelt nicht jede Gegenwart über den Gräbern der Vergangenheit, und könnten die Lebenden Platz finden, wenn man nicht die Todten unter die Erde brächte? Kann man die Freiheit in die Luft bauen, oder ſoll man neue Gebäude auf die Dächer der alten ſetzen? Der Boden iſt eingenommen von den Inſtitutionen des Mittelalters und dem Schutte der Feudalität. Dieſe müſſen weggeräumt werden, um der neuen bürgerlichen Ordnung Platz zu machen; das heißt aber nicht zerſtören, das heißt nur verweſte Körper einſcharren.

Die Herrſcher glauben, um zu regieren, müſſen ſie außer dem Volke ſtehen, weil dieſes der Punkt des Archimedes ſei. Dieſes iſt wahr, ſo lange die Völker nur feſte Körper bilden. Sind ſie aber einmal flüſſig geworden, dann nützt der Hebel nicht mehr, da kann man nur chemiſch auf ſie einwirken und man muß ſich mit ihnen vermiſchen.

24.

Caligula hatte ſeine Geſetze hoch aufhängen laſſen, damit ſie die Bürger nicht leſen können, damit ſie ſie übertreten, und ſo in Strafe verfallen. Hätte Caligula hier und dort in Deutſchland regiert, wäre dieſe ſeine Tücke ganz unnöthig geweſen. Denn manche Verordnungen, im üblichen Kanzleiſtyle abgefaßt, ſind nicht allein unverſtändlich, ſondern oft auch unleſerlich, weil man auf dem langen holperigen Wege die Augen den Athem verlieren, ehe ſie zu einem Punktum kommen, und nachdem ſie ſich etwas ausgeruhet, ſeufzend wieder umkehren. — Ein luſtiges Beiſpiel, das hieher gehört: Ein gewiſſer Beamter eines gewiſſen Staats, in einem gewiſſen Lande, das in einem gewiſſen Welttheile liegt (ſo lernt man endlich Beſcheidenheit!) hatte vor einigen Jahren eine Verfügung erlaſſen, mit dem ſchnackiſchen Anfange: Da die den das (nämlich: Da die den das ſechzigſte Lebensjahr erreicht habenden Rath N. N. betroffen habende Augenkrankheit ſich verſchlimmert hat.) Dieſe Sprachverſchönerung erregte damals die Bewunderung des ganzen Landes. Es war vorauszuſehen, daß mancher Geſchäftsmann ſich im Stillen nach

Digitized by Google

einem ſolchen Muſter zu bilden ſuchen würde, und die Erwartung ward nicht getäuſcht. Vor wenigen Wochen kam wirklich ein Amtsbericht ein, mit den Anfangsworten: Die des dem (nämlich die des dem Bärenwirth zugefügten Diebſtahls verdächtigen Juden ſind nunmehr in Polizei-Arreſt.) Die Behörde aber, an die der Bericht eingeſendet war, nahm das Ding übel auf, und bedeutete dem Berichterſtatter: es ſei eben ſo gut ungeeignet, dergleichen Muſter nachzuahmen, als ſie zu verſpotten. Dieſem blieb zu ſeiner Entſchuldigung nichts anderes übrig, als der Wahrheit gemäß zu erklären, er habe gar nicht die Abſicht gehabt, ironiſch zu ſein, ſondern es ſei ihm mit dem die des dem völliger Ernſt geweſen.

25.

Die Deutſchen ſind ſo angeborner knechtiſcher Natur, daß, wenn ſie frei wären, ſich ihrer eigenen Freiheit zu begeben, wenn die Regierungen nicht edler dächten als ſie ſelbſt, ſie all ihr Thun und Laſſen, ihr Denken und Reden, ihr Gehen und Stehen, ihr Eſſen und Trinken, ihr Lachen und Weinen, Alles bis auf ihre Träume, dem Maße, Gewichte und Takte der Geſetze, Richter und Verwalter unterwerfen würden. Solche niederträchtige Menſchen verdienen gar nicht gute Fürſten zu haben, man ſollte ſie nach Marokko ſchicken. Und nicht blos Männer von dieſer oder jener Partei, ſondern Männer aus allen Parteien, haben ſolche niedrige Geſinnungen an den Tag gelegt. Zu dieſen Freunden der Dienſtbarkeit gehört auch jener Ungenannte, der kürzlich im Allgemeinen Anzeiger eine Abhandlung über das anonyme Rezenſentenweſen geſchrieben hat. Er nennt dieſes „einen das Zeitalter ſchändenden Unfug.“ Dieſes heißt nun freilich etwas zu bausbäckig geſprochen: die Ehre unſeres Zeitalters iſt ſo ſchwächlich nicht, daß ſie an ſolchen Kleinigkeiten ſtürbe; aber allerdings das anonyme Rezenſiren iſt ſehr zu tadeln. Wer bei der Beurtheilung eines Werkes nur die Wahrheit, wenigſtens das, was er dafür hält, im Auge hat, und wer den Muth beſitzt, die Wahrheit gegen alle Angriffe zu vertheidigen — der nennt oder bezeichnet ſich unter ſeinen Rezenſionen. Aber das iſt ein Werk der Freiheit, das hat Jeder mit ſeinem Gewiſſen abzumachen, die Staatsgeſetze haben

Digitized by Google

ſich nicht hineinzumiſchen. Unſer edle Freund der Unterthänigkeit will aber, daß, „von Obrigkeits und Rechtswegen," das anonyme Rezenſiren abgeſchafft werde. Er nennt anonyme Rezenſion einen literariſchen Meuchelmord (das iſt doch gar zu ſchauerlich!) die Literaturzeitungen geheime Geſellſchaften, Vehmgerichte, und den Redakteur einer ſolchen Zeitung, Oberhaupt des geheimen Bundes. Solche literariſche Carbonari, meint er, müßten mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Nicht zu vergeſſen .... die anonymen Rezenſenten nennt er auch Zigeuner, eine Banditen-, Strolch- und Gaunergeſellſchaft. Der edle Mann donnert ſo heftig gegen das anonyme Kritiſiren, daß er in ſeinem Feuereifer vergaß — ſeinen Namen unter ſeine eigene Abhandlung zu ſetzen!

26.

Auf der ganzen Erde giebt es keine glücklichern Geſchöpfe als die Alterthümler. Die gütige Natur ſchenkte ihnen eine Einbildungskraft, ſo heiß, ſo raſch, ſo kühn, ſo erfinderiſch, daß man dieſen hochbegabten Menſchen allein die Unterſuchung aller demagogiſchen Umtriebe anvertrauen ſollte. Da wurde bei Eitzum, unweit Scheppenſtedt, am Elenwalde (gute Geographen wiſſen wo dieſe Orte liegen) ein eiſerner Radnagel gefunden. Er lag in einem Steinbruche, 8 Fuß unter der Erde. Von dieſem „merkwürdigen Funde" wird im Allgemeinen Anzeiger der Deutſchen, auf ſieben Spalten, vorläufige Nachricht gegeben. Es wird nicht unterſucht, wie der Radnagel unter die Erde, ſondern wie die Erde über den Nagel gekommen, und Moſes mit den Propheten, Sonne, Mond und Sterne und die uralte Nacht, die Mutter aller Dinge, die geweſen und ſind, werden darüber zu Rathe gezogen. Dieſer Radnagel „aus der Vorwelt" zeichnet ſich merklich von ſeines Gleichen „in der neuern Welt aus". „Er iſt im Ganzen genommen kleiner als die jetzigen, aber weit zierlicher gearbeitet. Der Kopf iſt nicht viereckig, ſondern rund und dicker wie jetzt. Er gleicht einer Blume mit vier Blättern, die nicht, wie ein Kelch, in die Höhe ſtehen, ſondern herabhängen und etwas gekrümmt ſind. Im Uebrigen gleicht er ganz den unſri-

Digitized by Google

gen, iſt etwa 3 Zoll lang und viereckig, auch nach Verhältniß breit, aber etwas ſchwach.“ Wie und wann haben ſich nun die Steine und Erdſchichten über dieſen Radnagel zuſammengelegt? Da liegt der Haſe im Pfeffer. Daß eine große Revolution der Erde, oder eine Fluth den blumigen Radnagel lebendig begraben, verſteht ſich von ſelbſt; aber welche hat dieſes gethan? Die ſogenannte Sündfluth kann dieſes nicht bewirkt haben; denn ſie war wahrſcheinlich nur partial und dauerte zufolge der Nachrichten darüber nur 124 Tage, konnte aber keine beträchtliche neue Oberfläche der Erde verſchaffen .... Vermuthlich erſtreckte ſie ſich auch gar nicht einmal bis hierher (nach Scheppenſtedt und Eitzum), ſondern betraf bloß Mittelaſien. Eher könnte man auf die große cimbriſche Fluth, welche einige hundert Jahre vor Chriſti Geburt fällt und welche den Norden von Europa betraf, ſchließen. Allein dieſe war gleichfalls nur vorübergehend, und konnte alſo keine neue Erdrinde bilden. Wir müſſen alſo (um den Nagel unter die Erde zu bringen), auf frühere Zeiten und auf Fluthen zurückgehen, die größer und allgemeiner waren, oder länger anhielten. Oder wir müſſen annehmen, daß das Meer in der Urwelt mehr zertheilt war als jetzt u. ſ. w.“ Das heißt den Nagel auf den Kopf getroffen! Der Alterthümler fährt fort: „Ich halte alſo die hier gefundenen eiſernen Kunſtſachen (es wurde nämlich außer dem blumigen Nagel mit hängenden Blättern auch noch eine eiſerne Radfelge gefunden, ehrwürdiges Ueberbleibſel eines Ur-Wagens, welche Radfelge aber ein dummer Bauer „ſo wenig geachtet hat,“ daß er ſie an einen Schmied gegen ein paar Nägel vertauſchte) für Ueberreſte einer frühern Welt als die unſere iſt .... Waren die Verfertiger dieſer Kunſtſachen, die Ureinwohner von Deutſchland, auch keine Zeitgenoſſen des Mamuths, ſo muß man ihnen doch wenigſtens eine Zeit einräumen, die zwiſchen beiden, der jetzigen Welt und der Urwelt, mitten inne lag, und wo die Erde auch ſchon Menſchen zu Bewohnern hatte .... Iſt es nicht zu bedauern, daß eine ſo gebildete Welt untergegangen, und in den Fluthen ihr Grab finden mußte? Wie viele Kunſtſachen und Koſtbarkeiten mögen mit ihr zu Grunde gegangen ſein. Aber wird es uns einmal beſſer ergehen? Werden nicht auch unſere Werke und Kunſtſchätze wieder zur Grundlage die-

Digitized by Google

nen, worauf eine neue Welt gegründet wird? stat sua cuique dies!" — — Das iſt das Lied vom eiſernen Radnagel aus der Ur-Welt, der bei Eitzum in Deutſchland, ohnweit Scheppenſtedt, am Elenwalde, acht Fuß unter der Erde, gefunden worden iſt!

27.

Einer jener Kreuzfahrer, die es dem Thronhimmel gelobt, das heilige Grab der Freiheit wieder zu erobern, tadelt den guten Willen Ludwigs XVIII., daß er den Franzoſen die Charte gegeben. Er ſagt: „....Der Uebergang von der Deſpotie, wo das Volk nichts, zu der repräſentativen Monarchie, wo es ſo viel iſt....war zu ſtark und zu ſchnell. Frankreich war noch nicht reif für eine Repräſentativ-Verfaſſung; es iſt ein Unſinn, dieſelbe auf einer tabula rasa erbauen zu wollen, nur auf das Fundament freier Munizipal-Verfaſſungen kann dieſelbe ſich ſtützen." Rührender iſt doch wahrlich nichts als die zärtliche Beſorgniß, daß nicht das liebe Volk durch einen zu ſchnellen Uebertritt aus der dumpfen Stube der Deſpotie in die freie Luft der repräſentativen Verfaſſung ſich einen Schnupfen hole! Haben Frankreichs letzte dreißig Jahre die Franzoſen noch immer zur Freiheit nicht genug abgehärtet? War das Volk nichts ſeit dem Tode ſeines letzten Königs? Es war viel. Die Feudal-Deſpotie hatte gedroht, die uſurpirte der Revolution geſchmeichelt; jene hatte Gewalt, dieſe Liſt angewendet. Geſchah wenig für, ſo geſchah doch Alles durch das Volk. Die ſinnliche Freiheit wurde verletzt, aber die ſittliche wurde hoch geachtet. Die Deſpoten der Revolution wechſelten in ihrem Drucke, und es iſt noch ein erträglicher Zuſtand, wenn ein Laſtträger ſeine Bürde bald auf die rechte, bald auf die linke Schulter, bald auf dieſen, bald auf jenen Arm nehmen, und dem ermüdeten Gliede Erholung geben kann. Die Feudal-Deſpoten aber ſaßen dem Volke immer auf dem Nacken. Die Deſpoten der Revolution wechſelten in ihren Perſonen, und wer heute unterdrückt war, ward morgen Unterdrücker; bei der Feudal-Deſpotie aber bleibt, wer einmal Herr oder Sklave iſt, ewig Herr und ewig Sklave. War das franzöſiſche Volk nichts mit ſeiner Gleichheit, dieſer Kapſel der Freiheit, die, ſei ſie auch verſchloſſen, doch die Freiheit bewahrt, die

früher oder ſpäter einmal herausgeholt wird? Nicht reif genug zur Freiheit! Wer ſoll dieſe Reiſe beſtimmen, die Freiheitsleſe, wer verordnet ſie? Haben je Vormünder der Völker ſich gutwillig ihrer Vormundſchaft begeben, und wer richtet die Uebelwollenden? Ein Mündel iſt immer reif zur Selbſtſtändigkeit, wenn er, ſein Erbtheil zurückzufordern, Verſtand und Kraft genug hat. Wo Völker und Früchte abfallen, da ſind ſie überreif geworden, und man hat zu lange gezögert. Zu behaupten, eine Repräſentativ-Verfaſſung ſei unhaltbar, ſo lange ſie nicht freie Munizipal-Verfaſſungen zur Stütze haben, iſt eben ſo unſinnig, als wenn man ein neugeborenes Kind für lebensunfähig erklärt, weil es noch nicht auf den Beinen ſtehen kann. Die Beine werden ſtark werden, zugleich mit dem Kopfe und den andern Gliedern. Hätte Frankreich, wie England, Munizipalfreiheiten gehabt, ſo hätte nie die Revolution Platz gefunden; die hatte es eben ſeiner "Tabula rasa" zu verdanken. Die Hochſtraße der Freiheit, die durch das ganze Land geht, muß gegründet ſein, ehe man an die Feldwege denken darf, die zu den Gemeinden führen.

28.

Viele große Männer haben gewirkt durch ihre Tugenden, Voltaire auch durch ſeine Schwächen. Was er geſündigt, hat er für Euch geſündigt, ihr dürft ſeine ſchuldvollen Lehren ſchuldlos befolgen. Wie man Gewalt, Blödſinn, Aberwitz beſiege, hat er gelehrt; denn man beſiegt ſie nur, indem man ſie verlacht. Nicht die Sonne war er des neuen Tages, aber das Brennglas dieſer Sonne, das die getrennten Strahlen verbündete, und den Funken in jedes empfängliche Herz warf. Er war nicht das Saatkorn, welches verfault, noch die Aernte, die verzehrt wird, er war die eiſerne Pflugſchaar der Wahrheit, die nicht verwittert und altes Unkraut zerſtörend, für jeden Samen empfänglich macht. Laßt euch von jenen ſchwerfälligen Predigern nicht verwirren, die keinen andern Maßſtab kennen für Menſchenwerth, als den die regierende Sittenlehre gereicht hat. Sie ſagen, Voltaire ſei gottlos geweſen, weil ſie ſelbſt, nicht die Erhabenheit Gottes, ſondern nur das Dämmerlicht in ſeinen Tempeln mit heiligem Schauer erfüllt; ſie können nicht beten, wo es hell iſt, nicht lieben, ſo lange ſie

Digitized by Google

denken. Sie ſagen, Voltaire ſei nicht gründlich geweſen, und die Paragraphen ſeiner Wiſſenſchaftslehre folgten in keiner logiſchen Ordnung. Der Amtsbote, der zwiſchen Dorf und Dorf hin und her hinkt, der freilich kennt jeden Baum am Wege. Aber ein Götterbote, der eine Kunde bringt von Pol zu Pol, der eilt mit flüchtiger Zehe, und findet nicht Zeit, mit breiter Sohle aufzutreten. Das war Voltaires Oberflächlichkeit. Sie ſagen, Voltaire ſei herzlos geweſen; als könne, wer die Menſchheit liebt und tröſtet, bei jedem weinenden Kinde, dem der Finger ſchmerzt, verweilen. Erſt nach vielen Jahrhunderten, wenn ein Menſchenalter zur fernen unſichtbaren Minute geworden iſt, wird Voltaire vergeſſen werden.

29.

Die Deutſchen können das Befehlen und das Gehorchen nicht laſſen, und es iſt ſchwer zu beſtimmen, woran ſie am meiſten Vergnügen finden. Auch iſt es ein höchſt deutſcher Dichter, welcher ſingt:

Du mußt herrſchen oder dienen,
Ambos oder Hammer ſein

Treffender Spruch, ob er ſchon eine große Unwahrheit und eine abſcheuliche Verläumdung der menſchlichen Natur enthält. Herrſchen oder dienen, das heißt Sklave ſein auf dieſe oder jene Weiſe; dort umſchließen goldne, hier eiſerne Stäbe den Käfig. Die Kette, welche bindet, iſt ſo gebunden, als das, was ſie bindet. Aber der Menſch iſt zur Freiheit geboren, und nur ſo viel, als die Lebensluſt der Beimiſchung des Stickgaſes bedarf, um athembar zu ſein, ſo viel muß die Freiheit beſchränkt werden, um genießbar zu bleiben. Wer aber dieſes zu viel Regieren den Regierungen als Schuld beimißt, der würde, wenigſtens in Deutſchland, eine große Ungerechtigkeit begehen. Es iſt die Schuld und Schwäche der Unterthanen. Man verſuche es und hebe die hundert überflüſſigen Geſetze auf, die verbieten was nicht verboten werden ſollte, oder erlauben was keiner Erlaubniß bedurfte, und man wird ſehen, wie ſich die Bürger bei jedem Schritt gehindert fühlen, und wie viel ſie klagen würden, daß es ihnen an einer Vorſchrift mangle. Das kommt daher, weil es ihnen an Tugend fehlt, die ohne Zwang Jedem ſein Recht zuſpricht; und an Tugend fehlt es ihnen,

Digitized by Google

weil ihnen Kraft fehlt, die das eigene Recht zu vertheidigen weiß; und an Kraft fehlt es ihnen, weil ihnen der Geiſt fehlt, welcher der Hebel des Willens iſt; und an Geiſt fehlt es ihnen, weil ſie Deutſche ſind.

30.

Der Redeſtrom eines Landgeiſtlichen, im Allgemeinen Anzeiger der Deutſchen, bildet einen merkwürdigen logiſchen Waſſerfall in mehreren kühnen Abſätzen. Er ſagt: Die Pfarrer würden ſchlecht bezahlt — daher verlören ſie immer mehr an Achtung — daher würde der chriſtliche Glaube immer ſchwächer, daher müſſe „nach einer kurzen Reihe von Jahrhunderten“ die Menſchheit „merklich“ rückwärts gehen — daher würde endlich das „ſo tief verſunkene Volk einem Apis und andern unvernünftigen Thieren wieder Tempel bauen.“ Man ſieht es, dieſer gute Mann iſt zu ehrlich, um klug zu ſein, er kennt ſeine Pflicht beſſer als ſeine Zeit. Alle Menſchen, Vornehme wie Geringe, leben gegenwärtig nur vom Tagelohne des Schickſals. Wer ſie warnen und ſchrecken will, darf nicht von einer Reihe von Jahrhunderten und von merklichen Gefahren ſprechen. Er muß am Morgen ſagen: „wenn nicht die Beſoldung der Pfarrer noch Vormittags erhöht wird, werden bis Abends ſämmtliche Chriſten den Götzen Apis anbeten.“ Er muß um halb zwölf Uhr ſagen: „wenn nicht der gränzenloſen Frechheit der liberalen Schriftſteller ſogleich Einhalt geſchieht, wird bis Mittag die ganze Welt in Blut und Thränen ſchwimmen.“ So wirkt man in unſern Tagen.

31.

“Les corps (constitués) n’ont point d’ame” — ſagt Lord Coke und das Echo der Erfahrung ruft dieſes Wort hundertfach zurück. So oft die Feinde in das Land kamen, wer war es, der den Siegern am weiteſten entgegen ging, ſie am ehrerbietigſten empfing, ſie am freundlichſten begleitete, ihnen am niederträchtigſten ſchmeichelte, ihnen den blutigen Weg der Schlachten am ſorgfältigſten ſäuberte, ihnen den warmen Ofen, das weiche Bett, den gedeckten Tiſch, den vollen Becher

Digitized by Google

vorbereitete, und ſo dem Vaterlande und dem angeſtammten Fürſten zuerſt und am offenſten die ſchuldige Treue brach? Wer that dieſes? Das thaten die Staatskörperſchaften, die Regierungsbehörden, die fürſtlichen Statthalter, die Bürgermeiſter, und wenn Einer aus dem Volke ein Wort des Unmuths auch nur zwiſchen den Zähnen murmelte, donnerte man ihm zu: Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht. Als Napoleon Italien, Holland, die Hanſeſtädte, nicht durch das Recht friedlicher Verträge, ſondern gewaltthätig mit Frankreich vereinigte, wer unterwarf ſich ihm zuerſt, wer prieß am lauteſten das Glück der neuen Herrſchaft? Das thaten die geſetzgebenden Körper, die Senate, die Landesſtellen, und alle jene einzelnen Gewalthaber, die, im Glücke, ſich die Freunde der Fürſten, und, bei trockenem Wetter, ſich die Dämme nennen, welche den Thron gegen die Wogen der Demokratie ſchützen. Man klagt — und nicht ohne Grund — in unſern Tagen werde die Heiligkeit der Legitimität von Manchem verkannt, das göttliche Recht der Fürſten in Zweifel gezogen, beſtritten, verletzt. Aber, wenn dieſes geſchieht, wer anders hat das Uebel verſchuldet, als die ſelbſt, welche klagen? Die Nothwendigkeit einer erblichen Herrſchergewalt iſt das Erzeugniß einer tiefen Berechnung, die nur der denkende Menſch, nicht die gedankenloſe Menge anzuſtellen fähig iſt. Nur allein Jener begreift es, daß eine politiſche Religion, daß es ein höchſtes, ſchaffendes, erhaltendes und richtendes Weſen im Staate geben müſſe; aber das Volk hält ſich am baaren Vortheil des Augenblicks. Wer ihm ſein Leben, ſein Eigenthum, ſeine Gewerbe, ſeine Vergnügungen ſchützt, der iſt ſein Fürſt. Aber bei der heutigen Art, das Land gegen die Feinde zu vertheidigen, werden auch die beſiegten Bürger in ihren Vortheilen und Genüſſen nicht geſtört: wie kann da die Liebe zum angeſtammten Fürſten in ihrer Stärke bleiben? Soll die Ehrwürdigkeit der Legitimität ungeſchwächt erhalten werden, müſſen die Regierungen in ihren vom Feinde überzogenen Staaten, alle Bande der bürgerlichen Geſellſchaft auflöſen, damit das Volk in ſeinem Fürſten Alles verliere und nur durch ſeine Rückkehr wieder Alles gewinne.

Digitized by Google

32.

Unterwürfige Redensarten, alter Hausrath ſolcher Art, der, wenn auch nicht gebraucht, doch dem neuen den Platz raubt; ſolche noch aufrechtſtehende Mauern und Trümmer von niedergeriſſenen Kerkern aus Zeiten einer knechtiſchen Unterthänigkeit, finden wir im deutſchen Lande aller Orten und Wege. Trauriger Anblick! zu ernſt, um darüber zu lächeln. So lange nicht ihre letzte Spur vertilgt wird, denke man an keine wahre Freiheit der Deutſchen. Von allerunterthänigſten treugehorſamſten Ständen, von Sprechern, die des Volkes Wünſche und Klagen Allerhöchſt ihrer Huld und Gnade keuchend vorſchleppen, erwarte man nicht viel. Es iſt ein wunderbarer Zauber in den Worten, ſie rufen Geiſter hervor, und leichter noch bannen ſie den Geiſt. Welchem Manne mit einem freien und kühnen Herzen in der Bruſt, müßte das Kettengeklirre gefeſſelter Zungen nicht unerträglich ſein, ſo daß er lieber alle ſeine Gefühle zurückdrängen, als ſie den peinlicheen Bücklingen und Verzerrungen einer veralteten Feudalſprache unterwerfen würde? Ich bin doch wohl der Einzige nicht, der hundertmal in ſeinem Leben des Teufels hätte werden mögen, wenn er in eignen Angelegenheiten oder in amtlichen Berichten, geraden Weges auf das Herz und den Kopf des Regierenden zugehen wollte, und jeden Augenblick von einem Hochdieſelben, Hochderen, Allerhöchſtihrer, wie von läſtigen Bettlern angefallen worden, ſo daß er nicht von der Stelle kam und die ſchönſten und nothwendigſten Gedanken um ſich zu erleichtern, zurücklaſſen mußte?

Da wo uns dieſe Sprachſchlingen von Vorgeſetzten und hohen Händen angelegt werden, müſſen wir — es iſt nun einmal ſo — bis zum Tage der Erlöſung geduldig darin fortzappeln. Aber wir gemeinen Leute, warum werfen wir nicht wenigſtens im Umgange mit unſeres Gleichen dieſe Hinderniſſe weg? Warum ſchreiben wir noch immer fort, Ew. Wohlgeboren, Ew. Hochedelgeboren, Ew. Hochwohlgeboren? Warum verabreden wir uns nicht gemeinſchaftlich, dieſes zu unterlaſſen?

Digitized by Google

Ich habe neulich einen Brief von Göthe an einen Maler geleſen, worin über ein gewiſſes Kunſtwerk verſtändige und ſinnige Worte geſagt waren. In dem Schreiben kam Ew. Wohlgeboren vor. Es war wunderlich zu leſen, an einem ſolchen Orte und von einem ſolchen Manne. Wir geringen Leute, wir müſſen freilich alles folgſam mitmachen, und dürfen es nicht wagen, ſtörend in die Gebräuche der Menſchen einzugreifen. Aber wenn ich Göthe wäre, ich duldete es nicht, und ließe mir eben ſo angelegen ſein, eine abgeſchmackte Sitte außer Gang zu bringen, als es mir wäre, irgend eine Kunſtanſicht geltend zu machen.

Ihr lieben, ehrſamen Herren, werdet mir nicht alle Recht geben. An Dich will ich mich wenden, Du taumelnder, unverſtändiger und unverſtandener Jüngling. Sind dir nicht Jean Paul's Schriften Deine heiligen Bücher, in denen Du Troſt, Hoffnung und das Ende aller Furcht, in denen Du deine irdiſche Nahrung und dein Himmelsbrod findeſt? Hat er Dir nicht Tauſend Räthſel gelöſt, die Dich verwirrten, und Räthſel aufgegeben, die Dich ergötzten? War er nicht das treue Wörterbuch, das Dir alle Gefühle Deines Innern erklärte? Deckte er Dir nicht alle Geheimniſſe auf, ſelbſt jene verborgenen, ſelten gefundenen, die auf der Oberfläche der Dinge liegen? Du ſuchteſt einen Leidensbruder, er gab Dir ihn, welcher litt, duldete wie Du und genas. Du ſuchteſt einen Ausweg für deine Wonnen und deine Schmerzen, er öffnete Dir ihn: er entlockte deine Thränen und trocknete ſie. Es giebt eine Höhe der Empfindung, auf welcher der Menſch ſich verzehrt, weil er allzureinen Sauerſtoff athmet; es giebt eine Tiefe des Gefühls, in der, von irdiſchen Dünſten umwallt, das Herz unter ſteten Schlägen ſich hinſchleppt. Dann, Jüngling, wenn Du bald Beſänftigung, bald Stärkung ſuchteſt, wenn Du von der Erhebung oder dem Falle des menſchlichen Geiſtes Dich erholen wollteſt, laſeſt Du die Bücher Jean Paul's. Denn an die Flügel hochherziger Menſchen hängt er das erdwärts ziehende Gewicht des Alles ausgleichenden mit dem Verwandtſchaftsſtempel der Vergänglichkeit bezeichnenden Spottes, damit ſie in ihrer Erhebung über Andere ſich nicht einſam und unglücklich fühlen. Da aber wo die Menſchheit in ihren gemeinen Bedürfniſſen Dich anekelt, erhebt er Dich Niedergebeugten,

durch jene Liebe, die Alles veredelt, alle Flecken reinigt, und alles Dunkle erhellt. Dein Dichter, das fühlſt Du heraus, Jüngling, trägt nicht einen geſchloſſenen Tempel in ſich, den der Markt des gewöhnlichen Treibens umgiebt, er iſt im Leben wie in ſeinen Schriften und „die Gemeinheit, die uns alle bändigt,“ berührt ihn nicht. Ach, wie oft ſehnteſt Du Dich, Dich an ſeine Bruſt zu lehnen, ſeine Hand mit Thränen des Dankes und der Liebe zu benetzen. Mit welchem freudigen Schrecken erfährſt Du, daß ihn eine Reiſe in Deine Nähe geführt, daß er in Deinem Wohnorte angekommen. Du würdeſt empfindungsvoll zu ihm eilen, aber auch Dich ſchüchtert die tückiſche Macht eines ungereimten Lebens zurück. Zu ſchreiben hatteſt Du wenigſtens den Muth. Nun ſetze Dich hin, Kamerad, und beginn Deinen Brief:

„Hochgeſchätzter Herr Doktor, insbeſondere hochzuverehrender Herr Legationsrath! — Ew. Wohlgeboren wollen gütigſt verzeihen,....“ Jetzt vergieße Dich, wenn Du kannſt, oder fahre aus der Haut, wie ich.

33.

Feuerbach, in ſeinem Werke über die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Rechtspflege, erklärt ſich für beide, kann ſich aber dennoch nicht enthalten, gegen diejenigen Schriftſteller zu eifern, die derſelben Lehre anhängen. Er bezeichnet ſie als Solche, „die davon gewöhnlich nicht mehr wiſſen, als daß man den Mund und die Thüren dabei aufzumachen habe.“ Das iſt zwar witzig, aber der Spott ſcheint gar nicht am gehörigen Orte zu ſein. Von jeder Staatseinrichtung, welche das Wohl der Bürger zum Zwecke hat, iſt derjenige Theil, der von der Menge begriffen wird, immer der wichtigſte. Die ächte Regierung hat keine Kunſtgeheimniſſe. Spitzfindige Gelehrſamkeit mag in der Unterſuchung über das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren noch mancherlei Verborgenes aufzudecken finden; Feuerbach mag das franzöſiſche Verfahren hierbei mit Recht getadelt haben. Aber das Wichtigſte bleibt allerdings, daß Mund und Thüre dabei geöffnet werden. Feuerbach war empfindlich, weil ihm vorgeworfen worden, daß er ſeine Meinung, die früher gegen die Oeffent-

lichkeit und Mündlichkeit gerichtet war, umgeändert habe. Aber das hätte ihn von ſeinen Landsleuten nicht überraſchen ſollen. Es iſt ja auch eine von den unſeligen Pedanterien, daß es für eine Unredlichkeit und für eine Schwäche erklärt wird, wenn man ſeine Meinung ändert. Als wäre der Menſch unfehlbar! daß er es nicht iſt, iſt gerade ſchön; denn einen Wahn verlieren, macht weiſer, als eine Wahrheit finden.

34.

Der Hofnarr des Kaiſers Claudius ſagte: man könne die Namen aller guten Fürſten auf einen einzigen Ring ſchreiben. Der lateiniſche Geſchichtſchreiber, der dieſes erzählt, ſpricht dann weiter: „Fragſt Du, woher ſolche böſe Fürſten kommen, ſo antworte ich, mein Beſter, daß zuvörderſt die Ungebundenheit, dann der Ueberfluß, außerdem ruchloſe Miniſter, verabſcheuungswürdige Geſellſchafter, habſüchtige Verſchnittene, dumme und nichtswürdige Höflinge, und was nicht zu läugnen iſt, die völlige Unwiſſenheit in den Staatsgeſchäften, die Urſachen davon ſind. Der Kaiſer Diocletian, da er bereits in den Privatſtand zurückgetreten war, ſagte, wie mir mein Vater erzählt hat: es ſei nichts ſchwerer, als löblich zu regieren. Vier oder fünf Perſonen vereinigen ſich, machen einen Plan, den Regenten zu betrügen, und ſchreiben ihm ſein Verhalten vor. Der in ſeinem Pallaſte verſchloſſene Kaiſer iſt von der Wahrheit nicht unterrichtet, erfährt nichts weiter, als was ihm dieſe Leute vorreden, beſetzt alle Stellen mit Perſonen, die man entfernen ſollte, und entfernt diejenigen, die man hätte beibehalten ſollen. Kurz, der beſte, vorſichtigſte Regent wird, wie Diocletian ſagt, verrathen und verkauft."

35.

Herr von Hornthal hat in der Bayeriſchen Kammer der Abgeordneten den Antrag gemacht, daß man die beſtehenden ſtrengen Verordnungen über die pflichtmäßige Verſchwiegenheit der Beamten, als unvereinbar mit der konſtitutionellen Regierung, aufheben oder lindern möchte. Das iſt ein Wort zu ſeiner Zeit, aber freilich nur ein Wort, und zu einer langen Rede wäre Stoff genug vorhan-

den. Wenn irgend eine Regierung geheimnißvoll verfährt, ſo iſt dies das Traurigſte nicht — das Traurigſte wäre, wenn ſie das Bedürfniß fühlte, ſo zu verfahren. Wenn beſtehende und bekannte Geſetze in gegebenen Fällen nach voraus beſtimmten Regeln angewendet werden, wozu thäte denn Verſchwiegenheit der Beamten Noth? Sollte man nicht vielmehr jede Gelegenheit benutzen, den Bürgern, die ſich ſelten auf den theoretiſchen Weg der Geſetze verſtehen, bei deren Ausübung zu zeigen, wie nützlich ſie ſind? Wozu jener Hokus Pokus und aller ſonſtiger Schnickſchnack, dem man in dem Treiben der Beamten ſo oft begegnet? Ernſt ſoll der Geſetzgeber, ſtreng der Richter, aber der Verwaltungs-Beamte kann nicht heiter, nicht freundlich, nicht zutraulich, nicht offen genug ſein. Man muß denjenigen Theil der Regierung, der heilkünſtleriſch verfährt, und die Schärfe des wundärztlichen Meſſers wie die Bitterkeit der Arzneien nicht erlaſſen kann, von demjenigen unterſcheiden, der die Lebensordnung der Bürger regelt, und ſich nur der Hausmittel bedient. Aber in einer deutſchen Amtsſtube riecht alles nach der Apotheke. Tritt man hinein, ſo geſchieht von zwei Dingen Eins. Entweder man iſt unerfahren, und dann fühlt man ſich das Herz wie zugeſchnürt über dieſe ängſtliche Stille, dieſe Grämlichkeit der Beamten und ihr geiſterartig dobles und gefühlloſes Reden. Oder man kennt die Welt, und dann lächelt man nur allzu viel, weil man allzugut weiß, daß dieſe finſtern Geiſter ſo unerbittlich nicht ſind. In dem einen Falle geht die Liebe, in dem andern die Achtung verloren.

36.

Ein Schüler der Diplomatik hat bekanntlich drei Dinge zu lernen; erſtens franzöſiſch ſprechen zweitens Nichts ſprechen, und drittens die Unwahrheit ſprechen. Dieſen Künſten verdanken Monarchen ihre Haltung von außen. Man muß daher erſtaunen, daß die hohe Pforte ſtets in gutem Vernehmen mit ſämmtlichen Mächten geblieben iſt, ob ſie zwar von jenen Künſten nichts verſteht. Die türkiſchen Miniſter reden arabiſch, lügen nie und ſagen alles, was ſie denken. Es iſt ſo wenig Zartheit in ihrem Benehmen, daß man glauben ſollte, ſie wohnten tauſend Meilen von

Pera entfernt. Als einſt ein europäiſcher Geſandter dem Großvezier bekannt machte, daß ſein Fürſt über einen andern einen entſcheidenden Sieg erfochten hätte, antwortete dieſer: „was liegt daran, ob der Hund das Schwein, oder das Schwein den Hund frißt, wenn nur die Angelegenheiten meines Herrn gut ſtehen.“ Quelle horreur!

37.

Die alte Kunſt verkörperte das Geiſtige, die neue vergeiſtigt das Körperliche. Sie iſt hier und dort, was hier und dort die Religion. Die Kunſt des Heidenthums war verſinnlichte Kraft, Gegenwart, Genuß, die des Chriſtenthums iſt überſinnliche Entſagung, Zukunft, Hoffnung. Weil Kunſt die Geburt des **können s**, das Geſchöpf des ſchöpferiſchen Menſchen iſt, die chriſtliche Kunſt aber Duldung und Ohnmacht darſtellt, ſo iſt ſie keine. Das Gebilde dem Stoffe, dieſen dem Urſtoffe, den Urſtoff dem leeren Raume, die Farben dem Lichte, die Zeit der Ewigkeit, die Gedanken dem Denken aufopfernd, iſt die chriſtliche Kunſt ein Rückwärtsgebären des menſchlichen Daſeins, wo der Sohn zum Erzeuger des Vaters wird — ſie iſt keine Kunſt, denn ſie **bildet** nicht, ſie **zerſetzt**. So wenig Calderon's Poeſie wahre dramatiſche Dichtkunſt, ſo wenig iſt chriſtliche Moral wahre bildende Kunſt. Daher iſt bei den Alten Skulptur, bei den Neueren Malerei vorherrſchend. Dort Umriſſe und Anſchauung, hier Perſpektive und Berechnung. Nicht in dem was **iſt**, in dem was **dahinter** iſt, ſpricht ſich die Bedeutung eines Gemäldes aus. Daher Republiken, Freiheit des Glaubens, (Götter der Wahl, Vielgötterei), Proteſtantismus, Männer, Verſtand — die Skulptur; Monarchien, alleinherrſchende Religion, (Katholizismus), Weiber und Gefühl aber die Malerei mehr befördern und lieben. Das mehr plaſtiſche in der altdeutſchen Malerſchule, nach ihr in der niederländiſchen, weniger vorhanden in der franzöſiſchen, gänzlich mangelnd in der italieniſchen, zeigt in dieſem ſinkenden Grade die Stärke des proteſtantiſchen Prinzips jener Völker im Staate und Einzelleben an. Ich erfahre: Danneker arbeite jetzt an einem **Chriſtus**, und nach Verſicherung der Kunſtkenner ſei dies Gebild das Höchſte, was

Digitized by Google

die neuere Kunſt hervorgebracht habe. Ob dieſer große deutſche Künſtler die räthſelhafte Aufgabe befriedigend werde leſen können, mag Jeder mit billigem Unglauben abwarten. Wie ein Chriſtus plaſtiſch dargeſtellt werden könne, begreift ſich ſchwer. Entweder die Kunſt des Bildes oder die Göttlichkeit des Urbildes muß untergehen. Die Götter-Bilder der Griechen waren vermenſchlichte Götter, und das himmliſche Licht war von der irdiſchen Maſſe eingeſogen; der Gott-Menſch der Chriſten aber iſt ein göttlicher Menſch, das Licht muß über die Maſſe ſiegen — ein Sieg, den nur die Malerei erringen kann.

38.

Liegt ein Vornehmer krank auf ſeinem Lager, dann eilt die bezahlte oder die bettelnde Sorgfalt, Stroh auszubreiten über das Pflaſter der nah gelegenen Gaſſen, damit nicht der ſchwere Fuß des Laſtträgers, noch der Trott der Pferde, noch die raſſelnden Räder den Leidenden aus ſeinem Fieberſchlummer ſtören. Dieſer iſt froh, daß die Welt ſo ſtille ſei; aber die geſchäftige Menge treibt ſich umher wie immer, Jeder wandelt ſeinen Weg der Luſt oder Noth, die Wagen rollen nicht minder ſchnell. Keiner verliert und nur der Dieb gewinnt, daß er, wenn die Nacht herannaht, zögernden Schleichens überhoben, ſeiner Beute raſcher entgegen ſtürzen darf... So auch gehen Gedanken und Reden wie früher ihren gewohnten Weg, nur leiſern Trittes, über die weiche Decke hin, mit der man, empfindliche Köpfe zu ſchonen, die Straßen der öffentlichen Meinung belegt hat.

Digitized by Google

Aus meinem Tagebuch.

I.

Frankfurt den 29. April 1830.

Du närriſches weißes Buch, ich dachte nicht, dich je wieder zu ſehen. Da bin ich, und jetzt plaudere ich wieder mit dir von alten und von neuen Sachen, und du hörſt mich geduldig an und gibſt mir Recht wie immer.

Krank ſein, gefangen und gefeſſelt ſchmachten und Alles geduldig ertragen bis der Tyrann müde geworden! Nein. Ein Mann von Ehre ſollte ſich ſchämen, länger als vier Wochen krank zu ſein. Ich war es länger als ein Jahr. Wie lieben wir das Leben, das uns doch ſo wenig liebt, und das wie ein gezähmtes wildes Thier ſeinen Herrn vergißt und hinausſpringt in's Freie, ſobald es den Käfig offen findet.

Und was gewinnt man dabei? Späte Leiden erfriſchen die Seele nicht mehr. Es iſt kein Gewitter, das den Durſt der jugendglühenden Natur löſcht — es iſt der Herbſtwind, der herabjagt, was noch grün an den Bäumen war; alles raſchelt und ächzt wie die Bruſt eines Sterbenden und die welke Erinnerung wird im Sturme zerſtreut.

Einſt in ſchöneren Jahren . . . ich hatte mich einer Roſe genaht und mich tief verwundet an ihren Dornen — da rettete eine Krankheit meine Seele. Und als ich aufſtand, war auch die Natur geneſen. Weggeſchmolzen war der Schnee, mein Schmerz und der Zorn. Ich hatte Alles vergeben, Alles vergeſſen. Meine Bruſt war offen wie die Säulenhalle eines Tempels, und der Frühling luſt-

wandelte in mir, wie ich in ihm. Und jetzt! die Geneſung und der Frühling haben ſich wieder begegnet; aber es iſt ganz anders. Ich bin nur etwas munterer geworden, weil ich ein verdrießliches Geſchäft beendigt.

Sind das grüne Bäume? Iſt das Himmelsblau? Iſt das Abendroth? Ach ja, es iſt ganz artig gemalt und auch ſehr ähnlich; ich habe das Original gekannt.

Einſt war mir die Nachtigall die Roſe der Luft. Mir dufteten ihre Töne und blutlockende Dornen verwundeten das entzückte Ohr. Jetzt höre ich ſie nur noch und mit wahrem Vergnügen. Die Chriſtgeſchenke des Frühlings lagen hellerleuchtet vor mir und ich war unentſchloſſen wie ein Kind, was ich zuerſt genießen, zuerſt mir aneignen ſollte. Ich zögerte zu wünſchen. Dort das Wäldchen, hier das Thal, den Berg drüben, die Mühle, den Waſſerſturz? Jetzt kann ich bedenken und wählen.

Der Frühling, die Nachtigall, das Morgenroth, des Mädchens holder Blick — es iſt Nichts. Alles iſt die Jugend. Die Welt iſt ein Spiegel, was hineinſchaut, ſchaut heraus. Er giebt euch nur zurück, was ihr ihm geliehen, er dankt euch nicht mit einem Lichtſtrahle ärmlicher Zinſen. Ja, wer ihn durchſchauen könnte, wer es vermöchte die Folie des Lichtes abzuſtreifen! Die Welt iſt hinter dem Leben; aber wo endet das Leben? Die Welt iſt nichts.

Die Jugend — es iſt ein dunkles Wort. Wir alten klugen Leute ſprechen es aus und verſtehen es nicht. Ein Traum der vorigen Woche iſt uns heller. Und gut, daß es ſo iſt: gut, daß wir im Alter die Jugend vergeſſen, denn wäre es anders, es wäre ſchlimm, es gäbe Zweifel, die uns zu Tode quälten.

Für welches Lebensalter beſtimmt uns denn die Geburt? Für welches bilden wir uns heran? Für welches erziehen wir unſere Kinder? Habt ihr je darüber nachgedacht? Ich zweifle. Für Alle! Ja, ſo ſollte es ſein, aber ſo iſt es nicht. Der Knabe wird dem Jünglinge, der Jüngling dem Manne, der Mann dem Greiſe aufgeopfert. Und will der Greis, nachdem ſeine Freiheit überreif geworden, ſie endlich genießen und leben für das Leben, kömmt die Religion und ſagt: nicht ſo, alter Junge, die Schule iſt noch nicht aus, das Leben

Digitized by Google

kömmt erſt nach dem Tode, der Sarg iſt die Wiege deiner Freiheit. Die Religion? Nein, wir wollen nicht lügen und nicht heucheln. Die Kirche ſagt's, dieſe Abenteuerin, die unter hundert Namen und Geſtalten durch die Luft zieht, und den Leichtgläubigen vorlügt, ſie habe zwei Königreiche, eines da oben die Freunde zu bezahlen, die ihr Geld geborgt, und eines da unten die zu züchtigen, die ihr hart und mistrauiſch keinen Credit gegeben.

Was berechtigt uns, das blanke Gold der Jugend dem blaſſen trügeriſchen Alter darzuleihen, das hohe Zinſen verſpricht, weil es aller Schuldſcheine lacht und ſich nicht ſcheut, Bankerot zu machen.

Wir leben immer nur für die Zukunft, ewiges Stimmen und nie beginnt das Conzert. Ein Wechſel wird mit dem andern bezahlt; es iſt eine Liederlichkeit ohne Gleichen. Die Zinſen blaſen das Capital auf und Thoren, welchen nie das baare Geld des Lebens lacht, halten ſich für reich, wenn der Luftballon ihrer Hoffnungen recht hoch ſteigt. Wo nur das hinaus will! Lieber Gott, du biſt doch ſonſt ſo gut, rede einmal, ſei nicht verſchwiegen wie ein Diplomat, ſage uns, wo das endlich hinaus will.

Ihr könnt es gedruckt leſen: von allen Menſchen, die geboren werden, ſtirbt faſt die Hälfte in der Kindheit; das Jünglingsalter erreichen weniger als die Hälfte, bis zu dem fünfzigſten Jahre, bis zu dem Alter, wo man für Arbeiten, Mühen, Entbehrungen zu ärnten anfängt, gelangt weniger als ein Dritt-Theil, und dem Wohle dieſes kleinen Dritt-Theils werden zwei große Dritt-Theile aufgeopfert! Den Jungen gehört die Welt und die Alten bewirthſchaften, benutzen und beherrſchen ſie. Eltern, die Schule, Erziehung, der Staat, alle ſorgen nur für die Hochbejahrten, und die Jugend iſt verdammt, die Magd des Alters zu ſein.

Die alten klugen Leute ſprechen von der Leidenſchaft der Jugend und von ihrer eigenen herrlichen Erfahrung. Aber die Leidenſchaft, die jedem Alter angemeſſen, iſt ſeine Vernunft. In jedem Alter glauben wir vernünftig zu ſein und ſehen die Vernunft des verfloſſenen Alters als Leidenſchaft an. Und die Erfahrung macht unruhig, unglücklich, denn ſie lehrt uns nur die Ausnahmen von der Regel. Die Regel zu kennen braucht man keine Erfahrung, die lehrt das

Digitized by Google

Buch und das eigene Herz. Nur der Unerfahrene hat Recht, nur er iſt glücklich. Darum glaubet der Jugend; was die Jugend glaubt, iſt ewig, euer Wiſſen aber vergeht.

Und die Natur in ihren Menſchengeſetzen iſt nicht vernünftiger und gerechter, als der Menſch in ſeiner Freiheit. Nicht die unerfüllten Wünſche meiner armen Brüder ſchmerzen mich, mich betrübt, daß die Erfüllungen kommen, wenn der Wunſch, der ſie gerufen, ſchon längſt begraben iſt.

Das Kind möchte herumſpringen: es muß in der Schule bleiben und lateiniſch lernen. Der Jüngling darf hinaus in's Freie: da ſitzt er in der Kammer beim Schattenriſſe der Liebſten und ſeufzt. So lange wir reiſeluſtig, haben wir kein Geld: wenn wir reich geworden, ſind wir alt und bequem, wir ſpielen Boſton und unſer Caſino lockt uns mehr als Rom und Neapel. Dann kommen die Freundinnen unſerer Nichten, herzen und küſſen den lieben Onkel, trippeln ihm unbarmherzig auf ſeine gichtiſchen Füße und ſtören ihn im Mittagsſchlafe. Satanskinder! warum ſeid ihr nicht dreißig Jahre früher gekommen, da der Onkel noch ein Neffe war, nach dem Eſſen nicht ſchlief, ſondern trank und das Podraga nicht hatte? Lacht nicht, lacht nicht! Ich habe Neffen, die werden mich rächen.

Als Knabe hatte ich einen Wunſch, ſo heiß wie keinen ſeitdem. Es war ein Säbelchen, zum Tabacksräumer dienend, das ich bei einem andern Knaben gewahrte. Ich hatte eine ſchlafloſe Nacht darüber. Jetzt könnte ich ſolcher Säbelchen in Dutzenden kaufen, aber ich mag ſie nicht. Sie könnten vor meinen Füßen liegen, ich würde ſie nicht aufheben. Dafür habe ich andere Gelüſte, und ich möchte raſend werden, denke ich daran, daß mir vielleicht ſpäter alle dieſe Sachen kommen, wenn ſie mir gleichgültig geworden.

Robert, oder der Mann wie er ſein ſollte, verſchaffte mir von meinem Hofmeiſter eine Ohrfeige, die ich heute noch ſpüre. Dieſen Robert hatte ich mir zum Muſter genommen; ich wollte ein Arzt werden wie er, der unentgeldlich heilte, aber noch viel tugendhafter als er. Wegen Klara du Pleſſis und Klariant verſäumte ich meine Ueberſetzung im Döring, und mußte die Bank hinunter rücken, und über die Leiden der Harden-

bergiſchen Familie habe ich mehr geweint, als ſpäter über meine eigenen. Ach, ſeitdem hat kein Kummer, noch ſo groß, mein Brod benetzt, wie damals die Thränen den Apfel benetzten, an dem ich leſend aß, und den mir die Ohrfeige aus der Hand warf. Und jetzt! bin ich ſo glücklich, daß mir einer Ohrfeigen gibt, weil ich leſe und liebe? Wer ſtörte mich? doch ſtill — ich verſpreche es dir, guter Lafontaine, nie, nie will ich dich kritiſiren!

II.

Frankfurt den 30. April.

Koſtbar iſt ein Brief, den Göthe auf einer Reiſe nach der Schweiz aus Frankfurt an Schiller geſchrieben. Wer ihn ohne Lachen leſen kann, den lache ich aus. Göthe, der an nichts Arges denkt und im Schoße des Friedens ruhig und guter Dinge lebt, entdeckt plötzlich in der Reſidenz ſeines Lebens deutliche Spuren von Sentimentalität. Erſchrocken und argwöhniſch wie ein Polizeidirektor ſieht er darin demagogiſche Umtriebe des Herzens — demagogiſche Umtriebe, die, als gar nicht real, ſondern nebuliſtiſcher Natur ihm noch verhaßter ſein müſſen, als Knoblauch, Wanzen und Tabackrauch. Er leitet eine ſtrenge Unterſuchung ein. Aber — es war noch im achtzehnten Jahrhundert — nicht ohne alle Gerechtigkeit und bedenkend, daß ihm doch auf der ganzen Reiſe nichts, gar nichts „nur irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte," findet er, daß, was er für Sentimentalität gehalten, nur eine unſchuldige wiſſenſchaftliche Bewegung geweſen ſei, die ein leichtes Kunſtfieber zur Folge hatte. Die Gegenſtände, welche das Blut aufgeregt, ſeien ſymboliſch geweſen. Für Zeichen dürfen ſich gute Bürger erhitzen, aber nicht für das Bezeichnete. Darauf wird das Herz in Freiheit geſetzt, verſteht ſich gegen Kaution, und es wird unter Poli=

zei=Aufſicht geſtellt. Doch will Göthe die Sache nicht auf ſich allein nehmen; er berichtet an Schiller als ſeinen Juſtizminiſter darüber, und bittet ihn gehorſamſt, das Phänomen zu erklären. Schiller lobt Göthe wegen ſeiner Achtſamkeit und ſeines Eifers, beruhigt ihn aber und ſagt, die Sache habe nichts zu bedeuten.

Dieſer Kriminalfall iſt wichtig und ich wünſchte, Jarke in Berlin behandelte ihn mit demſelben Geiſte, mit dem er in Hitzig's Journal Sand's Mordthat beſprochen.

Die Briefe ergötzen mich blos, weil ſie mir Langeweile machen. Etwas weniger langweilig, würden ſie mich entſetzlich langweilen. Wären ſie gefällig, was wär's? Schiller und Göthe! Aber daß unſere zwei größten Geiſter in ihrem Hauſe, dem Vaterlande des Genies, ſo nichts ſind — nein weniger als nichts, ſo wenig — das iſt ein Wunder, und jedes Wunder erfreut und wäre es auch eine Verwandlung des Goldes in Blei.

Waſſer in Likörgläschen! Ein Briefwechſel iſt wie ein Ehebund. Die Stille und die Einſamkeit erlaubt und verleitet viel zu ſagen, was man Andern verſchweigt, ja was man mittheilend von ſich ſelbſt erſt erfährt. Und was ſagen ſie ſich? Was Niemand erhorchen mag, was ſie ſich auf dem Markte hätten zuſchreien dürfen.

Anfänglich ſchreibt Schiller: „Hochwohlgeborner Herr, Hochzuverehrender Herr Geheimrath!“ Nun, dieſe Etikette hört freilich bald auf; aber es dauert noch lange, bis Schiller Göthe's Hochwohlgeburt vergißt, und nur einmal in zehn Jahren iſt er Mann genug, ihn mein Freund, mein theurer Freund zu nennen. Göthe vergißt aber nie ſeine Lebensherrlichkeit über Schiller, man ſieht ihn oft lächeln über deſſen Zimperlichkeit und ihn als einen blöden Buchdichter gnädig und herablaſſend behandeln! Er ſchreibt ihm: mein Wertheſter, mein Beſter.

Welch ein breites Gerede über Wilhelm Meiſter. Quel bruit pour une omelette! „Es ſieht zuweilen aus, als ſchrieben Sie für die Schauſpieler, da Sie doch nur von den Schauſpielern ſchreiben wollen“ — tadelt Schiller. Auch findet er unzart, daß Wilhelm von der Gräfin ein Geldgeſchenk annimmt. Bei Göthe aber finden ſich

Digitized by Google

immer nur Maitreſſen oder hommes entretenus; wahre Liebe kennt er, erkennt er nicht und läßt ſie nicht gelten. Der dumme Schiller! Iſt nicht Wilhelm Meiſter ein bloßer Bürger, der keine Ehre zu haben braucht?

Mich ärgert von ſolchen Männern das pöbelhafte Dekliniren der Eigennamen. Sie ſagen: Die Humboldt, ſprechen von Körnern, Boden, Lavatern, Badern. Auch bedienen ſie ſich, am meiſten aber Schiller, einer zahlloſen Menge von Fremdwörtern, und das ganz ohne Noth, wo das deutſche Wort viel näher lag. Stagnation, convenient, avancirt, incalculabel, obſtakeln, embarraſſiren, retardiren, Desavantage, Arrangements, ſatisfecirt, Apercus, Detreſſe, Tournüre, repondiren, incorrigibel. Und ſolche Männer, die in ihren Werken ſo reines Deutſch ſchreiben! Iſt das nicht ein Beweis, daß ihnen Leben und Kunſt getrennt war, daß ihr Geiſt weit von ihrem Herzen lag?

Göthes Lieblingsworte ſind: heiter, artig, wunderlich. Er fürchtet ſogar, ſich zu wundern; was ihn in Erſtaunen ſetzt, iſt wunderlich. Er gönnt dem armen Worte die kleine Ehre der Ueberraſchung nicht. Er ſcheut alle enthuſiaſtiſchen Adjective; — man kann ſich ſo leicht dabei echauffiren.

Wie freue ich mich, daß der Conrektor Weber, der in den kalten Berliner Jahrbüchern den neuen Göthe mit brühheißem Lobe übergoſſen, nicht mehr in Frankfurt iſt, ſondern in Bremen vergöttert. Er iſt ein ſtarker kräftiger Mann, und wenn er mich todt ſchlagen wollte, ich könnte es ihm nicht wehren.

— — Menſch, du elender Sklave deines Blutes, wie magſt du nur ſtolz ſein? Du armes Schifflein auf dieſem rothen Meere ſteigſt und ſinkſt, wie es den launiſchen Wellen beliebt, und jede Blutſtille ſpottet deiner Segel und deines Steuers! Der Puls iſt der Hammer des Schickſals, womit es Könige und Helden ſchmiedet, und Ketten für Völker, und das Schwert ſie zu befreien und große und kleine Gedanken und ſcharfe und ſtumpfe Erfindungen. Du König im Purpurkleide, wer kann dir widerſtehen? . . War ich doch geſtern

weich wie Mutterliebe und heute ſpotte ich die deutſchen Götter weg und ſchnarche in ihren Tempeln!

III.

Frankfurt, den 1. Mai.

Ich leſe in der Zeitung: Prudhomme, der älteſte der franzöſiſchen Journaliſten, ſei geſtorben. Ich kannte dieſen Mann, ich habe ihn oft beſucht. Er ſprach viel; aber weniger achtſam hörte ich auf das, was er ſagte, als ich achtſam in ſeinem Geſichte las, das, kalt und grau wie ein Leichenſtein, die verwitterte Inſchrift trug: geſtorben 1794. Im Anfange der Revolution ſchrieb er das meiſt geleſene, meiſt verbreitete Blatt, l'Ami du Peuple, das in eine gefährliche Oktav-Form die ungeheuerſten Grundſätze zuſammendrängte. Wie er mir erzählte, wurden vierzigtauſend Exemplare davon verkauft. Wenn Prudhomme von jenen Tagen ſprach, wo die Freiheit jung und er ein Mann in ſeiner Stärke war, flackte ſein niedergebranntes Auge hoch auf und ſeine zerbröckelte Stimme bekam wieder Fülle und Kraft. Redete er aber ſpäter und von den neueſten Zeiten, dann ſprach er ſo müde, verdroſſen und ſchläfrig, daß es unbehaglich war, ihn anzuhören. Von Freiheit in einer konſtitutionellen Monarchie hatte er gar keine Vorſtellung, er war ein abſoluter Republikaner. Der republikaniſche Abſolutismus iſt noch verderblicher, als der monarchiſche; man kann dieſem durch Ruhe und Gehorſam ausweichen, jenem aber nicht; denn die Ruhe, eine Tugend des Unterthanen, iſt ein Verbrechen des freien Bürgers. Aber der Republikanismus iſt verzeiblicher als der Monarchismus; denn bei ihm iſt nur Wahn, was bei dem andern ſelbſtbewußte Schuld iſt. Die Franzoſen waren, nach einer langen Wanderung durch heiße, dürre Jahrhunderte an das wilde Meer der Freiheit gekommen. Durſtig und verſchmachtend, ſtürzten ſie ſich mit glühenden Adern hinein, tranken, erkrankten und ertranken. Aber der Despotismus erhitzt ſich durch ſchnöde Luſt auch in der blühendſten Landſchaft, leidet an unauslöſchlichem Durſte, und trinkt und trinkt, bis er Blut trinkt.

Digitized by Google

Auf folgende Weiſe hatte ich die Bekanntſchaft des Prudhomme gemacht. Im Herbſte 1819 kam eines Tages ein Herr zu mir, der ſehr leicht und windig ausſah. Er freute ſich ungemein, einen publiciste distingué und spirituel gleich mir kennen zu lernen, und machte mir die Mittheilung, man wünſche ein neues Journal zu gründen, das ich redigiren ſolle, und fragte mich, ob ich dazu geneigt wäre? Der Herr ſchien mir ſehr wenig Bildung zu haben, ſeine politiſche Religion kam mir nicht aufrichtig vor und er war nicht arm, aber ärmlich gekleidet, was in Paris nicht ohne Bedeutung iſt. Unter dem langen Mantel des Liberalismus glaubte ich den Pferdefuß der Polizei zu ſehen. Das machte mir aber um ſo größern Spaß, mich mit ihm einzulaſſen. Ich ſagte: ſo etwas würde ich mit Vergnügen übernehmen. Darauf erbot er ſich, mich zu einem berühmten Journaliſten zu führen, mit dem ich mich über die Sache näher beſprechen ſolle, und er brachte mich zu Prudhomme. Dieſer bohrte fünfzig, hundert Fuß tief in meine Bruſt hinab, als wollte er einen Arteſiſchen Brunnen graben und meine Geſinnung ſprang klar und hoch empor. Er fragte mich, in welchem Geiſte ich das Blatt zu ſchreiben gedächte? ich erwiderte: in liberalem. Da ſchüttelte er den Kopf und meinte, das ſei nicht beſtimmt genug. Man müſſe ſich genauer verſtändigen und die Grundſätze nett aufſtellen — *nett*, das war ſein Wort. Aber von dieſer Nettigkeit war ich ehrlicher Deutſcher kein Freund und in meinem Herzen gab ich das Unternehmen, womit es auch vielleicht nicht ernſt gemeint war, gleich auf. Der Mann hatte eigentlich recht; ich verſtand aber damals die Sache noch nicht.

Die deutſche Ehrlichkeit iſt groß, alt und unverwüſtlich wie eine Pyramide; aber ſie liegt in einer Wüſte und iſt die Wohnung des Todes. Der Deutſche denkt, auch im politiſchen Meinungsſtreite käme es darauf an, für die Wahrheit zu kämpfen und das zu ſagen, was man für recht und billig hält. Er vergißt ganz, daß es ein Krieg iſt wie ein anderer und daß nicht genug ſei, für die gute Sache zu kämpfen, ſondern daß man auch für die Mitſtreiter ſorgen müſſe. Dieſe müſſen angeworben, verſammelt, ausgerüſtet, ermuntert und belohnt werden. Wir halten keine Partei. Der Franzoſe lobt und

Digitized by Google

begünſtigt Jeden, der auf ſeiner Seite, und tadelt und beſchädigt Jeden, der ihm gegenüber ſteht. Hierdurch vermehrt und verſtärkt er nicht bloß ſeine Partei, ſondern er zwingt auch Alle, die dieſer heimlich entgegen ſind, ihre Feindſchaft offen zu erklären und ſelbſt Partei zu bilden. Darum erreichen die Franzoſen Alles und wir bringen es zu nichts. Eine deutſche Zeitung iſt uns nur ein kritiſches Blatt für die politiſche Wiſſenſchaft beſtimmt. Eine politiſche Handlung, ein politiſches Ereigniß kritiſiren wir wie ein Buch, ein für alle Mal und ſchweigen dann ſtill. Ueber die nämliche Sache täglich zu ſprechen, das kömmt uns ſo langweilig und abgeſchmackt vor, als wollten wir das nämliche Buch alle Tage von Neuem rezenſiren und in unſerer thörichten Verblendung machen wir uns über die „ſtereotype Polemik“ der franzöſiſchen Journale luſtig. Wir vergeſſen ganz, daß ein politiſches Blatt eine Art Regierung übt, die nie ſtille ſtehen darf, wenn ſie nicht geſtürzt ſein will. In ſolchen Irrthümern befangen war ich noch, als ich mit Prudhomme unterhandelte. Ich ſagte: ich würde loben, was löblich, tadeln was tadelnswerth iſt, und ich that mir auf meine germaniſche Tugend viel zu gut. Man verlangte aber von mir, daß ich unſere Freunde loben, unſere Feinde tadeln ſolle, ſie möchten thun was ſie wollten — und man hatte recht. Ich war damals noch ein blutjunger Deutſcher. Im Befreiungskriege mit tauſend Andern zu gleicher Stunde geboren, war ich Tauſendling erſt fünf Jahre alt. Ach, von allen den Tauſendlingen bin ich einer der Wenigen, die übrig geblieben und die ihre Zeit fortpflanzen werden.

Ob ich nun zwar den Zeitungsplan gleich, und Prudhomme mich bald aufgegeben hatte, verließ mich mein Journalmäkler und politiſcher Kuppler darum doch nicht. Er beſuchte mich ferner und führte mich mehrere Male zu einem Reſtaurateur, wo er für mich zahlte. Ich ließ mir das Alles ſehr gut gefallen und ſchmecken. Eines Tages lernte ich bei Tiſche einen Deutſchen kennen, mit dem ich mich unter Andern auch von politiſchen Dingen unterhielt Als dieſer weggegangen war, machte mir mein Gaſtfreund die zärtlichſten Vorwürfe, daß ich ſo unvorſichtig ſein könnte, an öffentlichen Orten, wo die Spione nie fehlten, über die Regierung zu ſprechen. Es dürfte

mich keineswegs ſicher machen, wenn ich deutſch ſpräche, denn es gäbe auch Spione, die deutſch verſtänden. — Was! Spione unter den Deutſchen! Deutſche unter den Spionen! Das iſt eine niederträchtige Verläumdung! — Ich hätte dem franzöſiſchen Kerl die Flaſche an den Kopf werfen mögen; aber gut, daß ich es nicht gethan und daß ich dieſen kleinen patriotiſchen Monolog blos leiſe in mich deklamirt. Denn als ich ein Jahr ſpäter ein anderes Mal nach Paris gekommen, lernte ich manchen deutſchen Spion kennen. Ein Solcher, der mich oft beſuchte, kam eines Tages zu mir, ſetzte ſich vor dem Kamine nieder, und wärmte ſich behaglich. Er hatte kein Holz im Hauſe, er brauchte keines, weil er im Palais-Royal Nr. 13, wo er ſpielte, Tag und Nacht freie Heizung hatte. Nachdem er ſich durchgewärmt, machte er ein kaltes Geſicht und ſagte, er hätte etwas mit mir zu ſprechen. Ich fiel ihm augenblicklich in das Wort und fragte ihn, ob er mir nicht auf kurze Zeit vierhundert Franken leihen könne? Ich wollte ihm nämlich zuvorkommen, weil ich vermuthete, er habe die Abſicht, Geld von mir zu borgen, ein Antrag, den ich in Paris oft zu erdulden hatte, ob er mich zwar nie erſchütterte. Aber er erwiderte: Geld haben ſei bei ihm ein Verbum, das im Indikativ kein Präſens habe, ſondern blos ein Perfectum und Futurum Er komme, mir einen Vorſchlag zu machen. Die franzöſiſche Armee wäre gegenwärtig in Spanien beſchäftigt, und es ſei jetzt der günſtigſte Augenblick, etwas auszuführen. Es lebten in Paris dreißig tauſend Deutſche, zumeiſt tüchtige Handwerksburſche — er vergrößerte die Zahl nach bekannter Art der Verſchworenen, um mich zu locken und mir Muth zu machen. Wir, er und ich, wollten, jetzt da uns nichts hindern könne, an der Spitze der deutſchen Handwerksburſche nach Deutſchland ziehen, und Alles über den Haufen werfen, zuerſt Preußen. Als ich merkte, daß er kein Geld von mir verlangte, ſondern bloß meinen Beiſtand, Preußen zu erobern, erheiterte ſich mein finſteres Geſicht, und ich antwortete ihm vergnügt: Der Einfall ſei herrlich, ich wäre dabei; am guten Erfolge ſei nicht zu zweifeln, da unſere Handwerksburſche zu fechten gewohnt wären. Nur hätte ich jetzt unglücklicherweiſe einen ſtarken Schnupfen, er ſolle einſtweilen vorausziehen, ich würde mit der Malle-Poſt nachkommen.

Digitized by Google

Stand dieſer Narr und Schuft im Solde der franzöſiſchen Polizei? Ich glaube es nicht; denn dieſe iſt nicht ſo albern. Wahrſcheinlich war er Spion einer deutſchen Macht, die damals in Paris den Demagogen oder die ſie dafür hielt, ſehr aufpaßte und manches ſchöne tauſend Thaler auf ſolche Erbärmlichkeiten wendete.

IV

Frankfurt, den 3. Mai.

Wie ich im Jahre 1819 veranlaßt worden, nach Paris zu reiſen, welchen Eindruck dieſe ſchöne und merkwürdige Stadt damals auf mich gemacht und wie ich dort aufgenommen worden, das will ich auch niederſchreiben, ehe es meiner Erinnerung entſchwindet. Sind doch meine Angelegenheiten nicht bloß die meinigen; ſind doch meine Geſinnungen die von Millionen Andern, die froh ſind, wenn ſich ein Fürſprecher findet, der ſie ausſpricht. Wie Frösche, Spinnen, Hunde und die Thiere überhaupt der Natur näher ſtehen, als der königliche Menſch auf ſeinem Throne, und darum das Wetter, ja die bedeutendſten Veränderungen und Krankheiten der Natur, inniger fühlen und ehe ſie noch eintreten, voraus empfinden und anzeigen: ſo giebt es auch Menſchen, die gerade weil ſie niedrig ſtehen in der bürgerlichen Geſellſchaft, mit der Geſchichte inniger verbunden ſind und die Witterung der Zeit, die Völkerſtürme und Kriege, von weiterer Ferne kommen ſehen und ſie früher fühlen, als es ſelbſt die Herrſcher, Vornehmen und Mächtigen vermögen, die, in ihrem Egoismus gefangen, nicht eher erfahren, was ſich draußen begiebt, als bis die Welt an die Pforten ihrer Selbſtſucht pocht. Zu dieſen Menſchen gehöre ich auch. Was ſeit einer Reihe von Jahren mir geſchah, geſchah der Welt; was Staaten, Völkern, Fürſten begegnete, begegnete mir ſelbſt. Die Geſchichten betrafen mich nicht, ſie brachten mir keinen Vortheil und keinen Schaden, ſie erhoben mich nicht, warfen mich nicht um und rückten mich nicht vom Platze; aber ich ſpürte ſie in meinen Nerven

Dieſe Sympathie giebt mir in politiſchen Dingen eine große Keckheit der Anſicht und einen Prophetenſtolz, der mich lächerlich machen würde, wenn ihn die Leute kennten. Ich gehöre gerade nicht zu den Menſchen, die ſich auf ihren Verſtand viel einbilden, ich halte mich für gar nicht pfiffig und gebe gern zu, daß jeder Schnurrjude mich zwanzig Mal im Tag überliſten kann. Kömmt mir aber ein Miniſter und ſagt, er wäre klüger als ich, ſo lache ich ihn aus. Seit fünfzehn Jahren iſt nichts geſchehen, auch das Ueberraſchendſte nicht, das ich nicht vorhergewußt, das ich nicht vorhergeſagt habe. Hätte ich meine Prophezeihungen dürfen drucken laſſen, man würde mich angeſtaunt haben, ich wäre gewiß Hofprophet, vielleicht gar Simultan-Prophet der heiligen Allianz geworden, und dieſe hätte mich, um alles beſſer überſehen zu können, ohne Zweifel recht h o ch placirt. Den Tod der heiligen Allianz ſelbſt hatte ich der Wäſcherin eines Legationsrathes auf das beſtimmteſte vorhergeſagt, und mich dabei nur um ſo viele Jahre geirrt, als ſie früher geſtorben als ich erwartet hatte. Das habe ich gethan; die Staatsmänner aber haben nichts vorher gewußt. Dies ſchließe ich nicht daraus, daß ſie nicht davon geſprochen, keineswegs; denn ſie verſchweigen nicht blos was ſich nicht wiſſen, ſondern auch ſehr oft was ſie wiſſen. Ich ſchließe es daraus: weil ſo manches unſern Miniſtern Verderbliche und Verhaßte, das eingetroffen, durch ihre thätigen Mittel und Rathſchläge gerade herbeigeführt worden.

Miniſter ſollten k e i n e Canaillen ſein, die den Mantel nach dem Winde hängen; aber ſo ſind unſere nicht. Sie ſind vielmehr halsſtarrige Catonen, die lieber das Dach über ſich zuſammenſtürzen laſſen, als daß ſie baufällige Grundſätze räumten. Sie machen ſich über die politiſchen Schwärmer und deren Buchprinzipien luſtig und haben keine Ahnung davon, daß ſie ſelbſt ſolche Schwärmer und Ideologen ſind, nur darin verſchieden, daß ſich jene für neue, ſie ſelbſt aber ſich für alte Ideen begeiſtern. Welche Schwärmerei iſt aber die gefährlichſte, welche wird ſchlimmer getäuſcht? Zukunft und Vergangenheit ſind beide Nicht-Exiſtenzen; doch was nicht i ſt, kann werden, was w a r, iſt es für immer geweſen. Man kann einen Menſchen, der noch nicht lebt, machen; aber einen Menſchen, der ge-

Digitized by Google

lebt hat, ruft keine Kunſt, ſchleppt keine Gewalt aus dem Grabe zurück.

Und wenn auch unſere Staatsmänner einmal erkennen, was die Zeit will, und daß ſie darf und kann, was ſie will; ſo macht ſie das in ihrer Handlungsweiſe doch nicht klüger. Dem Unvermeidlichen ſuchen ſie ſo lange als möglich auszuweichen, denn ſie meinen: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Aber verliert denn der Feind die Zeit, die er gewinnt? Der junge Löwe wächſt im Käfig wie im Freien und kömmt einmal der Tag, daß ihr ihm die Thüre öffnen müſſet, dann ſpringt er um ſo größer, um ſo ſtärker, um ſo grimmiger heraus und wird es euch wahrlich nicht danken, daß ihr die Wärter ſeiner Jugend waret.

Was iſt ſeit fünfzehn Jahren durch unſere weiſen Staatsmänner, dieſe Hochſchüler der franzöſiſchen Revolution, die beim Examen alle durchgefallen und keine Doktoren wurden, nicht alles Tolles geſchehen! Sie haben Napoleon geſtürzt — nicht im Rauſche des Sieges, unter dem Durſte der Rache, nicht von der günſtigen Gelegenheit überraſcht; nein, ſie hatten zwei Jahre Zeit, zur Beſonnenheit zurückzukehren und ſie ließen ihn untergehen. Ich hatte ihnen alle mögliche Unklugheit zugetraut, aber das überflügelte meine Einbildungskraft; es iſt das Mährchen von der Dummheit. Napoleon war der letzte Monarch, mit ihm iſt die monarchiſche Regierungskunſt ausgegangen und jetzt herrſchen die Natur-Elemente der bürgerlichen Geſellſchaft, ſo demokratiſch als es ein Jakobiner nur wünſchen mag.

Griechenland iſt frei, ſeine Freiheit und Unabhängigkeit ſind anerkannt, und dieſes haben die Griechen am meiſten den Leidenſchaften ihrer Gegner zu verdanken. Diejenige Macht, welche Rußland's Vergrößerung und darum den Sturz des türkiſchen Reiches am meiſten fürchtet, hat am meiſten gethan jene und dieſe herbeizuführen. Sie intriguirten, ſie zögerten, ſie haben Zeit gewonnen. Der ruſſiſch-türkiſche Krieg hat den irländiſchen Katholiken und engliſchen Juden die Emanzipation, und den Venetianern ihren Freihafen verſchafft, welches letztere auch ſeine eigenen Folgen haben wird. Don Michel wurde belohnt und angetrieben, die Conſtitution des Landes umzuſtoßen; ja hätte ein Schneidergeſelle die portugieſiſche Krone geſtoh-

len — gegen das Verſprechen keine Freiheit aufkommen zu laſſen, hätte man ſie ihm auch verbürgt. Wenn aber Don Michel, was Gott verſtatten möge, noch zwei Jahre regiert und wenn der geflickte König von Spanien ſeinen abſoluten Thron noch zwei Jahre von Straßenräubern bewachen läßt, dann wird der conſtitutionelle Geiſt in der Halbinſel größere Fortſchritte gemacht haben, als es in zehn Jahren unter der Herrſchaft der Cortes geſchehen wäre. Tyrannen ſind in unſern Tagen die gefährlichſten Freiheitsprediger. Und ſo findet ſich — wie wunderbar! daß gerade diejenige Macht, die ſeit vierzig Jahren, alles was die Farbe der Freiheit trägt, mit düſterem glühenden Haſſe verfolgt, daß gerade ſie für deren Entwickelung und Befeſtigung am meiſten gethan. Wir wollen unſere Feinde lieben, unſere Freunde haben uns oft beſchädigt.

Wer Geſichte haben will, darf nicht ſehen; der äußere Sinn tödtet den innern. Die Staatsmänner wiſſen und ſehen nichts voraus, weil ſie zu viel wiſſen, ſehen und hören. Sie bekümmern ſich zu viel um das Einzelne, beſonders um die Einzelnen. Das Trommeln und Schießen unſerer kriegeriſchen Zeit betäubt die Horchenden; der Harthörige hört unter Geräuſch am beſten. Hardenberg, der einzige liberale Staatsmann, den Deutſchland ſeit fünfzehn Jahren hatte, war taub. Das hat wahrhaftig ſeinen Zuſammenhang. Hardenberg war ein guter Staatsmann, weil er nicht zum Polizei-Miniſter taugte. Die Polizei! Die Polizei

---

V.

Frankfurt den 4. Mai.

Schiller wünſcht die Chronologie von Göthe's Werken zu kennen, um daraus zu ſehen, wie ſich der Dichter entwickelt habe, welchen Weg ſein Geiſt gegangen ſei. Er ſpricht von deſſen analytiſcher Periode. Ihm wird die gebetene Belehrung, und darauf anatomirt er ſeinen hohen Gönner kalt wie ein Proſektor, aber bei leben-

Digitized by Google

digem Leibe, und hält ihm unter dem Schneiden Vorleſungen über ſeinen wundervollen Bau. Göthe verzieht keine Miene dabei und erträgt das Alles, als ginge es ihn ſelbſt nichts an. Er ſchreibt ſeinem Zergliederer: „Zu meinem Geburtstage, der mir dieſe Woche erſcheint, hätte mir kein angenehmeres Geſchenk werden können, als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundſchaftlicher Hand die Summe meiner Exiſtenz ziehen.“ Und jetzt bittet er Schiller, ihn auch mit dem Gange ſeines Geiſtes bekannt zu machen. Das Alles iſt um aus der Haut zu fahren! Freilich hat das Genie ſeine Geheimniſſe, die wir Andern nicht kennen noch ahnen. Aber ich hätte es nicht gedacht, daß es Art des Genies wäre, ſo ſich ſelbſt zu beobachten, ſo ſich ſelbſt nachzugehen auf allen Wegen, von der Laufbank bis zur Krücke. Ich meinte, das wahre Genie ſei ein Kind, das gar nicht wiſſe, was es thut, gar nicht wiſſe, wie reich und glücklich es iſt. Schiller und Göthe ſprechen ſo oft von dem wie und warum, daß ſie das was darüber vergeſſen. Als Gott die Welt erſchuf, da wußte er ſicher nicht ſo deutlich das Wie und Warum, als es Göthe weiß von ſeinen eigenen Werken. Wer göttlichen Geiſtes voll, wer hineingezogen in den Kreis himmliſcher Gedanken, ſich für Gott den Sohn hält — weicht auch die feſte Erde unter ſeinen Schritten — der mag immer geſund ſein, nur verzückt iſt er. Aber für Gott den Vater? Nein. Das iſt Hochmuth in ſeinem Falle, das iſt Blödſinn. Nichts iſt beleidigender für den Leſer, als eine gewiſſe Ruhe der ſchriftſtelleriſchen Darſtellung; denn ſie ſetzt entweder Gleichgültigkeit oder Gewißheit zu geſtalten voraus. So mit dürrem Ernſte von ſich ſelbſt zu reden, ohne Eigenliebe, ohne Wärme, ohne Kindlichkeit. Das ſcheint mir — ich mag das rechte Wort nicht finden. Wie ganz anders Voltaire! Seine Eitelkeit macht uns ihm gewogen. Wir freuen uns, daß ein Mann von ſo hohem Geiſte um unſer Urtheil zittert, uns ſchmeichelt, zu gewinnen ſucht.

Die Liebe hat die Briefpoſt erfunden, der Handel benutzt ſie. Schiller und Göthe benutzen ſie als Bücher; es iſt eine didaktiſche Freundſchaft, ein wechſelſeitiger Unterricht zwiſchen ihnen. Unſere beiden Dichter haben eigentlich ganz verſchiedene Mutterſprachen. Freilich verſteht jeder auch die des Andern, ſoviel man ſie aus Buch

Digitized by Google

und Umgang lernen kann; aber Göthe macht ſich's, wie ein Franzoſe, immer bequem und redet mit Schiller ſeine eigene Sprache, und Schiller, als gefälliger Deutſcher, ſpricht mit dem Ausländer ſeine ausländiſche. Von ihrer Freundſchaft halte ich nicht viel. Sie kommen mir vor wie der Fuchs und der Storch, die ſich bewirthen: der Gaſt geht hungrig vom Tiſche, der Wirth, überſatt, lacht im Stillen. Doch kommt Storch Schiller beſſer dabei weg als Fuchs Göthe. Erſterer kann in Göthes Schüſſel ſich wenigſtens ſeinen ſpitzen idealen Schnabel netzen; Göthe aber, mit ſeiner breiten realiſtiſchen Schnauze, kann gar nichts aus Schillers Flaſche bringen.

Göthe ſchreibt: „ich bin jetzt weder zu Großem noch zu Kleinem nütze und leſe nur indeſſen, um mich im Guten zu erhalten, den Herodot und Thukydides, an denen ich zum erſtenmale eine gänz reine Freude habe, weil ich ſie nur ihrer Form und nicht ihres Inhalts wegen leſe." Bei den Göttern! Das iſt ein Egoiſt, wie nicht noch einer! Göthe ummauert nicht bloß ſich, daß ihn die Welt überlaufe; er zerſtückelt auch die Welt in lauter Ichheiten und ſperrt jede beſonders ein, daß ſie nicht herauskomme, ihn nicht berühre, ehe er es haben will. Hätte er die Welt geſchaffen, er hätte alle Steine in Schubfächer gelegt, ſie gehörig zu ſchematiſiren; hätte allen Thieren nur leere Felle gegeben, daß ſie Liebhaber ausſtopfen; hätte jede Leidenſchaft in einen Rahmen geſperrt, daß es ein Gemälde werde, und jede Blume in einen Topf geſetzt, ſie auf den Tiſch zu ſtellen. Was in der That wäre auch nebuliſtiſcher, als das unleidliche Durcheinanderſchwimmen auf einer Wieſe! Göthes Hofleute bewundern das und nennen es Sachdenklichkeit; ich ſchlichter Bürger bemitleide das und nenne es Schwachdenklichkeit. Alle Empfindungen fürchtet er als wilde muthwillige Beſtien und ſperrt ſie, ihrer Meiſter zu bleiben, in den metriſchen Käfig ein. Er geſteht es ſelbſt in einem Kapitel der Wahrheit aus ſeinem Leben, daß ihn in der Jugend jedes Gefühl gequält habe, bis er ein Gedicht daraus gemacht und ſo es los geworden ſei. Bewahre der gute Gott mich und meine Freunde, daß wir nicht jeden Zug des Herzens als ungeſunde Zugluft ſcheuen!

Digitized by Google

Lieber nicht leben, als ſolch einer hypochondriſch ängſtlichen Seelen-diät gehorchen! Tauſendmal lieber krank ſein!

Göthe diktirte ſeine Briefe auch aus Objektivſucht. Er fürchtet, wenn er ſelbſt ſchriebe, es möchte etwas von ſeinem Subjekte am Objekte hängen bleiben und er fürchtet Sympathie wie ein Geſpenſt. Er lebt nur in den Augen: wo kein Licht iſt ihm der Tod. Das Licht zu ſchützen, umſchattet er es. Was iſt Form? Der Tod der Ewigkeit, die Geſtalt Gottes .... Iſt Göthe glücklich zu nennen? Er iſt ſo arm und ſo allein! Ihm kommt jeder Wunſch erſt nach deſſen Erfüllung, er begehrt nur, was er ſchon beſitzt. Aber die Welt iſt groß und der Menſch iſt klein; er kann nicht Alles faſſen. Nur die Sehnſucht macht reich, nur die Religion, die uns die Welt gebend, uns die Welt giebt, thut genug. Ich möchte nicht Göthe ſein; er glaubt nichts, nicht einmal was er weiß.

Ein Narr im Geſellſchafter, oder in einem andern Blatte dieſer Familie, ließ einmal mit großen Buchſtaben drucken: Göthe hat ſich über die franzöſiſche Revolution ausgeſprochen. Es war ein Trompetenſchall, daß man meinte, ein König würde kommen, und es kam ein Hanswurſt. Und doch war Göthe, gerade wegen ſeiner falſchen Naturphiloſophie der rechte Mann, die Franzöſiſche Revolution gehörig aufzufaſſen und darzuſtellen. Aber er haßte die Freiheit ſo ſehr, daß ihn ſelbſt ſeine geliebte Nothwendigkeit erbittert, ſobald ſie ein freundliches Wort für die Freiheit ſpricht. Er ſchreibt an Schiller: „Ich bin über des Soulavie mémoires historiques et politiques du règne du Louis XVI. gerathen. ... Im Ganzen iſt es der ungeheure Anblick von Bächen und Strömen, die ſich nach Naturnothwendigkeit, von vielen Höhen und vielen Thälern, gegen einander ſtürzen und endlich das Ueberſteigen eines großen Fluſſes und eine Ueberſchwemmung veranlaſſen, in der zu Grunde geht, wer ſie vorher geſehen hat, ſo gut als der ſie nicht ahnte. Man ſieht in dieſer ungeheuren Empirie nichts als Natur und nichts von dem, was wir Philoſophen gern Freiheit nennen möchten.“ Göthe, als Künſtler Nothwendigkeit und keine Freiheit erkennend, zeigt hier eine ganz richtige Anſicht von der franzöſiſchen Revolution, und ohne daß er es will und weiß,

erklärt er ſie nicht bloß, ſondern vertheidigt ſich auch, die er doch ſonſt ſo haßt. Er haßt alles Werden, jede Bewegung, weil das Werdende und das Bewegte ſich zu keinem Kunſtwerke eignet, das er nach ſeiner Weiſe faſſen und bequem genießen kann. Für den wahren Kunſtphiloſophen aber giebt es nicht Werdendes noch Bewegtes, denn das Werdende in jedem Punkte der Zeit, das Bewegte in jedem Punkte des Raumes, den es durchläuft, iſt in dieſem Punkte und der ſchnelle Blick, der ein ſo kurzes Daſein aufzufaſſen vermag, wird es als Kunſtwerk erkennen. Für den wahren Naturphiloſophen giebt es keine Geſchichte und keine Gährung; Alles iſt geſchehen, Alles feſt, Alles erſchaffen. Aber Göthe hat den Schwindel wie ein Anderer auch, nur weiß er es nicht, daß das Drehen und Schwanken in der Vorſtellung liegt und nicht in dem Vorgeſtellten.

VI.

Frankfurt den 5. Mai.

Das Lumpengeſindel von Zeitungsſchreibern hat ſich durch unaufhörliches Sprechen von hohen, höchſten und allerhöchſten Perſonen ſo verwöhnt, daß ſie das Wort hoch ohne Unterſcheidung auch bei jeder andern Dimenſion anwenden. Es gibt für ſich keine Flächengröße, keine kubiſche, ſie kennen nur eine vertikale. Sie reden von hoher ſtatt von großer Wichtigkeit, ſie ſagen hoch wichtig ſtatt ſehr wichtig. Sie ſagen von einer Burg, ſie ſei tief romantiſch gelegen. O, das iſt hoch dumm! Sie ſagen auch tief blau ſtatt dunkel blau. Ich glaube Fouqué hat das erfunden. Gut für Fouqué: das iſt ſeine Feudomanie. Die Lebensherrlichkeit des Hellblau über Dunkelblau wird freilich hochſinnig dadurch bezeichnet. Aber was geht das die andern bürgerlichen Schriftſteller an? Warum ahmen ſie ihm nach?

Der Berliner Correſpondent der Allgemeinen Zeitung — lieſt

Digitized by Google

man ſeine Berichte, iſt es gerade als wollte man in's Waſſer beißen: es ſind zarte mèringues à la crême, die man mehr trinkt als ißt — ſagte neulich einmal: man ſpricht in den höhern Cirkeln von einem höchſten Reiſeprojekt nach dem Norden. Das will ich alter Primaner ins Franzöſiſche überſetzen. Meidinger hilf!

Hoch, haut. — Höher, plus haut. — Der Höchſte, le plus haut. — In höhern Cirkeln, dans les plus hauts cercles. Ich fürchte aber ſehr, das iſt falſch! So viel ich mich aus den Zeiten Robespierres erinnere, wird, um im Franzöſiſchen den Superlativ zu bilden, der Artikel vor den Comparativ geſetzt: dans les plus hauts cercles hieße alſo nicht in dem höhern, ſondern in den höchſten Cirkeln. Wie bringe ich aber das höher heraus? Ich weiß nicht. Zwar könnte ich mir helfen, wenn ich ſtatt hauts cercles, cercles élevés ſagte; das würde mir aber ſchöne Händel zuziehen. Denn wenn man meine franzöſiſche Ueberſetzung wieder zurückberſetzte ins Deutſche — und es giebt oberflächliche Menſchen genug, welche niemals die Quellen ſtudiren — würde cercles éléves heißen: erhabene Cirkel. Bewahre mich Gott; das hieße ja ſo viel als Cirkel von fürſtlichen Perſonen! Es iſt eine kitzliche Sache. Still! ich bin dabei, ich ſage: cercles qui sont plus que hauts. Bravo! ... Spaßhaft bleibt es, daß hier im Deutſchen der Comparativ höher, weniger ausdrückt als der Poſitiv hoch; denn wenn der Berliner Allgemeine, ſtatt in höhern Cirkeln, in hohen Cirkeln geſchrieben hätte, ſo würde das bedeuten: ein Cirkel von wenigſtens Miniſtern.

Nun weiter. Ein hohes Reiſeprojekt — un haut projet de voyage. Ein höchſtes Reiſeprojekt = un plus haut projet de voyage. Das hieße aber ein höheres Reiſeprojekt. Wie mache ich den Superlativ? Halt ſo geht's. Ich ſage: un projet de voyage l'un des plus hauts. Alſo im Ganzen: *On parle dans les cercles qui sont plus que hauts d'un projet de voyage l'un des plus hauts au Nord.*

Es iſt mir ſauer geworden, ich habe aber auch ein feines Stück Arbeit zu Stande gebracht. Wenn man ſich auch im Himmel zankt, was ich ſehr vermuthe, werden ſich die Manen meiner beiden Lehrer

der franzöſiſchen Sprache um den Ruhm ihres irdiſchen Schülers ſtreiten. Der eine war ein hochbejahrter deutſcher Jude, Namens Wolf, den man, weil er in ſeiner Jugend einige Jahre Bambusröhre auf dem Pont=neuf verkaufte, Wolf Pariſer nannte. Bald vierzig Jahre ſind darüber hingegangen, und noch erinnere ich mich wie von geſtern, welche Mühe ſich der alte Pariſer gegeben, mir die richtige Ausſprache des *ille* in *canaille, bataille, oreille* beizubringen. Endlich gelang es ihm. Ich ſprach *oreille* ganz genau aus wie er ſelbſt, nämlich o r e h g e l j e. Viele, viele Jahre ſagte ich nicht anders als o r e h g e l j e. Da ging ich einmal im Bade Ems drei Tage mit einem Diplomaten um, der ſelbſt oreille vom Kopfe bis zu den Füßen, mir die ächte Ausſprache dieſes intriguanten Wortes beibrachte. Nur drei Tage dauerte unſere Freundſchaft, die reiche Ernte aber entſchädigte mich für den kurzen Sommer. Ich trug damals, wie ich es noch trage, ein ſchwarzes grünbeſäumtes und mit einem goldenen Schnällchen geziertes Band, das um Hals und Bruſt hängend, die Uhr in der Weſtentaſche feſthielt. War es Zufall, kränkliche Eitelkeit, oder geſunde Badepolitik, — das Band mit dem Schnällchen hatte einen ſolchen Wurf und Hang, daß wenn der Rock das halbe Geheimniß verhüllte, es einem Ordensbande glich. Der Diplomat merkte es, ſuchte meine Bekanntſchaft mit großem Eifer, und machte ſie mit vielem Vergnügen. Drei Tage waren wir unzertrennlich und liebten uns ordensbrüderlich. Aber am dritten Tage knöpfte ich meinen Rock auf und zog die Uhr hervor, um zu ſehen, ob die Stunde ſei an den Brunnen zu gehen. Da entdeckte der Diplomat, daß mein Ordensband nichts anderes ſei als ein ſeidener Galgenſtrick, woran meine goldene Zeit zappelte. Er verließ mich auf der Stelle, ſprach, ſah, hörte mich nicht mehr; doch, um nicht gar zu grob zu ſein, wich er mir ſo viel als möglich aus. Der Diplomat war ein Graf, dick und, ich kann es nicht läugnen, er hatte nicht blos Leibeigene, ſondern auch ſchöne Kenntniſſe. Seine Dicke, die ihm das Gehen ſauer machte, gab mir Gelegenheit, mich an ihm zu rächen. Jeden Mittag nach dem Eſſen, wenn ſich die Kurgäſte zum Kaffee im Garten verſammelten, ſetzte ich mich an den Tiſch, der unter einer ſchattigen Linde, und auf welchem das Windlicht

Digitized by Google

ſtand, das zum Anbrennen der Pfeifen beſtimmt war. Sobald nun der Graf in den Garten trat, gegen deſſen Eingang ich mit dem Rücken gekehrt ſaß, nahm er eine Cigarre zwiſchen Daumen und Zeigefinger und watſchelte dem Leuchtertiſche zu. Kaum aber erkannte er mich, kehrte er wieder um und machte, um Feuer in der Küche zu ſuchen, einen Weg von dreißig ſchattenloſen Schritten. Vierzehn Tage lang mußte er wegen der optiſchen Täuſchung mit dem Ubrbande ſchwer büßen. Ich lachte weniger als er ſchwitzte, denn wahrhaftig er dauerte mich.

Mein zweiter franzöſiſcher Sprachlehrer hieß Marx und war ein emigrirter Geiſtlicher. Er bekümmerte ſich wenig darum, wie ich canaille ausſprach; aber Voltaire, Voltaire — dieſes Wort konnte ich richtig ſprechen lernen; denn es füllte faſt die ganze Lehrſtunde aus Jeden Fluch, jede Schande, jedes Verbrechen häufte er auf dieſen Mann, und der gute alte Mann vergaß ganz in ſeinem Zorn, daß er mit einem achtjährigen Knaben ſprach, der damals von Voltaire noch gar nichts und von der franzöſiſchen Revolution nicht mehr wußte, als noch heute mancher graue Staatsmann weiß. Ich hatte von alten Kinderfrauen viel vom Kopfabhacken ſprechen hören und Revolution und Kopfabhacken war mir gleichbedeutend. Ich machte mir eine Guillotine aus Kartenblättern und köpfte als ein blutjunger Samſon manche ariſtokratiſche Fliege, die des Zuckernaſchens verdächtig war. Guter Marx, wie wirſt du erſtaunt und erſchrocken ſein, als du auch Voltaire im Paradieſe fandeſt! Mit welcher Geberde des Unmuths wirſt du gefragt haben: Wo iſt denn die Hölle? ... Da nahte ſich ein Engel des Lichts dem Throne Gottes und flehte: er iſt ſoeben erſt angekommen.

Wieder zu Ihnen, mein zarter Berliner. Wenn Sie mir gütigſt erlauben wollten, Sie einmal wacker durchzuprügeln, das würde mich ungemein erheitern. Hätten Sie mir nicht alle dieſe ſaure Mühe, all' dieſes naſeweiſe Geſchwätz erſparen können, wenn ſie ſtatt von einem höchſten Reiſeprojekte nach dem Norden zu reden, geſagt hätten: man ſpricht davon, der Kronprinz werde nach Petersburg reiſen? Glauben Sie denn, wir wüßten ſolche Zeitungeräthſel nicht zu löſen. O, wir Bürgerlichen

haben auch Verſtand! Erſt kürzlich las ich im „Ausland" — eigentlich ſollte es das Inland heißen, denn das Ausland iſt das Inland der Deutſchen, nur dort haben ſie Bürgerrechte, in ihrem Vaterlande aber müſſen ſie ſich, wie es Fremden gebührt, beſcheiden nach den Geſetzen des Landes richten, müſſen ſehen, hören und ſchweigen — ich las: „von dem Tode des Kaiſers P. von R." Was helfen aber die Punkte? Es dauerte keine acht Tage und ich hatte es herausgebracht, daß von dem Tode des Kaiſers Paul von Rußland die Rede ſei. In dem nämlichen Zeitungsberichte, o Allgemeiner! worin Sie von höhern Cirkeln und dem höchſten Reiſeprojekte ſprechen, erzählen Sie auch: das berliner Publikum beſchäftige ſich viel mit den religiös-myſtiſchen Umtrieben in Halle. Hier ſagen Sie Publikum, denn Sie halten die Theologie für eine pöbelhafte Angelegenheit, die dem Publikum gehöre, ein höchſtes Reiſeprojekt aber, meinen Sie, ſei ein großes Eleuſiniſches Geheimniß, das nur in den höhern Cirkeln des Adels beſprochen werden dürfe.

Ich bin nur froh, daß nicht der König ſelbſt nach Petersburg zu reiſen gedenkt; denn alsdann hätten Sie von einem allerhöchſten Reiſeprojekt geſprochen, und damit hätte weder Meidinger noch Mozin, noch der Teufel ſelbſt fertig werden können. Als die franzöſiſche Sprache erfunden worden, da lebten die Franzoſen noch im rohen Zuſtande der Natur, ſie waren Wilden und Thieren ähnlicher als Menſchen. Damals gab es noch nichts in der Welt, was allerhöchſt geweſen, nicht einmal Gott war es, denn — ſagen die Druiden — Gott iſt der Höchſte; höher als das Höchſte aber iſt eine Unmöglichkeit. Nun iſt zwar ſeitdem auch in Frankreich Gott herabgeſunken und der Menſch geſtiegen, und der Thronhimmel wurde höher hinaufgeſchraubt als Gottes Himmel. Aber die allzufertigen Franzoſen haben ihre Sprache zu ſchnell unter Dach gebracht, und jetzt haben die Unbeſonnenen kein Wort für Allerhöchſt Wir Deutſche ſind vorſichtiger geweſen. Wir ließen, um zu keiner Zeit bei unſerm Hoch- und Höher Bau gehindert zu ſein, lieber in unſere Sprache hineinregnen und ſchneien, ehe wir ſie bedeckten, und ſo blieben wir auf alle Ereigniſſe gefaßt. Sollte einmal ein König der

Könige ſich erheben, ein zweiter Napoleon, aber ein Legitimer, für den Allerhöchſt zu wenig wäre, und dem wir Komplimenten-Prieſter ein Aller-Allerhöchſt verehren möchten — das würde uns nicht in die geringſte Verlegenheit ſetzen; wir wären mit unſerer Deklination des Aller-Allerhöchſten gleich bei der Hand.

Aller-Allerhöchſtdieſelben.

Singularis.

vacat.

Pluralis.

Nom.	Aller-Allerhöchſtdieſelben.
Gen.	Aller-Allerhöchſtderſelben.
Dat.	Aller-Allerhöchſtdenſelben.
Acc.	Aller-Allerhöchſtdieſelben.
Voc.	O Aller-Allerhöchſtdieſelben!
Abl.	Aller-Allerhöchſtdenſelben.

VII.

Soden den 6. Mai.

Worte! — Und nur Worte? Gibt es denn etwas, das furchtbarer, das kriegeriſcher wäre, als Worte? Die höchſten Wälle hat man erſtürmt, die ſtärkſten Mauern hat man umgeworfen, aber was ſich hinter dem Worte verſchanzt, das iſt ſicher und verhöhnt euer ohnmächtiges Toben: nur das alles zerwitternde Jahrtauſend zerſtört dieſe Veſte. Das Wort iſt der Zauberharniſch, mit dem bedeckt der Feige dem Tapfern trotzt; nie treffet ihr das Herz, ehe ihr nicht die eiſerne Bruſt zerſchlagen.

Digitized by Google

Geſtern die Theorie, heute die Praxis. O! Diesmal werden mir auch die Philiſter Recht geben; denn wenn der Deutſche hungert, hat er Muth und ſpricht wie er es denkt.

Der Wagen ſtand vor der Thür, um gepackt zu werden, und zum Tiſche war nichts vorbereitet. Ich rechnete darauf, bei einer Freundin zu eſſen, die in meiner Nachbarſchaft wohnt. Ich ſchickte meinen Bedienten hinüber und ließ mich melden; aber er brachte mir die Antwort zurück; Madame bedauere unendlich, nicht das Vergnügen haben zu können, ihr Mann ſei verreiſt. Zu jeder andern Zeit wäre mir dieſe Scheu, mit mir allein zu ſein, ſchmeichelhaft geweſen; aber ich hatte Hunger, brummte, zermalmte einen trocknen Zwieback und fuhr fort.

Den Abend kam eine gemeinſchaftliche Freundin heraus, die mir mein Faſten erklärte. Mein ſehr höflicher Bedienter hatte der Dame die ſchönſten Komplimente von ſeinem Herrn gebracht und ihr ausgerichtet: „ſ i e (mit dem kleinen ſ) möchten bei I h n e n (mit dem großen I) zu Mittage eſſen.“ Die Dame aber hatte gehört: „Sie (mit dem großen S) möchten bei i h n e n (mit dem kleinem i) eſſen, und da ihr Mann abweſend war, konnte ſie natürlich die Einladung nicht annehmen.

O Ihr, Ihr! wenn ich nicht zornig wäre, wie wollte ich grob ſein — das kömmt dabei heraus, daß Ihr Hochdiener und Plusmacher, mit Eurer verdammten Kriecherei und Unterthänigkeit aus einem Menſchen, der oft nicht einmal ein ganzer iſt, viele macht!

— Als ich hier angekommen, ſuchte ich gleich hinter den Häuſern den blühenden Frühling; aber ich fand ihn nicht mehr. Es iſt ein Wettlauf zwiſchen Blumen und Mädchen: wer iſt ſchneller? Als Knabe ſah ich Stunden lang nach dem Himmel, einen Stern fallen zu ſehen. Ich athmete — der Stern w a r gefallen; fallen ſah ich ihn nie.

Digitized by Google

VIII.

Soden den 9. Mai.

Ich bin erſt drei Tage hier, und ſchon iſt mir die Zeit über den Kopf gewachſen. Lang, lang, lang! Ich war der erſte und bin noch der einzige Brunnengaſt; ich bin der Kurfürſt von Soden. In einigen Wochen nennt man mich den Neſtor unter den Kurgäſten. Doch was wird mir das nützen bei den künftigen Damen, flöſſe mir auch die Weisheit ſüß wie Honig von den Lippen? Man kann, gleich Mohamed, noch im vierzigſten Jahre ein Held werden und Länder erobern; aber nach der Anſicht aller weiblichen Hiſtoriker endet das heroiſche Zeitalter der Männer mit dem dreißigſten Jahre. Schlimm! Ich werde ein geiſtlicher Kurfürſt bleiben.

Aus meinem Fenſter überſehe ich den Hof, und zwar genauer und beſſer als andere Fürſten den ihrigen, und ich erfahre Alles was darin vorgeht, ganz der Wahrheit gemäß. Er hat einen großen Vorzug vor dem alten Hofe von Verſailles: dieſer hatte nur ein Oeil de boeuf, meiner aber hat viele. Er beſteht übrigens, wie gewöhnlich, aus wenigen Menſchen und zahlreichem Vieh. Unſer Hofleben iſt keineswegs ohne Abwechſelung; außer dem Alltäglichen geſchieht auch täglich etwas Neues. Ich paſſe ſehr auf und werde gleich St. Simon Memoiren ſchreiben.

Geſtern in der Nacht war der Hof ſehr unruhig. Das große Thor wurde auf- und zugeſchloſſen, es wurde geſchrieen und geflüſtert und viele Menſchen gingen mit Lichtern hin und her. Ich konnte erſt ſpät einſchlafen. Heute Morgen erfuhr der Hof und zwei Stunden nachher das Dorf die höchſt erfreuliche Nachricht, daß kurz vor Mitternacht die Kuh glücklich gekalbt habe. Die hohe Kalbbetterin befindet ſich ſo wohl, als es unter ſolchen Umſtänden möglich iſt. Es iſt keine Schmeichelei, wenn ich ſie die hohe nenne. Sie iſt eine Schweizerkuh und ſo hoch und ſtattlich als mir je eine vorgekommen; ſie iſt die Königin des Stalles. Ich wurde ihr geſtern nach dem

Diner von der Viehmagd präſentirt. Ich begnügte mich, ſie zu bewundern, ſprach aber nicht mit ihr, da ſie nicht mit mir zu reden anfing. Mir fiel zur rechter Zeit ein, was vor zwanzig Jahren an einem Hofe, der ſpäter im Brande von Moskau zerſtört worden iſt, einem ehrlichen Deutſchen von meinen Bekannten begegnet iſt. Er wurde der Königin präſentirt, machte die üblichen drei Bücklinge, und begann ſeine wohleinſtudirte Rede mit ſanfter Stimme herzuſagen. Da trat der Ceremonienmeiſter hervor, fiel ihm in das Wort und ſagte zurechtweiſend: on ne parle pas à la reine! Daran dachte ich im Stalle.—

Heute früh fand ein Zweikampf zwiſchen einer Hofgans und einer aus dem Dorfe ſtatt, die, obzwar nicht hoffähig, ſich eingedrungen hatte. Die Hofgans packte die zudringliche am Flügel, dieſe machte es eben ſo mit ihrer Gegnerin, ſo daß die beiden zuſammen ein Oval bildeten. Sie drehten ſich einander feſthaltend im Kreiſe herum und walzten auf dieſe Weiſe, Bruſt an Bruſt gelehnt, Haß athmend mit einander. Der Staub wurde aufgewühlt, die Federn ſtoben. Der Kampf dauerte über eine Viertelſtunde lang. Endlich mußte die eitle Bauergans, tüchtig gerupft, mit Schmach bedeckt und von Spott verfolgt die Flucht ergreifen. Die übrigen Hofgänſe hatten natürlich die Partei ihrer Standesgenoſſin genommen. Es war ein Geſchnatter, ein Gepfeife und ein Flügelſchlagen, daß es gar nicht zu beſchreiben iſt. Beſonders zeichnete ſich eine alte Gans mit gelbem Halſe durch ihre Heftigkeit und Bosheit aus; ſie ſchnaufte vor Wuth und kam dem Erſticken nahe. Sie ſchnatterte dabei mit ſolchen ausdrucksvollen Geberden, daß ich, ob mir zwar die Gänſeſprache fremd iſt, jedes ihrer Worte verſtehen konnte. Sie ſagte:— verſteht ſich auf franzöſiſch, denn eine Hofgans wird ſich wohl hüten anders als franzöſiſch zu ſchnattern — "Ces petites Villageoises effrontées avec leur petite mine de grande écus, se glissent partout. Bientôt nous autres gentiloises n'aurons guères de privilèges ici, et la haute basse-cour sera aussi sale qu'une borne de rue. Voilà les beaux fruits de la moderne philosophie! Voilà les funestes effets du libéralisme caressé par des pieds royaux! Notre gracieux maitre le taureau a toujours éte sourd aux sages

remontrances de ses vieilles et fidèles servantes. Il est cosmopolite et philosophe et court après les jeunes idées. Il périra et entrainera dans sa chûte, le trône, l'autel et la vieille volaille! —" Eine junge Gans, die hinter der alten ſtand, als dieſe ſich ſo ereiferte, machte einen ſpöttiſchen Schnabel und kicherte verſtohlen. Weil ſie jung war, fürchtete ſie jeunes idées nicht und ſie war darum weniger ariſtokratiſch.

Was man ſich ſeit einigen Tagen zugeflüſtert, iſt endlich laut und kund geworden. Der Hofhund iſt in Ungnade gefallen, und hat ſeine Stelle verloren. Seine Knochen bezieht er als Penſion fort und kann ſie verzehren, wo er will. Man begreiſt nicht, was er in ſeinem Amte verſchuldet haben kann. Er hat nichts zu thun, als ſo oft Einer kam und ging zu bellen, und jeden Ein- und Austretenden einige Schritte zu begleiten. Er war gleichſam ein Ober-Ceremonienmeiſter. Einige behaupten, er habe ein Hühnchen gebiſſen; Andere ſagen, er ſei der Lieblingsgans der Wirthstochter auf verbotenen Wegen begegnet und habe nicht zu ſchweigen gewußt. Mehrere ſind der Meinung, er habe mit dem Reitpferde des Herrn einen Streit gehabt, und ſei durch deſſen Einfluß geſtürzt worden. Wieder Andere wollen wiſſen, er habe treuloſer Weiſe einem fremden Hofe alles zugeſchleppt, was er in dem ſeinigen erwiſchen konnte. Wohlwollende ſagen dagegen, an dem Allen ſein kein wahres Wort; ſondern der neue Wirth habe ſeinem Lieblingshunde die Stelle des Hofhundes geben wollen, und darum habe der alte Platz machen müſſen. —

Ein liberales Rind hat mit ſeinem Kopfe ein Loch in die Mauer geſtoßen, ſo groß, daß es Stirn und Schnauze hindurch ſtecken kann. Jetzt brummt es den ganzen Tag in den Hof hinaus und genießt unbeſchränkte Brummfreiheit. Der Wirth, als ein kluger Mann, hat es wohl berechnet, daß dem liberalen Ochſen der Verſtand nicht hinreicht, ſich auch mit Leib und Füßen aus dem Stalle zu befreien, läßt darum das Loch unbeſorgt offen und bekümmert ſich gar nicht um das Brummen. —

Den ganzen Tag, von Morgen bis Abend, ſpaziert die Truthenne im Hofe herum und wirft, ungemein kokett, den Hals herüber und hinüber. Zwei Truthähne folgten ihr beſtändig und vor Eiferſucht

und Aerger bläben ſie ſich auf und werden blau im Geſichte. Sie ſind ſo argwöhniſch, daß keiner den Andern nur einen Hühnerſchritt vorausgehen und der Gebieterin näher kommen läßt. Dieſe ſieht ſich nie nach ihnen um und, als wollte ſie ihre Liebe und Geduld auf die Probe ſtellen, geht nie gerade, ſondern bewegt ſich in den launenhafteſten Quadrillen-Figuren. Aber die Anbeter treten unermüdlich in ihre Spur. Wie unmännlich, albern und verächtlich mir das Betragen dieſer Truthähne vorkommt, das kann ich gar nicht beſchreiben.

— Ach! Ach! Die Zeit wird mir ſchrecklich lang. Wie einſam iſt der Menſch unter Vieh! Doch wollte ich gern allen menſchlichen Umgang entbehren, wäre nur wenigſtens Adel hier.

Was iſt ein Badeort ohne Adel?
Was der Zwirn iſt ohne Nadel,
Was die Nähnadel ohne Zwirn,
Was ein Kopf iſt ohne Gehirn,
Was die Kartoffeln ohne Salz,
Was Baden iſt ohne die Pfalz.

IX.

Soden den 16. Mai.

Im September 1819, an einem trüben deutſchen Bundestage, erwachte ich zu Frankfurt am Main mit dem Katzenjammer. Ich hatte mich mit guten Kameraden in ſchlechter Hoffnung berauſcht, hatte zu viel getrunken von der verdammt geſchwefelten Freiheit und mußte das alles wieder von mir geben. Wer den Katzenjammer nicht kennt, der kennt die Macht der ſtrafenden Götter nicht: es iſt die Reue des Magens. Mir war jämmerlich zu Muthe. Da beſchloß ich dieſe Jammerſtätte zu verlaſſen und nach Frankreich

Digitized by Google

zu gehen, wo klügere und muthigere Bürger ihre Rechte beſſer kennen und vertheidigen als wir, wo ſchelmiſche Wirthe ihnen den blutrothen Wein nicht unbemerkt, nicht ungeſtraft verderben können.

Zu jener Zeit gab ich ein Journal heraus. Es wurde in Offenbach gedruckt, wo die herrlichen Pfeffernüſſe gemacht werden. Das Blatt war gut, ſo lange es frei war, und es mundete den Leſern. Da ſetzte man es unter Cenſur und ich gab es auf. Wenn Regierungen Furcht bekommen, ſind ſie furchtbar; ſie werden übermüthig aus Mangel an Muth.

In einem der letzten Blätter meines Journals ſtand ein Aufſatz, der mir aus dem nördlichen Deutſchland zugeſchickt worden. Ich erinnere mich nicht genau mehr ſeines Inhalts und beſitze das Blatt nicht mehr; ich erinnere mich nur noch, daß er mit Geiſt geſchrieben war und von den Mitteln ſprach, die man anwenden könne und ſolle, den Fürſten, trotz den umlagernden Höflingen und Miniſtern, die Wahrheit und die Noth und die Wünſche des Volks zuzuführen. Mein Verleger erzählte mir, ein Bundes-Geſandter habe ſich von dem bezeichneten Aufſätze mehrere Exemplare holen laſſen. Das kümmert mich wenig; ich rief blos, als hätte ich den Herren nießen hören: zur Geſundheit!

Als ich auf die Polizei kam und einen Paß nach Paris verlangte, beſtellte man mich auf den andern Tag. Als ich den andern Tag wieder kam, beſtellte man mich auf morgen. Das dritte Mal wurde ich unter irgend einem Vorwande wieder abgewieſen. Ich ſetzte das mit dem Blatte in Verbindung, welches diplomatiſche Wißbegierde unter ihr Mikroſcop gelegt hatte, und ich ward beſorgt. Ich bedachte, daß unſere gute Frankfurter Polizei ſich nicht eher um Politik bekümmert, als bis es ihr ein Miniſter oder Miniſterchen befiehlt; daß ſie dann aber nicht den Eulenſpiegel nachahmt, der als ein guter Chriſt nicht mehr thut als ihm befohlen iſt: ſondern daß ſie aus Furcht zu wenig zu thun, mehr thut als ihr befohlen worden. Auf die neun und dreißig Köpfe des deutſchen Cerberus blickt ſie mit unbeſchreiblichem Grauen. Von der heilſamen Angſt, welche eine gute Polizei den Spitzbuben einflößen ſoll, von dieſer Spitzbubenangſt hat die Frankfurter Polizei, als ihrem Kriegsmaterial, einen großen Vor-

Digitized by Google

rath. Ja von der Furcht für Oeſterreich allein beſitzt ſie ein ganzes Zeughaus voll. Sobald dieſes beſiehlt, vergeht ihr alles Hören und Sehen; ſie wirft ſich auf den Bauch, ruft Allah! Allah! gelobt ſei Gott und Mohamed ſein Prophet! — und gehorcht.

Ich beſchloß daher ohne Paß und ſo leiſe als möglich mich aus meiner guten freien Vaterſtadt zu ſchleichen, und ich that es. Der Paß wurde mir ſpäter nachgeſchickt; doch habe ich nie erfahren können, aus welchem Grunde er mir einige Tage lang vorenthalten worden. Ich glaube zwar nicht, daß dieſe Zögerung ein diplomatiſches Belieben zur Urſache hatte; doch iſt meine damalige Aengſtlichkeit noch heute in meinen Augen gerechtfertigt und ich würde im gleichen Falle auf gleiche Weiſe handeln. Vor der Revolution ſagte ein kluger Franzoſe: „wenn man mich beſchuldigte, die große Glocke von Notre-Dame geſtohlen und ſie an meine Uhrkette gehängt zu haben, ich würde vorläufig die Flucht ergreifen.“ So ſchlecht war damals die Criminaljuſtiz in Frankreich. Nun mit dem Stehlen, Rauben und Morden iſt es in Deutſchland ſo gefährlich nicht und ich würde, wenn man mich eines ſolchen Verbrechens beſchuldigte, ruhig die Unterſuchung abwarten. Nicht aber ſo bei politiſchen Vergehen. Käme morgen zum Frühſtücke ein Freund zu mir und warnte mich: ich wäre in Verdacht gerathen, auf der Frankfurter Börſe dreihundert der tapferſten Juden angeworben zu haben, um an deren Spitze am nächſten Ultimo nach Mannheim zu ziehen, die Rheinpfalz zu erobern, eine Republik daraus zu bilden und ſo den monarchiſchen Streitigkeiten zwiſchen Baiern und Baden ein Ende zu machen — ich würde mir nicht die Zeit nehmen, meine Stiefel anzuziehen, ſondern in Pantoffeln davon laufen. Ich möchte nicht ſagen, daß die deutſchen Juſtiz- und Verwaltungbehörden minder einſichtsvoll und gerecht wären, als die engliſchen und franzöſiſchen, aber ſobald es ſich um ſogenannten Hochverrath handelt, verlieren ſie die Beſinnung, ſie wiſſen nicht was ſie ſehen, was ſie hören, noch was ſie thun; ſie haben dann ihren Gott im Auge und ſind unmenſchlich. Sie beherrſcht eine falſche oder eine überſpannte Vorſtellung von der Göttlichkeit und doch zugleich wieder von der Sterblichkeit, von der Unverletzlichkeit und zugleich wieder von der Verletzlichkeit einer Regie-

rung. Ein politiſches Vergehen iſt ihnen auch eine Ketzerei und die Glaubenswuth trübt dann ihre Vernunft. Ja, je ehrlicher die Richter, je mehr ſie gewohnt ſind, ihre Pflicht ſtreng zu erfüllen, um ſo gefährlicher werden ſie dem Unſchuldigen wie dem Schuldigen. Ich erinnere mich, daß ich vor mehreren Jahren mich gegen einen Diplomaten tadelnd ausgeſprochen, über die Art, wie die Preußiſche Regierung in der Angelegenheit der demagogiſchen Umtriebe verfahren und wie mancher Unſchuldige, unſchuldig ſelbſt in dem engen Sinne, wie es die Regierung nahm, durch eine hinſchleppende Unterſuchung und lange Gefangenſchaft ſo geängſtigt und gequält worden, daß dieſes ganz einer richterlichen Strafe gleich kam. Der Diplomat antwortete mir mit bewunderungswürdiger Naivetät; ja, das wären unglückliche Zufälle, die nicht anders anzuſehen, als wenn Ziegeln vom Dache fielen und die Vorübergehenden verwundeten. Aber zum Teufel auch! Eine Regierung ſoll kein Dach ſein und wenn ja ein Dach, eines uns zu ſchirmen, nicht uns zu verderben. Und ſie ſoll ihre Ziegeln feſt machen, daß nicht jeder Windſtoß einer Begebenheit, daß nicht der Sturm jeder Leidenſchaft ſie herabſchleudere auf die unten gehenden Bürger. Es iſt doch gar zu traurig, wenn man ohne Kopfweh nicht vor einer Regierung vorbei gehen kann!

An einem heitern Oktober-Tage ging ich über die Sachſenhäuſer Brücke, um durch Straßburg nach Paris zu reiſen. Der Kriegsrath Reichard giebt es in zwei Sprachen deutlich zu verſtehen, einem jungen Menſchen, der mit Nutzen reiſen wolle, wären folgende Kenntniſſe und Uebungen ganz unentbehrlich. Nämlich: 1) Naturgeſchichte; 2) Mathematik; 3) Mechanik; 4) Geographie; 5) Landwirthſchaft; 6) Sprachen; 7) Zeichnen; 8) leſerlich und ſchnell Schreiben; 9) Schwimmen; 10) einige mediciniſche Kenntniſſe; 11) ſchönſte Künſte, beſonders Blas-Inſtrumente, die man auseinanderlegen und ſehr bequem in die Rocktaſche ſtecken kann. Außerdem müſſe ein reiſender Jüngling mehrere ſpirituöſe Dinge mit ſich führen, als: 1) eine Flaſche Vierräuber-Eſſig; 2) eine Flaſche franzöſiſchen Branntwein; 3) eine Flaſche Schußwaſſer oder peruaniſchen Balſam; 4) ein Fläſchchen Ammoniak-Salz gegen Ohnmachten; 5) ein Fläſchchen Hofmann'ſche Tropfen. Von allen die-

Digitized by Google

ſen Kenntniſſen beſaß ich wenig, von den mediziniſchen und chirurgiſchen Flüſſigkeiten gar nichts; ſondern ich führte blos ein zweites Hemd bei mir, ſchon genannten Kriegsrath und eine kleine nette Ausgabe von den Dynaſtieen des franzöſiſchen Kaiſerreichs: Napoleon I., Napoleon II., Napoleon III. bis Napoleon L. Als einſt Napoleon I. in Danzig, nachdem er den Tag über mit den Deutſchen geſpielt hatte, Abends mit ſeinen Generalen ſpielte, faßte er eine Hand voll Gold und fragte: n'est ce pas, Rapp, les Allemands aiment beaucoup ces petits Napoleons? — Qui, Sire, plus que le grand, antwortete Rapp. Das hat der Kaiſer einige Jahre ſpäter auch erfahren. Die Deutſchen haben den großen Napoleon auf die Erde geworfen und haben die kleinen Napoleons, ob ſie zwar der große alle geſchlagen hat, behalten.... Dieſen Doppelt-Gedanken hatte ich vor dem deutſchen Hauſe.

Bis zur Sachſenhäuſer Warte ſah ich oft nach Frankfurt zurück; ich fürchtete immer, der Polizei-Actuar Graphelius und der lange Gatzenmayer würden mich verfolgen. In meiner Angſt betrübte es mich beſonders, daß ich aus der ganzen Reiſe-Apotheke nicht wenigſtens das Ammoniak-Salz gegen Uebligkeiten mit mir führte. Doch nichts kam hinter mir als eine kleine Kutſche, worin ein vergnügter Lotterie-Collecteur ſaß, bei dem das große Loos herausgekommen war, oder der es ſelbſt gewonnen hatte, und der mit ſeiner Gattin eine Luſtreiſe machte. Auf meine Bitte waren ſie ſo artig, mich in den Wagen zu nehmen, oder eigentlich auf den Bock, weil der Wagen für drei Perſonen zu eng war. Als ich die Frankfurter Grenze zurückgelegt hatte, ward ich ſehr heiter. Daß Deutſchland, welches doch im Grunde ein ungetheiltes Ganze ausmacht, nur immer in Brüchen gezählt wird und daß man, ſtatt zu ſagen, Oeſterreich, ſagt der deutſche Bund, nämlich $\frac{39}{39}$ — das hat mich zwar immer nicht weniger geärgert, als es den Armen-Advokat Siebenkäs verdroß, wenn ſeine Frau ſagte: es hat vier Viertel auf vier geſchlagen. Doch fiel mir in Langen bei, daß dieſe Verbal-Zerſtückelung des Landes auch für kleine Spitzbuben nützlich ſei; denn da eine Behörde oft ſchon für eine zweite Meile Requiſitorialien

braucht, ſo kann, bis dieſe concipirt und mundirt ſind, ein Spitzbube ſchon einen guten Vorſprung gewinnen. Es kamen uns mehrere Boten entgegen, die im raſchen Vorübergehen dem Collecteur die in der Darmſtädter Lotterie herausgekommenen Gewinnſte zuriefen. Fortuna auf der Chauſſee kam mir wunderlich vor; aber der Collecteur ſchien zufrieden. Als wir uns Darmſtadt nahten, bat ich dringend, mich, bis wir die Stadt hinter uns hätten, in den Wagen zu nehmen. Dies ward mir zugeſtanden. Ich für meine Perſon bin zwar ziemlich hager; aber der dicke Paſſagier in meiner Rocktaſche incommodirte die ſchöne Collectrice ganz ungemein. Die guten Leute dachten gewiß, ich hätte Ehrgefühl und ich ſchämte mich, in einer Großherzoglichen Reſidenz mich auf einem Bocke zu zeigen. Das hatte aber einen ganz andern Grund. Ich wollte mich nämlich vor einem Geſandten verbergen, an deſſen Wohnung wir vorüberfahren mußten, und der, wie mir ahnete, meine geheime Geſinnung noch einmal dechiffriren würde. Auch iſt dieſe Ahnung einige Monate ſpäter eingetroffen, wie ich es in der Folge meinem neugierigen Tagebuche erzählen werde. Zwar iſt die Geſchichte alt und mein Gedächtniß ſchwach; doch in unſern Tagen braucht man kein Gedächtniß, um dumme Gewaltthätigkeit nicht zu vergeſſen.

In Mannheim, wo ich meinen Paß fand, ſetzte ich mich in den Poſtwagen und fuhr nach Straßburg. Wie wohl war mir, als ich die franzöſiſche Grenze erreicht hatte! Ich fühlte mich frei. In dieſem Lande, dachte ich, wird wohl ein ehrlicher Mann auch gehudelt; iſt er aber nicht dumm oder feige, hudelt er die Hudler wieder. Hier wird man auch geprügelt; aber man wehrt ſich. Hier wird man auch geſchimpft, aber es beſchimpft nicht, wenn man zurück ſchimpft. Bei uns aber wird man geſcholten und muß ſchweigen wie ein Bedienter; man wird geſchlagen wie ein Hund und darf nicht heulen wie ein Hund! Bei Prügeleien kommt es gar nicht darauf an, wer mehr Prügel bekommt, wir oder unſere Gegner; es kommt nicht auf die größern und geringern Schmerzen, nicht auf die größern oder kleinern blauen Flecken an; ſondern darauf, daß wir unſere Ehre behaupten und uns zur Wehre ſetzen. Auch weiß es ein bedächtiger Mann immer ſo einzurichten, daß er die erſte Ohrfeige giebt.

Am Jahrestage der Leipziger Schlacht kam ich durch die Champagne. Der achtzehnte Oktober wird in Deutſchland nur noch von den freien Städten gefeiert. Es geſchieht dies, um die Londoner Kaufleute portofrei zu benachrichtigen, daß alles noch gut für ſie ſtehe, und um die hohen vergeßlichen Alliirten jährlich einmal an ihr Verſprechen zu erinnern. Es war Weinleſe und die jungen Winzerinnen warfen Körbe mit Trauben in den vorbeieilenden Poſtwagen, es wagend ob man ihnen ein Stück Geld dafür zurückwerfen werde. Ich nahm und bezahlte einen großen Vorrath und eſſend und vergeſſend kam ich an die Barrieren von Paris.

— Dieſen Morgen fand ich am Saume eines waldigen Hügels, unter einer Eiche, eine junge Vagabundin gelagert, die auf dem Rücken in einem Bettelſacke einen goldgelockten Knaben trug. Das Kind war ihr ganzes Gepäck. Der Bube war ſeit ſeiner Geburt nicht gewaſchen worden; aber durch die dunkeln Wolken ſeines Geſichtes blitzten feuerrothe Wangen. Die Sonne ſchien ſo warm auf ihn herab, als wäre ſie ſeine Mutter und er ein Königsſohn. Sie hat ihn ſelbſt geſäugt und er wird ſtark werden. Gras und Bäume verneigten ſich vor ihm; die Vögel des Waldes, flüſternde Höflinge, zwitſcherten um ihn und ein ſanfter Wind ſchmeichelte ſeine launiſchen Locken. Wie glücklich iſt dieſes Kind, rief ich aus. Sorgenlos von der ſorgenloſen Mutter von Dorf zu Dorf, von Feld zu Feld, von Wald zu Wald getragen! Es hat nichts zu verlieren, das Leben iſt ihm ein Glücksſpiel ohne Nieten, und kommt nur ſeine Nummer heraus, muß es gewinnen. Vielleicht wird der Bube einmal gehenkt; aber das bringt keine Sorgen, das ſchafft ſie weg. Wie langweilig und abgeſchmackt iſt es aber, ein Kind honetter Eltern zu ſein, und ſelbſt ein ehrlicher Menſch zu werden und ſein gutes Auskommen zu haben! Wir dummen Eſel, ſtatt frei umherzugraſen wo ſich eine Wieſe findet, beladen uns mit Säcken voll Getreide, das nicht uns gehört, und ſchleppen es dem reichen Müller Tod zu, der es für den gnädigen Herrn-Wurm mahlt und ſiebt! Alles hat wer nichts hat; wer viel, hat immer zu wenig. Hoch lebe die Lumperei! Und abermals hoch! und zum dritten Male hoch!

Aehnliche Gefühle als mir heute die ſo glückliche unbeladene Va=

Digitized by Google

gabundin einflößte, hatte ich, als ich frei und ohne Gepäck, wie ſie, in Paris ankam. Hineingeworfen in dieſes von ewigen Winden bewegte, toſende Meer, ſchwamm ich keck darin herum, als wäre ich in dem Elemente geboren; denn ich wußte gewiß, daß ich ſpezifiſch leichter ſei. An den drei franzöſiſchen Mauthgrenzen, die mich mit Stolz erfüllten, weil ſie mich an den vielzolligen Mauthfuß meines geliebten Vaterlandes erinnerten, wurden alle Koffer, Säcke und Bündel der begüterten Paſſagiere bei Regenwetter von dem Poſtwagen herab auf die Erde geworfen, geöffnet und unterſucht, und die armen reichen Leute mußten verdrießlich alles ſelbſt wieder in Ordnung bringen und waren unendlich beſorgt, es möchte etwas herausfallen und verloren gehen, und waren geplagt wie die armen Teufel und jammerten, daß es ein Mitleid war. Ich aber ſah dieſes Alles aus dem Fenſter des Wirthshauſes ſchadenfroh mit an, rieb mir vor Vergnügen die Hände, und als abſoluter Monarch meiner Zeit benutzte ich ſie, theils nützlich, indem ich mich unter den Poſtillonen im Franzöſiſchen übte, theils angenehm, indem ich die Weine des Landes verſuchte, theils Beides zugleich, indem ich meine Schlafbegierde ſtillte.

Im Pariſer Poſthauſe ſtieg mein Wohlbehagen und die Noth meiner Reiſegefährten erſt recht hoch. Dieſe waren Provinzialen oder Ausländer, wie ich zum erſten Male in Paris, und wußten ſich gar nicht zu helfen. Man ſchleppte ihr Gepäcke in die Mauthſtube, wo eine Verwirrung ohne Gleichen herrſchte. Nachdem die Koffer viſitirt wurden, luden ſie Packträger auf den Rücken und trugen ſie, unbekümmert um das Schreien der nachkeuchenden Eigenthümer, die Straße hinauf oder hinab. Doch ich ging ruhig, kalt und eingewohnt wie ein alter Conducteur im Hauſe herum und rief: es lebe die Demagogie! es lebe die Polizei! es lebe die Lumperei! Um zehn Uhr Morgens war ich angekommen, und erſt Nachmittags vier Uhr ſah ich mich nach einer Wohnung um. Ich hatte keine Freunde, keine Bekannte, keine Adreſſe; aber nichts kümmerte mich. Ich lief den ganzen Tag umher, aus dem Palais-Royal in die Tuillerien, von den Tuillerien auf den Vendome-Platze, von dieſem auf die Boulevards, von dort auf den Platz der Baſtille. Ich ſah gleich den

Digitized by Google

erſten Tag die halbe Stadt. Nur etwas machte mir Sorgen. Der Poſtwagen war von Straßburg an drei Tage und drei Nächte fortgeeilt und hatte zum Nöthigſten nicht die nöthige Zeit gelaſſen. Ich ward auf dem Wege leichter mein Geld los, als das wofür ich es bezahlte. In Paris fand ich die nöthige Zeit, nicht aber die nöthige Gelegenheit und ich wußte mir nicht zu helfen. Da trat ich in das erſte beſte Haus im Palais-Royal, ſtieg eine Treppe hinauf, gebrauchte meine Sinne und ſuchte. Ich öffnete eine Thüre, ſteckte den Kopf hinein, ſah ein menſchenleeres Reſtaurations-Zimmer, worin ganze Haufen von Silbergeräthe auf dem Tiſche lagen, und zog mich eilig und erſchrocken zurück. Ich ſtieg in den zweiten Stock, öffnete wieder eine Thüre, ſah in einem kleinen Zimmer einen alten Mann in Kupfer ſtechen, ſagte: pardonnez Monsieur, und kehrte um. Im dritten Stocke öffnete ich gleichfalls mehrere falſche Thüren, hinter welchen bald ein Herr, bald eine Dame ſaß, ſagte abwechſelnd: pardonnez, Monsieur, pardonnez Madame, und ſetzte meine Entdeckungsreiſe fort. Endlich im vierten Stocke gewahrte ich eine Thüre mit einem kleinem runden Glasfenſterchen; ich glaubte am Ziele zu ſein und öffnete raſch — da trat mir ein junges ſchönes Mädchen entgegen. Ich brachte wieder mein pardonnez, Madame, hervor, die N o t r e - D a m e aber faßte mich am Arme, zog mich weiter vor und verriegelte die Thüre hinter mir. Reposez-vous, Monsieur, ſagte ſie mir artig. In meiner Eile war ich tugendhaft und legte, nur als Geſchenk, ein Fünffrankenſtück auf das Nachttiſchchen. Dafür machte mich das dankbare Mädchen mit der Topographie des Hauſes bekannt. Ich mußte noch eine Treppe höher ſteigen. So hatte ich bis unter das Dach ein fremdes Haus durchkrochen und war mit einem bangen verlegenen Geſichte in alle Zimmer eingedrungen. Hätte ich kein Geld in der Taſche gehabt, ich wäre wohl zehn Male feſtgehalten worden; denn ich ſchlich und lauſchte wie ein Dieb. Aber — es iſt ein Wunder! man ahnte den unſichtbaren Gott in mir, ſah mich für einen Heiligen an und ließ mich ungehindert auf- und abſteigen.

Vom langen Umherſtreichen hungrig und müde geworden, ging ich in ein Kaffeehaus, um zu frühſtücken, mich auszuruhen und dann

Digitized by Google

meine Wanderungen fortzuſetzen. Da der ſchwere Reichard in meiner Taſche mir etwas läſtig fiel, bat ich die ſchöne Dame, die am Comptoir ſaß, mir das Buch zu verwahren, ich würde es im Vorübergehen wieder abholen. Aber mit ganz unbeſchreiblicher Freundlichkeit ſchüttelte ſie ihre ſchwarzen Locken, wies das Buch zurück und ſagte: Oh, Monsieur! das verblüffte mich etwas. Ich legte das Buch auf den Tiſch und bezahlte auf deſſen Deckel meine Karte. Die Dame ſtrich das Geld ein und zog dann das Buch mit noch größerer Freundlichkeit, als ſie es früher abgewieſen, wieder zu ſich, legte es in eine Schublade und ſagte, es ſolle gut verwahrt werden. Erſt fünf Minuten nachher wußte ich was ich von dem Betragen denken ſollte. Ganz gewiß glaubte die gute Franzöſin, ich hätte kein Geld, mein Frühſtück zu bezaolen, und wollte darum das Buch als Unterpfand zurücklaſſen. Sie nahm es nicht an und ſtellte ſich als merkte ſie meine Verlegenheit nicht. Dieſes machte einen ſehr freundlichen Eindruck auf mich und nichts iſt mir früher oder ſpäter in Paris begegnet, was dieſen erſten Eindruck wieder geſchwächt hätte. Ich habe die Franzoſen immer urban, immer menſchlich gefunden — menſchlich im ſchönſten Sinne des Wortes. Das iſt nicht allein Menſchlichkeit, daß man jedem in ſeiner Noth, ſobald er klagt, zu Hülfe komme — wem reichte hierzu immer die Kraft und der gute Wille? — ſondern daß man menſchlich fühle und eines jeden Noth errathe und verſtehe. Das vermögen die Franzoſen, denn ſie ſind Totalmenſchen; das vermögen aber die Deutſchen nicht, die nur Stückmenſchen ſind, und, kleinſtädtiſch ſelbſt in großen Städten, nur das Glück und Unglück ihrer Standesgenoſſen verſtehen.

Die herannahende Dämmerung erinnerte mich, daß ich für die Nacht noch kein Dach und Bett habe. Ich ſuchte mir ein Hotel heraus, das ſchön angeſtrichen war und viele Fenſter hatte, trat hinein und forderte ein Zimmer. Der Wirth fragte mich, ob er meine Sachen von der Meſſagerie ſolle abholen laſſen? Ich antwortete kurz, ich hätte keine Sachen, die würden ſpäter nachkommen. Das machte ihn etwas ſtutzig, und allerdings gab mir der ordinäre Interims-Mantel von Biber, den ich in Mannheim gekauft hatte und der mir nur bis an die Knie reichte, ein etwas ärmliches Anſehen. In-

Digitized by Google

deſſen bekam ich ein Zimmer, da man wohl dachte, eine Nacht könne man es mit mir verſuchen. Ich nahm mir vor, jeden Tag meine Rechnung zu bezahlen, um den Wirth von ſeiner verzeihlichen Aengſtlichkeit zu befreien. Als ich am andern Morgen nach ihm fragte, war er ſchon ausgegangen und ich konnte ihn den ganzen Tag über nicht ſprechen. Am zweiten Morgen trat der Hausherr in mein Zimmer, drückte mir die Hand und war die Freundlichkeit, ja die Herzlichkeit ſelbſt. Er hatte in den Zeitungen geleſen, ich wäre als politiſcher Flüchtling in Paris angekommen; er bot mir ſein ganzes Haus, ſeinen Tiſch, ja ſeinen Geldbeutel an — ich würde zur gelegenen Zeit meine kleine Schuld wohl abtragen, bemerkte er. Es dauerte vierzehn Tage, ehe ich meinen Koffer aus Deutſchland bekam, und ſo lange bat ich täglich vergebens um meine Rechnung. Erſt als meine Sachen angelangt waren, und der Hausherr ſah, daß ich nicht ohne Mittel ſei, nahm er Bezahlung von mir an.

So betrug ſich ein Franzoſe, dem ich fremd war. Darauf ging ich zu einem Deutſchen, dem ich bekannt war, der in Paris wohnte und Handel trieb. Ich bat ihn um die Erlaubniß, meine Koffer an ihn adreſſiren laſſen zu dürfen, da ich nicht wiſſe, ob ich meine gegenwärtige Wohnung behalten würde und alſo keine ſichere Adreſſe nach Hauſe ſchreiben könne. Der Mann war ſchon in Verlegenheit als er mich ſah; da ich aber um die Benutzung ſeiner Adreſſe bat, erſchrack er und verwirrte ſich, daß es zum Erbarmen war. Er beſchwor mich bei Gott, ihn mit meinem Koffer zu verſchonen, denn er habe in den heutigen Blättern geleſen, daß ich in politiſchen Händeln verwickelt ſei und in dergleichen laſſe er ſich nicht gern ein. "Je suis père de famille," jammerte der Narr. Ich hatte ihm freilich zu viel zugemuthet; er war nicht blos ein Deutſcher, ſondern zugleich ein Jude, alſo ein Haſe mit acht Füßen. Ich ließ ihn laufen. Aber Miniſter können daraus lernen, daß um mit ihren widerſpenſtigen Liberalen fertig zu werden, ſie nichts Klügeres thun könnten, als ſie alle beſchneiden zu laſſen und Juden aus ihnen zu machen. Dann würden ſie folgſam wie die Schafe werden, und würden, indem ſie alle ihr Geld in Staatspapiere ſteckten, für ihre ewige Ruhe freiwillige Caution leiſten.

Digitized by Google

Vierzehn Tage lang ſprachen die Pariſer Blätter der verſchiedenen Parteien von meiner Ankunft. Sie brauchten mich natürlich blos als Farbmaterial und zerrieben mich ſervil mit dem Stößer, oder kochten mich liberal ſanft auf — aber man ſprach doch von mir. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Bin ich denn eine höchſte Perſon? Bin ich ein Kourier? Bin ich eine Sängerin? Bin ich ein jubilirender Staatsdiener? Das Alles nicht, und doch iſt in den Zeitungen von mir die Rede! Was iſt das für ein närriſches Volk! Insbeſondere erinnere ich mich eines langen Artikels im Journal des Debats, worin theils mythologiſch, theils biographiſch von mir erzählt wurde, ich wäre ein Jude, Jakobiner und Mann von Geiſt, und wäre von den deutſchen Demagogen nach Paris geſchickt worden, um von dem Comité directeur das mot d'ordre zu holen. Aber — endigte der Bericht — ich wäre "d'ailleurs un homme de bonne foi." Da das Journal des Debats damals ein miniſterielles Blatt war, ſo dürfen loyale Deutſche darauf ſchwören wie auf den öſterreichiſchen Beobachter und die preußiſche Staatszeitung, und ſie dürfen, ohne zu unterſuchen annehmen, daß ich wirklich ein homme de bonne foi bin. Sie werden mir daher glauben, wenn ich ſie verſichere: daß ich nicht von deutſchen Demagogen nach Paris geſchickt worden bin: daß ich nichts von einem Comité directeur erfahren; daß es nie ein ſolches gab, und daß ich kein mot d'ordre geholt. Mot d'ordre, ich, der ich nur von mir ſelbſt und meinem Arzte mir etwas vorſchreiben laſſe! Guter Gott! Ich bin kein ſolcher Narr.

Schon am erſten Morgen nach meiner Ankunft, noch ehe die Zeitungen von mir ſprachen, wurde ich von mehreren Deutſchen beſucht, die ich alle nicht kannte, die mich aber verſicherten, ſie kennten mich recht gut — welches auch wahrſcheinlich war. Gott weiß woher ſie meine Adreſſe wußten! Sie fütterten mich mit franzöſiſchen Liebkoſungen, zogen mich fort, nahmen mich in ihre Mitte, faßten mich unter den Armen, recht herzlich, recht Bruſt an Bruſt, recht nahe unter der Schulter, ſo daß unſere beiderſeitigen Achſelhöhlen Kapſeln bildeten, in welchen man Seifenkugeln hätte verwahren können. Sie fragten mich: wie ſteht es im lieben Vater=

lande aus? Ich erzählte wie ein Kind und ein Narr. Ich kann ſchweigen, wenn ich will; ich will aber nicht. Warum auch? Es kann ſie eine Furche finden, in welche ein ſtilles Saamenkorn fällt, das Wurzel faßt. „Das arme Vaterland!" — riefen ſie aus, und ſahen einander an und ſuchten Wechſeltroſt in treuen Freundes Blicken. Ich hätte die Spitzbuben erwürgen mögen! Das währte ſo einige Tage lang, bis mein Mundvorrath erſchöpft war; dann verſchwanden ſie und ich ſah ſie nicht wieder. Der Teufel ſoll ſie holen, wenn er ſie, gegen alle Wahrſcheinlichkeit, in dieſen zehn Jahren noch nicht geholt hat!

X.

Soden den 18. Mai.

Ich war immer erſtaunt, daß unſern zwei größten Dichtern der Witz gänzlich mangelt; aber ich dachte: ſie haben Adelſtolz des Geiſtes und ſcheuen ſich, da wo ſie öffentlich erſcheinen, gegen den Witz, der plebejiſcher Geburt iſt, Vertraulichkeit zu zeigen. Im Hauſe, wenn ſie keiner bemerkt, werden ſie wohl witzig ſein. Doch als ich ihren Briefwechſel geleſen, fand ich, daß ſie im Schlafrocke nicht mehr Witz haben, als wenn den Degen an der Seite. Einmal ſagt Schiller von Fichte: „Die Welt iſt ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und den er bei der Reflexion wieder fängt." Man iſt erſtaunt, verwundert; aber dieſe witzige Laune kehrt in dem bändereichen Werke kein zweites Mal zurück.

Der Mangel an Witz tritt bei Göthe und Schiller da am häßlichſten hervor, wo ſie in ihren vertraulichen Mittheilungen, Menſchen, Schriftſteller und Bücher beurtheilen. Es geſchieht dieſes oft ſehr derb, oft ſehr grob; aber es geſchieht ohne Witz. Das Feuer brennt, aber es leuchtet auch; das Licht warnt vor dem Schmerz und bezahlt

ihn. Tadel ohne Witz iſt Glut ohne Licht. Das Lob braucht den Witz, verträgt ihn nicht; Wohlgefallen iſt nur wo Einheit der Empfindung, und der Witz trennt, zerreißt. Der Tadel braucht ihn; der Witz macht ihn milder, erhebt den Aerger zu einem Kunſtwerke. Ohne ihn iſt Kritik gemein und boshaft.

Ich weiß nicht, wie hoch die Geſetzbücher der Aeſthetik den Witz ſtellen; aber ohne Witz, ſei man noch ſo großer Dichter, kann man nicht auf die Menſchheit wirken. Man wird nur Menſchen bewegen, Zeitgenoſſen, und ſterben mit ihnen. Ohne Witz hat man kein Herz, die Leiden ſeiner Brüder zu errathen, keinen Muth für ſie zu ſtreiten. Er iſt der Arm, womit der Bettler den Reichen an die Bruſt drückt, womit der Kleine den Großen beſiegt. Er iſt der Enterhaken, der feindliche Schiffe anzieht und feſt hält. Er iſt der unerſchrockene Anwalt des Rechtes und der Glaube, der Gott ſieht, wo ihn noch kein Anderer ahnet. Der Witz iſt das demokratiſche Prinzip im Reiche des Geiſtes; der Volkstribun, der, ob auch ein König wolle, ſagt: ich will nicht!

Der Verſtand iſt Brod, das ſättigt; der Witz iſt Gewürz, das eßluſtig macht. Der Verſtand wird verbraucht durch den Gebrauch, der Witz erhält ſeine Kraft für alle Zeiten; Göthe's und Schiller's ſo verſtändige Lehren nützen nicht mehr; denn man hat ihre Lehren befolgt und neues Wiſſen braucht neue Regeln. Auch Leſſing und Voltaire haben gelehrt, die Kunſt und ihre Zeit haben von ihnen gelernt; aber ihre Lehren ſind für immer. Sie kämpften mit dem Witz und der Witz iſt ein Schwert, das in jedem Kampfe zu gebrauchen. Die Geſchichte zählt große Menſchen, die ſind Regiſter der Vergangenheit; ſo Göthe und Schiller. Sie zählte wieder andere, die ſind Inhalts-Verzeichniß der Zukunft: ſo Voltaire und Leſſing.

Ihr, die ihr nicht Menſchen, nur Göttern glaubt: ſo hört doch einmal, was eure verehrten Orakel ſprechen! Schiller wo er an Göthe von dem ſchlechten Abſatze der Propyläen berichtet, ſpricht von der „ganz unerhörten Erbärmlichkeit des Publikums“ . . . Er ſchreibt: „Ich darf an dieſe Sache gar nicht denken, wenn ſie mein Blut nicht in Bewegung ſetzen ſoll, denn einen ſo niederträchtigen Begriff hat

Digitized by Google

mir noch nichts von dem deutſchen Publikum gegeben" ... Er meint: „Den Deutſchen muß man die Wahrheit ſo derb ſagen als möglich." Ach! dieſe Wahrheit habe ich ſchon oft geſagt und derber als Schiller. Man muß nicht aufhören, ſie zu ärgern; das allein kann helfen. Man ſoll ſie nicht einzeln ärgern — wäre es Unrecht, es ſind ſogar gute Leute, man muß ſie in Maſſe ärgern. Man muß ſie zum National-Aerger ſtacheln, kann man ſie nicht zur National-Freude begeiſtern, und vielleicht führt das Eine zum Andern. Man muß ihnen Tag und Nacht zurufen: Ihr ſeid keine Nation, ihr taugt nichts als Nation. Man darf nicht vernünftig, man muß unvernünftig, leidenſchaftlich mit ihnen ſprechen; denn nicht die Vernunft fehlt ihnen, ſondern die Unvernunft, die Leidenſchaft, ohne welche der Verſtand keine Füße hat. Sie ſind ganz Kopf — *caput mortuum.* Europa gährt, ſteigt, klärt ſich auf! Deutſchland trübt ſich, ſinkt und ſetzt ſich ganz unten nieder. Das nennen die Staats-Chemiker die Ruhe, den Frieden, den trocknen Weg des Regierens.

Doch haben Göthe und Schiller das Recht, auf das Volk, dem ſie angehören, ſo ſtolz herabzuſehen? Sie weniger als Einer. Sie haben es nicht geliebt, ſie haben es verachtet, ſie haben für ihr Volk nichts gethan. Aber ein Volk iſt wie ein Kind, man muß es belehren, man kann es ſchelten, ſtrafen; doch ſoll man nur ſtreng ſcheinen, nicht es ſein; man ſoll den Zorn auf den Lippen haben, und Liebe im Herzen. Schiller und Göthe lebten nur unter ausgewählten Menſchen und Schiller war noch ein ſchlimmerer Ariſtokrat als Göthe. Dieſer hielt es mit den Vornehmen, den Mächtigen, Reichen, mit dem bürgerlichen Adel. *Der* Troß iſt zahlreich genug; es kann wohl auch ein Unberechtigter ihrem Zuge folgen und ſich unentdeckt in ihre Reihen miſchen; und er wird entdeckt, man duldet ihn oft. Schiller aber zechte mit dem *Adel der Menſchheit* an einem kleinen Tiſchchen und den ungebetenen Gaſt warf er zornig hinaus. Und ſeine Ritter der Menſchheit wiſſen das Schwert nicht zu führen, ſie ſchwätzen blos und laſſen ſich todtſchlagen; es iſt kein deklamirender Komödianten-Adel. Marquis Poſa ſpricht in der Höhle des Tigers wie ein Pfarrer vor ſeiner zahmen Gemeinde und vergißt, daß man mit Tyrannen kämpfen ſoll, nicht rechten. Der Vormund eines Vol-

Digitized by Google

kes muß auch ſein Anführer ſein; einer Themis ohne Schwert wirſt man die Wage an den Kopf.

Wenn Gottes Donner rollen und niederſchmettern das Gequicke der Menſchlein da unten: dann horcht ein edles Herz und jauchzet und betet an; und wer angſtvoll iſt, hört und iſt ſtill und betet. Der Dämiſche aber verſtopft ſich die Ohren und hört nicht und betet nicht und betet nicht an. Schiller, während der heißen Tage der franzöſiſchen Revolution, ſchrieb in der Ankündigung der Horen: „Vorzüglich aber und unbedingt wird ſich die Zeitſchrift Alles verbieten, was ſich auf Staatsreligion und politiſche Verfaſſung bezieht." So ſpricht noch heute jeder Lump von Journaliſt, wenn er, um die Leſer lüſtig zu machen nach dem neuen Blatte, ſie verſichert, es werde das reine Gold der Novellen, der Theaterberichte und Charaden mittheilen, ohne alle garſtige Legirung mit Glaube und Freiheit. Schiller war edel, aber nicht edler als ein Volk. So ſprach und dachte auch Göthe. Sendet dazu der Himmel der durſtigen Menſchheit ſeine Dichter, daß ſie trinken mit den Königen, und daß wir, den Wein vor den Augen, den ſie nicht mit uns theilen, noch mehr verſchmachten? und ſo denkend und ſo ſprechend, geziemt es ihnen zu klagen: „So weit iſt es noch nicht mit der Cultur der Deutſchen gekommen, daß ſich das, was den Beſten gefällt, in Jedermanns Hände finden ſollte?" Wie kann ſich in Jedermanns Hände finden, wornach nicht Jedermann greift, weil es wie Religion und Bürgerthum, nicht Jedermann angeht. Soll etwa das deutſche Volk aufjauchzen und die Schnupftücher ſchwenken, wenn Göthe mit Myrons Kuh liebäugelt?

XI.

Soden den 20. Mai.

Ich habe Göthe's und Schillers Briefe zu Ende geleſen; das hätte ich mir nicht zugetraut. Vielleicht nützt es meiner Geſundheit

als Waſſer-Kur. Mich für meine beharrliche Diät zu belohnen, will ich mir die hochpreislichen Rezenſionen zu verſchaffen ſuchen, die über dieſen Briefwechſel gewiß erſchienen ſein werden. Ich freue mich ſehr darauf. Was werden ſie über das Buch nicht alles geſaſelt, was nicht alles darin gefunden haben! Göthe hat viele Anhänger, er hat, als ächter Monarch, es immer mit dem literariſchen Pöbel gehalten, um die reichen unabhängigen Schriftſteller in die Mitte zu nehmen und einzuengen. Er für ſich hat ſich immer vornehm gehalten, er hat nie ſelbſt von oben gedrückt; er iſt ſtehen geblieben und hat ſeinen Janhagel von unten drücken laſſen. Nichts iſt wunderlicher als die Art, wie man über Göthe ſpricht — ich ſage die Art; ich ſage nicht, es ſei wunderlich, daß man ihn hochpreist; das iſt erklärlich und verzeihlich. Man behandelt ihn ernſt und trocken als ein Corpus Juris. Man erzählt mit vieler Gelehrſamkeit die Geſchichte ſeiner Entſtehung und Bildung; man erklärt die dunkeln Stellen; man ſammelt die Parallelſtellen; man iſt ein Narr. Ein Bewunderer Göthe's ſagte mir einmal: um deſſen Dichtwerke zu verſtehen, müſſe man auch ſeine naturwiſſenſchaftlichen Werke kennen. Dieſe kenne ich freilich nicht; aber was iſt das für ein Kunſtwerk, das ſich nicht ſelbſt erklärt? Weiß ich denn ein Wort von Shakeſpeare's Bildungsgeſchichte, und verſtehe ich den Hamlet darum weniger, ſo viel man etwas verſtehen kann, das uns entzückt? Muß man den Macbeth zu verſtehen, auch den Othello geleſen haben? Aber Göthe hat durch ſein diplomatiſches Verfahren die Anſicht geltend gemacht, man müſſe alle ſeine Werke kennen, um jedes einzelne gehörig aufzufaſſen; er wolle in Bauſch und Bogen bewundert ſein. Ich bin aber gewiß, daß die erbende Zukunft Göthe's Hinterlaſſenſchaft nur cum beneficio inventarii antreten werde. Ein Göthe-Pfaffe, der ſo glücklich war, eine ganze Brieftaſche voll ungedruckter Zettelchen von ſeinem Gotte zu beſitzen, breitete einmal ſeine Reliquien vor meinen Augen aus, fuhr mit zarten frommen Fingern her und ſagte mit Waſſer im Munde: „jede Zeile iſt köſtlich!“ Mein guter Freund wird dieſen Briefwechſel, der fünfzig tauſend köſtliche Zeilen von Göthe enthält, als ein grünes Ge-

wölbe anſtaunen; ich aber gebe lieber für das Dresdner meinen Dukaten Bewunderung hin.

Aber in dem letzten Bande der Briefſammlung iſt es geſchehen, daß Göthe einmal, ein einziges Mal in ſeinem langen Leben, ſich zur ſchönen Bruderliebe wandte, weil er ſich vergeſſen, ſich verwirrt und vom alten ausgetretenen Wege der Selbſtſucht abgekommen war. In der Zuneigung des Buches an den edlen König von Baiern, worin er dieſem Fürſten für die von ihm empfangenen Beweiſe der Gnade dankt, gedenkt er Schillers, des verſtorbenen Freundes, und beweint daß nicht auch er, da er noch lebte, ſich ſolcher fürſtlichen Huld zu erfreuen gehabt; ja ihn rührt der Gedanke, daß Schiller vielleicht noch lebte, wäre ihm ſolche Huld zu Theil geworden. Göthe ſagt: „Der Gedanke, wie viel auch er von Glück und Genuß verloren, drang ſich mir erſt lebhaft auf, ſeit ich Ew. Majeſtät höchſter Gunſt und Gnade, Theilnahme und Mittheilung, Auszeichnung und Bereicherung, wodurch ich friſche Anmuth über meine hohen Jahre verbreitet ſah, mich zu erfreuen hatte .... Nun ward ich zu dem Gedanken und der Vorſtellung geführt, daß auf Ew. Majeſtät ausgeſprochenene Geſinnungen dieſes Alles dem Freunde in hohem Maße widerfahren wäre; um ſo erwünſchter und förderlicher, als er das Glück in friſchen vermögſamen Jahren hätte genießen können. Durch allerhöchſte Gunſt wäre ſein Daſein durchaus erleichtert, häusliche Sorgen entfernt, ſeine Umgebung erweitert, derſelbe auch wohl in ein heilſameres beſſeres Klima verſetzt worden, ſeine Arbeiten hätte man dadurch belebt und beſchleunigt geſehen, dem höchſter Gönner ſelbſt zu fortwährender Freude, und der Welt zu dauernder Erbauung.“

Dürfen wir unſern Augen trauen? Der Geheimerath von Göthe, der Karlsbader Dichter, wagt es, deutſche Fürſten zu ſchelten, daß ſie Schiller, den Stolz und die Zierde des Vaterlandes, verkümmern ließen? Er wagt es, ſo von höchſten und allerhöchſten Perſonen zu ſprechen? Iſt der Mann jung geworden in ſeinem hohen Alter? Ach nein, es iſt Alter-Schwäche; es war keine freie Bewegung der Seele, es war ein Seelenkrampf geweſen. Aber das verdammt ihn, daß er nicht vierzig Jahre früher und auch bei jedem Anlaſſe ſo hervorgetreten — das verdammt ihn, weil wir jetzt ſahen und erkann-

Digitized by Google

ten, wie er hätte wirken können, wenn er es gethan. Er hat durch die wenigen Worte ſeines leiſen Tadels ein Wunder bewirkt. Er hat die feſtverſchloſſene uneindringliche Amtsbruſt eines deutſchen Staatsdieners wie durch Zauberei geöffnet! Er hat den fünf und zwanzigjährigen Froſt der ſtrengſten Verſchwiegenheit durch einen einzigen warmen Strahl ſeines Herzens aufgethaut! Kaum hatte Herr von Beyme, einſt preußiſcher Miniſter, Göthe's Anklage geleſen, als er bekannt machte: Um den Vorwurf, den Göthe den Fürſten Deutſchlands macht, daß Schiller keinen Beſchützer unter ihnen gefunden, wenigſtens von ſeinem Herrn abzuwenden, wage er, die amtlich nur ihm bekannte Thatſache zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, daß der König von Preußen, Schillern, als dieſer den Wunſch geäußert, ſich in Berlin niederzulaſſen, aus freier Bewegung einen Gehalt von dreitauſend Thalern jährlich und noch andere Vortheite geſichert hatte. Warum hatte Herr von Beyme dieſen ſchönen Zug ſeines Herrn ſo lange verſchwiegen? warum hat er gewartet bis eingetroffen was kein Gott vorherſehen konnte, daß Göthe einmal menſchlich fühlte? Daß der König von Preußen ſtrenge Gerechtigkeit übt, das weiß und preiſt das deutſche Vaterland; aber ſeinen Dienern ziemte es, auch deſſen ſchöne Handlungen, die ein edles Herz gern verbirgt, bekannt zu machen, damit ihnen die Huldigung werde, die ihnen gebührt, und damit ſie die Nachahmung erwecken, die unſern engherzigen Regierungen ſo große Noth thut.

In den europäiſchen Staaten, die unverjüngt geblieben, fürchten die Herrſcher jede Geiſteskraft, die ungebunden und frei nur ſich ſelbſt lebt, und ſuchen ſie durch verſtellte Geringſchätzung in wirklicher Geringſchätzung zu erhalten. Wo ſie dieſes nicht vermögen, wo ein Talent ſich durchgeſchlagen und ſich Hochachtung erbeutet, da ſchmieden ſie es an die Schulbank, um es feſt zu halten, oder ſpannen es vor die Regierung, um es zu zügeln. Iſt die Regierung voll und kann keiner mehr darin untergebracht werden, zieht man den Schriftſtellern wenigſtens die Staatslivree an und giebt ihnen Titel und Orden; oder man ſperrt ſie in den Adelshof, nur um ſie von der Volksſtadt zu trennen. Daher gibt es nirgends mehr Hofräthe als in Deutſch-

Digitized by Google

land, wo ſich doch die Höfe am wenigſten rathen laſſen. In Oeſtreich, wo die Juden ſeit jeher einen großen Theil der bürgerlichen und alle ſtaatsbürgerliche Rechte entbehren; in dieſem Lande, wo man an Gottes Wort nicht deutelt und alles läßt, wie es zur Zeit der Schöpfung geweſen, adelt man doch die niedergehaltenen Juden und macht ſie zu Freiherrn, ſobald ſie einen gewiſſen Reichthum erlangt. So ſehr iſt dort die Regierung beſorgt und bemüht, dem Bürgerſtande jede Kraft, ſelbſt den Reichthum und ſeinen Einfluß zu entziehen! Es iſt zum Lachen, wenn man lieſ't, welchen Weg der Ehre Schiller gegangen. Als er in Darmſtadt dem Großherzoge von Weimar ſeine Räuber vorgeleſen, ernannte ihn dieſer zum Rath, der damalige Landgraf von Darmſtadt ernannte ihn auch zum Rath: Schiller war alſo zwei Mal Rath. Der Herzog von Meiningen ernannte ihn auch zum Hofrath; der deutſche Kaiſer adelte den Dichter des Wilhelm Tell. Dann ward er Profeſſor in Jena, er bekam Brod, er mußte aber arbeiten, und nur wenige Jahre lebte er frei und ſeiner Würde angemeſſen in Weimar von der Gunſt ſeines Fürſten. Kein zweiter übernahm die irdiſchen Sorgen dieſes ätheriſchen Geiſtes, Gold hat ihm keiner gegeben. Doch ja — ein Erbprinz und ein Graf haben ihre beiden Herzbeutel zuſammengeſchoſſen, und haben in Compagnie dem Dichter auf drei Jahre einen Gehalt von tauſend Thalern gegeben. Wen Gott empfiehlt, der iſt bei unſern regierenden Herren ſchlecht empfohlen. Und wäre es denn Großmuth, wenn deutſche Fürſten das Genie würdiger unterſtützen, da ſie doch die alleinigen und unbeſchränkten Verwalter des Nationalvermögens ſind?

Göthe hätte ein Herkules ſein können, ſein Vaterland von großem Unrathe zu befreien; aber er holte ſich blos die goldenen Aepfel der Hesperiden, die er für ſich behielt, und dann ſetzte er ſich zu den Füßen der Omphale und blieb da ſitzen. Wie ganz anders lebten und wirkten die großen Dichter und Redner Italiens, Frankreichs und Englands; Dante, Krieger, Staatsmann, ja Diplomat, von mächtigen Fürſten geliebt und gehaßt, beſchützt und verfolgt, blieb unbekümmert um Liebe und Haß, um Gunſt und Tücke, und ſang und kämpfte für das Recht. Er fand die alte Hölle zu abgenutzt und ſchuf eine neue,

Digitized by Google

den Uebermuth der großen zu bändigen und den Trug gleisneriſcher Prieſter zu beſtrafen. Alfieri war reich, ein Edelmann, adelſtolz, und doch keuchte er wie ein Laſtträger den Parnaß hinauf, um von ſeinem Gipfel herab die Freiheit zu predigen. Montesquieu war ein Staatsdiener und er ſchrieb ſeine perſiſchen Briefe, worin er den Hof verſpottete, und ſeinen Geiſt der Geſetze, worin er die Gebrechen Frankreichs richtete. Voltaire war ein Höfling; aber nur ſchöne Worte verehrte er den Großen und opferte ihnen nie ſeine Geſinnung auf. Er trug eine wolbeſtellte Perrücke, feine Manſchetten, ſeidene Röcke und Strümpfe; aber er ging durch den Koth, ſobald ein Verfolgter um Hülfe ſchrie und holte mit ſeinen adeligen Händen ſchuldlos Gerichtete vom Galgen herab. Rousseau war ein kranker Bettler und hülfsbedürftig; aber nicht die zarte Pflege, nicht die Freundſchaft, ſelbſt der Vornehmen, verführte ihn, er blieb frei und ſtolz und ſtarb als Bettler. Milton vergaß über ſeine Verſe die Noth ſeiner Mitbürger nicht, und wirkte für Freiheit und Recht. So waren Swift, Byron, ſo iſt Thomas Moore. Wie war, wie iſt Göthe? Bürger einer freien Stadt erinnert er ſich nur, daß er Enkel eines Schultheißen iſt, der bei der Kaiſerkrönung Kammerdienſte thun durfte. Ein Kind ehrbarer Eltern, entzückte es ihn, als ihn einſt als Knabe ein Gaſſenbube Baſtard ſchalt, und er ſchwärmte mit der Phantaſie des künftigen Dichters, weſſen Prinzen Sohn er wohl ſein möchte. So war er, ſo iſt er geblieben. Nie hat er ein armes Wörtchen für ſein Volk geſprochen, er, der früher auf der Höhe ſeines Ruhmes unantaſtbar, ſpäter im hohen Alter unverletzlich, hätte ſagen dürfen, was kein Anderer wagen durfte. Noch vor wenigen Jahren bat er die „hohen und höchſten Regierungen“ des deutſchen Bundes um Schutz ſeiner Schriften gegen den Nachdruck. Zugleich um gleichen Schutz für alle deutſchen Schriftſteller zu bitten, das fiel ihm nicht ein. Ich hätte mir lieber wie einem Schulbübchen mit dem Lineal auf die Finger klopfen laſſen, ehe ich ſie dazu gebrauchte, um mein Recht zu betteln, und um mein Recht allein!

Göthe war glücklich auf dieſer Erde und er erkennt ſich ſelbſt dafür. Er wird hundert Jahre erreichen; aber auch ein Jahrhundert geht

Digitized by Google

vorüber und ewig ſitzt die Nachwelt. Sie, die furchtloſe, unbeſtechliche Richterin wird Göthe fragen: Dir ward ein hoher Geiſt, haſt du je die Niedrigkeit beſchämt? Der Himmel gab dir eine Feuerzunge, haſt du je das Recht vertheidigt? Du hatteſt ein gutes Schwert, aber du warſt nur immer dein eigner Wächter! Glücklich haſt du gelebt, aber du h a ſt gelebt.

XII.

S o d e n den 22. Mai.

Ich fühlte mich wohl in Paris. Mir war, als würde ich aus der Tiefe des Meeres, wo eine Taucherglocke mir kärglichen Athem gab, wieder hinaufgehoben in die freie Luft. Das Licht der Sonne, die Menſchenſtimme, das Geräuſch des Lebens entzückte mich. Mich fröſtelte nicht mehr unter Fiſchen; ich war nicht mehr in Deutſchland.

Gute deutſche Freunde, die mein deutſches Herz beſſer kannten, als wortfreſſende Rezenſenten, welche mich für einen Feind des Vaterlandes erklärten, waren doch auch verwundert, mich Frankreich anpreiſen zu hören. — Du und dieſes Land der Untreue, des Unglaubens und der Unwahrheit! — Nein, nicht ſo, meine Freunde. — Die großen Vorzüge, welche wir den Franzoſen gegenüber haben: der freie Sinn, der fromme Glaube, die Gerechtigkeit und allgemeine Menſchenliebe ſind i n n e r e Güter, die jeder Deutſche mitbringen kann in jedes Land. A e u ß e r e Güter verlaſſen wir nicht im Vaterlande und dieſe alle, die uns Allen fehlen, finden wir in Frankreich. Sein eignes deutſches Herz kann man nur in Frankreich froh genießen. Dort iſt ein Ofen, der uns im kalten Lande wohlthätig wärmt; aber im dumpfen Vaterhauſe mit ſeinen feſtverſchloſſenen Fenſtern und Läden, iſt uns des Ofens Hitze ſehr zur Laſt. Wozu

die kindiſchen Abſchiedsthränen? Eine Obrigkeit, gebratene Aepfel und den Schnupfen findet man überall.

Ein alter griechiſcher Dichter, den Plutarch im Leben des Demoſthenes anführt, ſagte: „Das Nothwendigſte zum Glücke eines Menſchen iſt, in einer berühmten Stadt geboren zu ſein.“ Da nun glücklich ſein mehr iſt als ſein Glück machen, was der griechiſche Dichter meinte, ſo iſt in unſern Tagen das Nothwendigſte zum Glücke eines Menſchen, in großen Städten leben, die da ſind, was in der alten Zeit die berühmten waren.

Wer kein Waſſer in den Adern hat, oder wem keine gütige Natur ein roſenrothes Blut gegeben, das wie ein Kind von Puls zu Puls durch das Leben hüpft: der wird in kleinen Städten leicht ein Menſchenfeind, oder noch ſchlimmer, ein Läſterer Gottes und ein Empörer gegen ſeine weiſe Ordnung. Unter einer ſpärlichen Bevölkerung treten die Menſchen und ihre Schwächen zu einzeln hervor, und erſcheinen verächtlich, wenn nicht haſſenswürdig. Große Verbrechen erſcheinen ſo ſelten, daß wir ſie für freie Handlungen erklären, und die Wenigen, die ſich ihrer ſchuldig machen, ſchonungslos verdammen. Ein ſo großes Mißgeſchick kehrt erſt nach langen Zeiträumen wieder, daß wir es für eine Regelloſigkeit, für eine Willkür der Vorſehung anſehen und wir murren über die böſe Kometenlaune des Himmels. Aber ganz anders iſt es in großen Städten, wie Paris. Die Schwächen der Menſchen erſcheinen dort als Schwächen der Menſchheit; Verbrechen und Mißgeſchicke als heilſame Krankheiten, welche die Uebel des ganzen Körpers, dieſen zu erhalten, auf einzelne Glieder werfen. Wir erkennen dort die Naturnothwendigkeit des Böſen, und die Nothwendigkeit iſt eine beſſere Tröſterin als die Freiheit. Wenn in kleinen Städten ein Selbſtmord vorfällt, wie lange wird nicht darüber geſprochen, wie viel wird nicht darüber vernünftelt! Man klagt die Gewinnſucht, die Habſucht, die Genußſucht an; man tadelt die Verführung der Spielbänke, verdammt die Grauſamkeit eigenſinniger Eltern, welche Liebende zum Sterben gebracht. Lieſt man aber in Paris die amtlichen Berichte über die geſchehenen Selbſtmorde, und wie in jedem Jahre die Zahl derſelben ſich faſt gleich bleibt; wie ſo viele aus Liebesnoth ſich tödten, ſo viele aus Armuth,

ſo viele wegen unglücklichen Spiels, ſo viele aus Ehrgeiz — dann lernt man Selbſtmorde als Krankheiten anſehen, die, wie die Sterbefälle durch Schlagfluß oder Schwindſucht in einem gleichbleibenden Verhältniſſe jährlich wiederkehren.

Das Kammermädchen einer deutſchen Dame in Paris zündete ſich aus Unvorſichtigkeit die Kleider an und verbrannte. Die Dame war in Verzweiflung über das unerhörte Unglück. Ich gab ihr die amtlichen Tabellen der Präfektur zu leſen, woraus ſie erſah, daß jährlich ſechzig oder achtzig in Paris durch Feuertod umkommen, und daß dieſe Zahl ſich faſt gleich bleibt. Das tröſtete ſie viel. Das Schickſal in Zahlen hat etwas ſehr beruhigendes, den Gründen der Mathematik widerſteht keiner, und eine Arithmetik und Statiſtik der menſchlichen Leiden würden viel dazu beitragen, dieſe zu vermindern.

Wer ein beſchauliches Leben führt, wer, die Schlafmütze auf dem Kopfe, die Pfeife im Munde, den Kaffee auf dem Tiſche, bequemer als ein Fürſt in der warmen Loge ſeines Bücherzimmers ſitzt, Könige vor ſich ſpielen läßt, ſie beklatſcht oder auszziſcht und über das Narren-Chor lacht, das ihnen gehorcht — dieſer Glückliche wähle Paris zu ſeinem Wohnorte. Dort iſt ein herrliches Schauſpiel, wo alles dargeſtellt wird, was in allen Gegenden der Welt geſchieht oder geſchehen kann. Man bleibt in Paris ſo ruhig. Auch die ſchnellſte Bewegung ſpüren wir nicht, weil Alles, der Boden auf dem wir ſtehen, und der Luftkreis, auf dem wir leben, ſich mitbewegt. Ruhe iſt Glück. In dieſem Sinne iſt es ganz wahr, was Frau von Stael von Paris ſagt: C'est la seule ville du monde où l'on peut se passer du bonheur!

Ruhe iſt Glück — wenn ſie ein Ausruhen iſt, wenn wir ſie gewählt, wenn wir ſie gefunden, nachdem wir ſie geſucht; aber Ruhe iſt kein Glück, wenn, wie in unſerm Vaterlande, ſie unſere einzige Beſchäftigung iſt.

In Deutſchland gehe ich aus, Bewegung zu ſuchen und finde ſie nie; in Paris ging ich nach Hauſe, um Ruhe zu ſuchen und fand ſie immer. Dort iſt das Leben geſellig, die Wiſſenſchaft geſellig und das Bürgerthum iſt es auch. Die Regierung iſt offen und bildet keine geheime Geſellſchaft, die mit dem Kinderſpuke der Freimaurerei alle

Digitized by Google

Schrecken eines Glaubensgerichts verbände — Schrecken, wenn auch nur gemalte; ja dieſe beleidigen um ſo mehr, weil ſie uns für Kinder erklären, für welche das genug iſt.

Nur in der Jugend iſt man wahrer Weltbürger; die beſten unter den alten ſind nur Erdenbürger. Auch ich war jung! aber ſeit ich das Land der Phantaſie verlaſſen, ſeit ich Deutſchland bewohne habe ich die entſetzlichſte Langeweile. Die Stille hier macht mich krank, die Enge macht mich wund. Ich liebe kein Solo-Geräuſch. Auch wenn Paganini ſpielt, auch wenn Sie ſingt — ich halte es nicht lange aus. Ich will Symphonien von Beethoven oder ein Donnerwetter. Ich will keine Loge für mich, auch noch ſo breit; aber auch keine über mir. Ich will unten ſitzen, umgeben von meinem ganzen Volke.

Der Werth des Lebens wird in Deutſchland nur unter der Erde, in mitternächtlicher Stille, wie von Falſchmünzern ausgeprägt. Die, welche arbeiten, genießen nicht, und die welche genießen, die welche im Tageslichte das Werk dunkler Angſt in Umlauf ſetzen und geltend machen, ſie arbeiten nicht. In Frankreich lebt ein Lebensfroher das Leben eines Couriers, in Deutſchland das eines Poſtillons, der die nämliche Station immerfort hin und zurück macht, und dem das Glück ein armſeliges Trinkgeld reicht. Freilich iſt uns auch jeder Stein auf unſern zwei Meilen bekannt, und wir könnten den Weg im Schlafe machen; wir haben ſo viel Genie als ein Pferd. Das nennen wir gründlich ſein.

Man nennt die Deutſchen fromm, beſcheiden, freiſinnig. Aber iſt man fromm, wenn man den Menſchen, Gottes ſchönſtes Werk, in Stücke zerſchlägt? Iſt man beſcheiden, wenn man hochmüthig iſt? Iſt man freiſinnig, wenn man dienſtſüchtig iſt? Man findet bei den Franzoſen wohl auch Hochmuth; aber er iſt perſönlich, ſeit dem alten Adam herabgeflucht, es iſt kein Gemeinde-Hochmuth wie bei uns; er iſt nicht organiſirt. Es giebt keinen Beamtenſtolz, keinen Hofrathsſtolz, keinen Soldatenſtolz, keinen Adelſtolz, keinen Profeſſorſtolz, keinen Studentenſtolz, keinen Kaufmannsſtolz. In Paris wie in der kleinſten deutſchen Stadt, zündet ſich jede Eitelkeit ihr Stümpfchen Licht an; aber der Lichtchen

ſind ſo viele, das eine prächtige Beleuchtung daraus wird. Der Umſchwung des Lebens iſt dort ſo raſch, daß die kleinſten Erſcheinungen, durch die kürzeſten Zeiten getrennt, ein Erhabenes Ganze bilden. So leuchtet die matt glimmende Lunte als ſchönes Feuerrad, wenn man ſie im Kreiſe ſchwingt.

In Deutſchland gibt es keine große Stadt. Von Wien iſt gar nicht zu ſprechen, und von Berlin nicht auf das Beſte. Zwar iſt dort mehr Geiſt zuſammengehäuft, als vielleicht in irgend einem Orte der Welt; aber er wird nicht fabrizirt, er kömmt nicht in den Kleinhandel, es iſt nur ein Produktenhandel. Es gibt in Berlin geiſtreiche Beamte, geiſtreiche Offiziere, geiſtreiche Gelehrte, geiſtreiche Kaufleute; aber es gibt kein geiſtreiches Geſammt-Volk. Das geſellige Leben iſt dort ein Victualienmarkt, wo alles gut, friſch; aber nur roh zu haben iſt: Aepfeln, Kartoffeln, Brod, auch ſchöne Blumen; aber das Herz ſoll kein Markt ſein, durch die Adern der Geſellſchaft ſollen keine Kartoffel rollen, ſondern Blut ſoll fließen, worin Alles aufgelöst iſt, und worin man Kartoffel und Ananas, Bier und Champagner, Witz und Dummheit nicht mehr unterſcheiden kann. Der geſellige Umgang ſoll demokratiſch ſein, keine Empfindung, kein Gedanke ſoll vorherrſchen; ſondern alle Empfindungen und alle Gedanken ſollen an die Reihe kommen. Und in der geſellſchaftlichen Unterhaltung muß es einen Mittelpunkt geben, ein Etwas, von dem Alle ſprechen, weil es Allen wichtig iſt, und das Allen wichtig zu ſein auch verdient. Der König iſt gut, die Prinzen ſind angenehm, das Theater iſt ſchön, Rebhühner ſind köſtlich; aber immer vom Könige ſprechen, immer von Prinzen, immer vom Theater, toujour perdrix — man wird es überdrüſſig.

Wenn in Deutſchland ſelbſt die großen Städte kleinſtädtiſch ſind, ſo muß man, den Geiſt der kleinen zu bezeichnen, erſt ein neues Wort erfinden. Wie in England die Theilung der Arbeiten, iſt bei uns die Theilung der Vergnügungen auf das Aeußerſte getrieben. Man amüſirt ſich homöopathiſch: in einem Kübel Langweile kömmt ein Tröpfchen Zeitvertreib. Eigentlich beſitzt jede Stadt Alles, was man braucht, eine angenehme Geſelligkeit, einen freundlichen Herd zu bilden, um den man ſich nach den Mühen des Tages verſammelt, dort,

Digitized by Google

nachdem man ſich zu Hauſe die Hände gewaſchen, auch das Herz zu reinigen. Aber bei uns ſind die Erforderniſſe zu ſolcher Bildung getrennt und zerſtreut, und mit unglaublichen Eifer und bewunderungswürdiger Beharrlichkeit ucht man die Trennungen zu unterhalten. Hier iſt der Stein, dort der Stahl; bier der Zunder, dort die feuerſchlagende Hand; hier das Brennholz, dort der Herd. Sie nennen das Klubs, Caſinos, Reſſourcen, Harmonien, Collegien, Muſeen. Da geſellen ſich die Gleichgeſinnten, die Gleichbegüterten, die Gleichbeſchäftigten, die Standesgenoſſen. Da findet jeder nur, was er ſo eben verlaſſen; da hört jeder nur das Echo ſeiner eigenen Geſinnung; da erfahren ſie nichts Neues und vergeſſen ſie nichts Altes. Eine ſolche Unterhaltung iſt blos eine fortgeſetzte Tagesbeſchäftigung, nur mit dem Nachtheile, daß ſie nichts einbringt und die Zeit rein verloren geht. In dieſen Klubs herrſcht die Stille eines Kirchhofes. Nichts hört man als das Beingeklapper der Billardkugeln, Würfel und Dominoſteine; nichts ſieht man als Rauchwolken, die wie Geiſter aus den Pfeifenköpfen ſteigen. Erſt wenn neue Beamte gewählt, oder neue Mitglieder aufgenommen werden ſollen, beſonders wenn die Vorgeſchlagenen Gegner haben, kömmt Bewegung in den Tod; dann iſt ein Leben, wie es auf dem altrömiſchen Forum war. So beſteht jede deutſche Stadt aus fünfzig kleinen Feſtungen, deren Beſatzung auf nichts ſinnt, als ſich gegen die Draußen zu vertheidigen. Sie ſterben lieber aus Mangel an Unterhaltung, als daß ſie ihre Thore öffneten; denn ihr Zweck und ihr Vergnügen iſt nicht die Vereinigung, ſondern das Excommuniziren. Wenn Polizei-Miniſter, Diplomaten, Central-Unterſuchungs-Kommiſſäre auf Urlaub mir verſprechen wollen, bei jeder künftigen Gelegenheit artig gegen mich zu ſein, ſo will ich ihnen etwas Wichtiges mittheilen, etwas Demagogiſches. Es gibt in Deutſchland einige Tauſend Caſinos, und eine Million Menſchen üben darin täglich ihr Wahl- und Stimm-Recht. Zu welchem Zwecke? Die franzöſiſche Regierung kann ſchon mit ihren achtzigtauſend Wählern nicht fertig werden .... und ſo weiter. Ich habe es mit klugen Leuten zu thun, die ſchon wiſſen werden, was ich meine und was ſie zu thun haben. Aber artig ſein!

Digitized by Google

Wenn mechaniſche Kräfte von gleicher Größe, mit gleicher Geſchwindigkeit auf einander ſtoßen, halten ſie ſich wechſelſeitig auf und bleiben ſtehen. Sind aber die Kräfte oder ihre Geſchwindigkeiten ungleich, treibt eine die andere fort und alle kommen in Bewegung. So iſt es auch mit Geiſteskräften. Das iſt das Geheimniß der Verdrießlichkeit deutſcher und der Annehmlichkeit franzöſiſcher Geſellſchaften. Wo nur Standesgenoſſen zuſammenkommen, da wird immer die Langeweile präſidiren und die Dummheit das Protokoll führen. Kömmt man als Fremder in eine deutſche Stadt und möchte den Geiſt der Bevölkerung kennen lernen, ſo iſt das gar nicht zu erreichen. Man müßte erſt ein Jahr lang alle Klubs, Caſinos und Geſellſchaften beſuchen, und die Wahrnehmungen addiren, um zu einem Urtheile zu kommen. Und auch dann würde man ſich verrechnen; denn es iſt mit den geſelligen Stoffen wie mit den chemiſchen; vereinigt bilden ſie einen dritten Stoff. Aber eben dieſes unbekannte Dritte fürchtet man in Deutſchland wie den Böſen und ſucht ſeine Entſtehung zu verhindern. Als ich in Hannover in das dortige Muſeum eingeführt worden, fragte ich den Secretär, aus welchen Klaſſen von Bürgern die Geſellſchaft beſtünde? Daß die Geſellſchaft k l a ſ ſ i ſ ch ſein werde, wie überall, konnte ich mir denken. Der Secretär antwortete mir mit triumphirender Miene: „Es ſind gar keine Bürger dabei, höchſtens ein Paar, und wir haben zwei Miniſter.“ Das hannoveriſche Muſeum zu beſuchen, hat ein Fremder nur drei Wochen das Recht. Ich kam aus Verſehen einen Tag länger, was doch verzeiblich war, da ſchwangere Weiber ſich in ihrer weit wichtigern Rechnung oft irren. Man warf mich zwar nicht gleich zur Thür hinaus, aber man gab mir begreiflich zu verſtehen, man würde mich, wenn ich wiederkäme, mit Schmerz zur Thüre hinauswerfen: die eingeführte Ordnung erfordere, daß man — grob ſei. Die Ordnung! Ach und Wehe über die N o m o m a n i e der Deutſchen! Man ſollte dieſe lebendigen Corpora juris alle in Schweinsleder kleiden.

Auf meiner Reiſe nach Hannover blieb ich einen Tag in Braunſchweig. Aus meinem Zimmer im Gaſthofe konnte ich durch das Fenſter eines kleinen Saales ſehen, der menſchenleer war und worin

auf einem grünen Tiſch viele Zeitungen lagen. Ich ſchmachtete ſehr nach der Frankfurter Didaskalia und ſagte dem Kellner, er möchte mich in das Leſezimmer führen. Dieſer antwortete, das ginge nicht an, das Zimmer wäre zugeſchloſſen, und es wäre eine geſchloſſene Geſellſchaft. Die Zeit wurde mir lange, es war ein ſchöner Tag und ich fragte, wohin die Leute ſpazieren gingen. Man wies mich in Bartels Garten. Ich ging in Bartels Garten. Bartels Garten gefiel mir. Rechts war ein großer Saal, deſſen Thüre offen ſtand; ich trat hinein. Viele geputzte und ſchöne Damen waren da verſammelt und ein Tiſch war gedeckt für mehr als hundert Perſonen. Ich nahm ein Meſſer, ſpießte zum Zeichen der Beſitzergreifung des Gedeckes das darauf liegende Milchbrod lothrecht an und beſtellte proviſoriſch einen Schoppen Medoc beim Kellner. Einige alte Weiber warfen mir lange durchdringende Blicke zu. Ich lächelte, denn ich dachte, ſie wollten mich provoziren; aber ſie waren ganz unſchuldig. Der Kellner bemerkte mir mit nordiſcher Artigkeit, das wäre ein beſtelltes Eſſen und eine geſchloſſene Geſellſchaft. Ich warf mich zum Saale hinaus. Gegenüber links war eine Reihe anderer Zimmer, worin viele Herren Taback rauchten, Billard und Kegel ſpielten und andere deutſche Vergnügungen trieben. Ich wollte hineintreten, als ich an der Thüre einen Zettel bemerkte, worauf mit großen Buchſtaben vermiethet geſchrieben ſtand, und das nennt man einen öffentlichen Garten! Ich ſetzte mich unter die Bäume, wo noch ſechs bis acht Gäſte ſaßen, wahrſcheinlich Excommunicirte wie ich. Bei dieſer Gelegenheit machte ich von meiner gewohnten Lebensart eine fromme und lobenswerthe Ausnahme. Sonſt pflege ich täglich nur Morgens und Abends zu beten: Hole euch der Teufel alle mit einander! Aber in Bartels Garten hielt ich dieſes Gebet auch Nachmittags zum zweiten und vorletzten Male, am nämlichen Tage. Ich zahlte meine Bier-Kaltſchale, ſagte: hole euch der Teufel alle mit einander! und eilte voller Zorn hinaus. Bäume ſehe ich auf der Landſtraße genug; ich war gekommen, Menſchen zu ſehen und finde ſie alle geſchloſſen wie die Spitzbuben.

Auf dieſer nämlichen Reiſe übernachtete ich in Eimbeck, einem

Digitized by Google

Städtchen zwiſchen Minden und Hannover. O ihr armen Eimbecker, wenn ihr wüßtet, welch' eine gräuliche Miſſethat ich damals gegen euch verübt, ihr würdet jammern, daß ſich das Straßenpflaſter erbarmte! Am 15. September 1828 bin ich nicht bloß in euerem Caſino geweſen, ohne Mitglied oder eingeführt zu ſein, ſondern ich habe auch darin geſchlafen, und habe mit dem Allerheiligſten, was ſich in einem Caſino nur findet, einen ſträflichen Unfug getrieben. Ich kehrte in den **Kronprinz** ein. Der Kronprinz ſchien ſo gut wie die meiſten Kronprinzen, doch hielt er was er verſprochen. Man ſchlug mein Bett in einem großen Saale auf. Das Mädchen erklärte mir auf meine Verwunderung: alle Zimmer wären beſetzt, dieſes wäre der Caſino-Saal und im Sommer verſammelten ſich die Herren vor der Stadt in einem Garten. Ich ging im Saale auf und ab, und als Ehren-Mitglied des Caſinos hielt ich es für Pflicht, ſtark zu rauchen. Auf dem Tiſche ſtand ein Gehäuſe von grün lackirtem Blech, das ich anfänglich für einen Vogelbauer hielt, bei näherer Unterſuchung aber als das Stimm-Gehäuſe des Caſinos erkannte. Es war ſehr zierlich und hatte die Form eines Gartenhauſes. Auf dem Giebel des Daches ſtand ſtatt der Wetterfahne eine dicke goldene Flamme. Im obern Stocke war ein rundes Fenſter, ein Oeil de boeuf, ſo groß, daß man die Hand hineinſtecken konnte. Aus dieſem Loche führten zwei verſchiedene Gänge in zwei Schubladen, die im unteren Geſchoſſe waren und die Hausthüre vorſtellten. Ueber der einen Schublade ſtand mit goldenen Buchſtaben **Ja**, über der andern **Nein** geſchrieben. Ich unterſuchte die Schubladen und — was fand ich? Die guten Eimbecker werden ſchändlich betrogen und ahnen es nicht. Beide Schubladen ſtehen hinten durch ein geheimes Loch in Verbindung, ſo daß der Stimmſammler, wenn er die Hand in die Schublade bringt, die Stimmkugeln herauszuziehen, unbemerkt jede Kugel aus Ja in Nein, und aus Nein in Ja werfen kann. Hierdurch wird die Stimmfreiheit trügeriſch und der Caſino-Präfect hat die Wahl ganz in ſeiner Hand. Im Eimbecker Caſino wird aber nicht mit Kugeln geſtimmt, ſondern mit hölzernen Eicheln, vom Poſamentirer mit grüner Seide überzogen. Ich ſteckte eine von den Eicheln ein, ſie mit auf Reiſen zu nehmen. Die Nacht ſchlief ich

Digitized by Google

ſehr unruhig; ich fürchtete, der Geiſt des beleidigten Geſetzes würde vor mein Bett kommen und mich erwürgen. Die geſtohlene Eichel ließ ich in Hamburg auf eine grüne ſeidene Mütze nähen, welche Mütze ich ein Jahr ſpäter, da ſie alt geworden war, einem Kutſcher in Mainz ſchenkte. Wie ſchauerlich ſind die Wege des Schickſals! Eine Stimm=Eichel aus dem Caſino zu Eimbeck auf der Nachtmütze eines Mainzer Lohnkutſchers! Und der Menſch jammert, daß er ſterblich iſt?

Giace l'alta Cartago, a pena i segni
De l'alte sue ruine il lido serba;
Mucciono le città, mucciono i regni,
Copri i fasti e le pompe arena e erba;
E l'uom d' esser mortal perche si sdegni?
O nostra mente cupida e superba!

XII.

Soden den 25. Mai.

Eine Anekdote darf nie zu Fuße gehen, ſie muß ſich zu Pferde ſetzen und im Galoppe davon eilen. Aber es giebt Menſchen, die brauchen längere Zeit, ein Geſchichtchen zu erzählen, als die Zeit Zeit braucht, es geſchehen zu laſſen. Das ſind die Generalpächter der Langenweile, die nicht dulden, daß ein Anderer, der nicht von ihrer Geſellſchaft iſt, auch nur das kleinſte Langeweilchen einführe.

— Der Bionom Butte giebt der Menſchheit eine Lebensdauer von zwanzig tauſend Jahren, welches nicht ſonderlich großmüthig iſt. Hätte es Herrn Butte etwas gekoſtet, ſie zwanzig tauſend Millionen Jahre leben zu laſſen? Was nützt es uns übrigens, die Lebensdauer der Menſchheit zu kennen, da wir darum doch nicht wiſſen, wie weit ſie noch vom Tode hat, weil wir ihre ſchon verlebten Jahre nicht gezählt haben? Die Frau Menſchheit iſt gewiß älter als ſie geſteht, ob man zwar, da ſie eine ächte Schwäbin iſt, glauben ſollte, ſie wäre noch

Digitized by Google

keine vierzig Jahre alt. Herr Gruithuiſen in München, iſt doppelt ſo freigebig als Herr Butte. Nach ihm würde der Mond in dreißig und etlichen tauſend Jahren der Erde einen Beſuch machen; es muß alſo angenommen werden, daß alsdann die Menſchheit noch leben wird. Ließe ſich denken, daß der Mond ein ausgeſtorbenes Haus beſuchen, oder eine ſo weite Reiſe machen ſollte, blos um eine Thräne am Grabe der Menſchheit zu weinen? Nimmermehr. Dieſe etliche und dreißig tauſend künftigen Jahre mit den ſchon verlebten zuſammengerechnet, machten alſo vierzig tauſend. Wer hat nun Recht, Herr Butte oder Herr Gruithuiſen? Das iſt eine Sache, worüber wir vernünftige Leute nicht urtheilen können; dieſe Frage gehört vor das Tollhaus.

— Bonifaciopolis nannte ein Kirchenrath Petri die Stadt Fuld in einem Liede, das er der abgereisten Landesmutter bei einem „Natur- und Staatsfeſte" nachgeſungen.

Landesmutter und Kirchenrath,
Bonifacius, Natur und Staat,
Geiſtlicher, betrunkene Gäſt', ..
Sprecht! wie reimt man das am beſt'?
Bonifacius kam aus England;
Landesmutter iſt verbannt;
Kirchenräthe treiben Tand;
Dem Staate iſt zur linken Hand
Natur getraut in manchem Land;
Daher viel Uebel ſtammen.
So reimt ſich das zuſammen.

— Das Leben Carnots von Körte, das ich in dieſen Tagen geleſen, hat mir die alte Ueberzeugung verjüngt, daß bei der gegenwärtigen Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft ein tugendhafter Mann dem Staate durchaus keinen Vortheil bringt. Carnot war ein edler Charakter, im reinſten antiken Style gebildet; er war uneigennützig, jeder Regung ſeines Herzens, jeder eignen Meinung entſagend; er gehorchte immer den Geſetzen, er gehorchte ſelbſt jeder Obrigkeit, ſobald dieſe ſich der Macht bemächtigt und vom Volke anerkannt war; er hatte mehr das Vaterland im Auge. Und doch muß man ſich geſtehen, daß wenn Carnot ſeinem Vaterlande gute Dienſte geleiſtet, er dieſes nicht durch ſeine Tugend, ſondern troß

ihr gethan, und daß jeder Schurke von Talent das Gleiche mit gleichem Nutzen für die öffentliche Sache hätte vollbringen können. Es iſt eigentlich ſelbſt in unſeren Tagen nicht das Weſen der Tugend, das man geringſchätzt, ſondern nur ihr Schein, weil er mit allen Einrichtungen im Widerſpruche ſtehend ſich lächerlich darſtellt. Auch der reinſte Ton klingt widerlich, wenn er ſich in eine Harmonie miſcht, die ihm fremd iſt. Wenn Carnot, da er einſt als Kriegsminiſter mit einer Lieferantengeſellſchaft einen Contract für den Staat abgeſchloſſen, wenn dieſer das in Frankreich bei ſolchen Anläſſen immer üblich geweſene Geſchenk nicht annimmt, einen Beutel mit dreitauſend Louisd'or zurückgibt und man die Spitzbuben von Lieferanten ins Fäuſtchen lachen ſieht; wenn er ein anderes Mal unter der räuberiſchen Direktorial-Regierung von einer Summe, die ihm zu einer Amts-Reiſe gegeben worden, nach ſeiner Rückkehr dasjenige Geld in den Staats-Schatz zurückſchickt, das ihm übrig geblieben — muß man dann nicht bei aller Bewunderung ſolcher Tugend etwas ſpötteln? Ein tugendhafter Bürger, der heute der öffentlichen Sache dienen will, bedarf einer größern Entſagung als im Alterthum, denn er muß ein Opfer bringen, das ſelbſt der Tugend zu ſchwer fällt; er muß ſeine Ehrlichkeit mit der Maske der Spitzbüberei bedecken. Den erhabenſten Charakter eines guten Bürgers, und wie ihn die alten Zeiten nicht hatten, hat uns Cooper in ſeinem Spion aufgeſtellt. Viele Andere haben für das allgemeine Wohl einen ſchmerzlichen Tod erduldet; aber Cooper's Spion allein hat für ſein Vaterland ein ſchmerzvolles Leben geführt!

Wie verzweifelnd die Lage Napoleons nach ſeiner Rückkehr von Elba geweſen, zeigt ſich in nichts mehr, als daß er Carnot zum öffentlichen Dienſte verwendete und ihn lieben und achten lernte. Aber ſolche Zeit der Noth kann für alle Fürſten eintreten und es wäre daher ſehr weiſe, wenn ſie in ihrem Schatze, unter ihren Kronjuwelen, auch einige Seltenheiten von ehrlichen Menſchen aufbewahrten und neben ihren geheimen Räthen auch geheime Widerräthe beſoldeten. Die Höfe haben ſo viele Sinecur-Stellen — warum errichtet man nicht auch ein Miniſterium der tugendhaften Angelegenheiten?

Digitized by Google

— Das Herz kömmt jeden Morgen warm und mürbe aus dem Backofen des Bettes, und Abends iſt es kalt, hart und trocken, wie eine alte Semmel. Der Morgen, der Frühling des Tages, ſchmilzt die Bosheit des vorigen Abends weg. Ach! wenn der Schlaf nicht wäre, es wäre beſſer ein Krebs ſein, als Menſch und unter Menſchen leben!

— Eine Kutſche fährt in den Hof; darauf ein Thurm von Schachteln gebaut. Das iſt ja prächtig, es ſind Frauenzimmer! Ich lag mit meiner langen türkiſchen Pfeiſe am Fenſter des erſten Stockes und klopfte muthwillig mit dem Pfeifenkopfe auf einen Hut-Sarg. Da war es mir als flüſterte eine Geiſterſtimme zu mir hinauf; ich räche den Frevel! Eine kleine weiße Hand reichte eine Viertelſtunde lang bewegliches Gut aus dem Wagen. Es war zum Sterben vor Ungeduld. Man klopfte an meiner Thüre, ich wendete mich um und als ich wieder hinaus ſah, war der Wagen leer und der Nachzug eines grünen Schleiers ſchwebte ins Haus hinein. Wie heißt ſie? frug ich den Wirth. — Madame Molli — Wer iſt ihr Mann? — Sie iſt Wittwe. — Wittwe! ſehr ſchön; aber eine Madame! Das iſt ſchlimm! Ich beſitze fünfzig Komödien von Scribe, die ein vollſtändiges Linneeiſches Syſtem von allen Wittwen-Gattungen in der Natur aufſtellen. Aber Scribe's Wittwen ſind alle von Adel: Frau von Coulanges, Gräfin von Rozieres, Marquiſe von Depre. Wer lehrt mich mit einer bürgerlichen Wittwe umgehen? Ich verſuche es. Bin ich doch der einzige Mann im Bade. Die Krankheit hat einige intereſſante melancholiſche Züge in meinem Geſichte zurückgelaſſen, und die Weiber tröſten gern. Ich werde ihr unter den Bäumen begegnen und trübſinnig mit verſchränkten Armen, ohne zu grüßen an ihr vorüber gehen. Ich fülle meine Taſchen mit Kreuzern und vertheile ſie rechts und links an die Dorfarmuth. Ja, ich kann in einiger Entfernung von ihr meine Uhr unter dem Rocke hervorziehen, ſie küſſen und an mein Herz drücken. Das Gold blinkt in der Sonne und ſie wird es wohl für ein Medaillon anſehen. — Eine abweſende Geliebte? Oder iſt ſie todt? — O, das wirkt! Bei Weibern iſt die Liebe ſo oft eine Tochter als die Mutter der Eiferſucht. Und vor Allen du, mächtige Göttin, ſiegreiche Langeweile — du zauberſt ihr

wohl etwas von meiner Jugend, meiner Schönheit, meiner Liebenswürdigkeit vor. Aber wer mag die Andere ſein? Ihre Tochter? Nicht möglich. Warum nicht möglich? Ich weiß ſchon nicht mehr, was ich ſpreche. Ihre Schweſter, ihre Couſine, ihre Freundin — gleich viel. Zwei, um ſo beſſer. Ich muß mich heute noch ſehen laſſen. Ihr Fenſter geht nach dem Garten. Ich ſitze in der Laube, leſe Pfiſters Geſchichte der Deutſchen und ſtreiche eine Thräne aus meinen Augen. Das Buch iſt hellblau gebunden und kann etwas Romantiſches vorſtellen. Sie bemerken mich gewiß. Heute ſprechen ſie von mir, morgen über mich, übermorgen mit mir, in drei Tagen zu mir. Schließe deine Rechnung mit dem Himmel, Wittwe; dein Herz iſt mein, kein Gott kann dich retten!

XIV.

Soden den 27. Mai.

Wo Weiber einkehren, da folgt auch bald Vocal-Muſik. Schon früh Morgens hörte ich zwei angenehme weibliche Stimmen Conrad, Conrad durch das Haus tönen. Die eine Stimme betonte die letzte Sylbe und rief Conrad, die andere die erſte und rief Conrad. Wie ungeduldig! Wenn das die Stimme der Wittwe iſt, wird ſie mir viel zu ſchaffen machen. Ich bin aber auch für mein Alter noch ziemlich dumm. Ein erfahrener Mann würde eine Wittwenſtimme von hundert andern Stimmen unterſcheiden; denn ſie hat gewiß etwas Eigenthümliches.

— Nein, Madame Molli iſt nicht die Heftige. Ich begegnete ihr im Gange. Eine edle ſchlanke Geſtalt mit etwas blaſſem Geſichte. Das iſt eine ſchöne Bläſſe! Das ſchüchterne Blut meidet die freien Wangen; aber im häuslichen Herzen, da zeigt es ſich freudenroth und liebeswarm.

Sie hat eine Art ſich zu verneigen, die mir ungemein gut gefällt.

Digitized by Google

Es iſt als wenn ein Lüſtchen ſie beugte, es iſt als wenn uns eine Blume begrüßte.

— Während die Frauenzimmer ausgegangen waren, trat ich in das offen ſtehende Zimmer, worin das Mädchen ſäuberte. Dreizehn ausgeleerte Waſſerflaſchen ſtanden umher. Ich ſtellte ſie in Reihe und Glied vier Flaſchen hoch, und die dreizehnte als Lieutenantin voraus. Kämen ſie nur zurück und ſähen die Parade!

Sie haben auch Bücher. Die Stunden der Andacht. Was ſchadet's? Der Tag hat vierundzwanzig Stunden und Zeit für Alles. Heine's Reiſebilder. Oſſian. Volney's Ruinen, aus der Leihbibliothek. Iſt das Ernſt oder glaubten ſie, es ſei eine Räubergeſchichte? Abraham a Sancta Clara. Das wunderte mich etwas von Frauenzimmern, die dreizehn Flaſchen Waſſer verbrauchen: jeder Humor hat doch etwas Unreinliches. Laßt die Todten ruhen von Raupach. Uhland's Gedichte. Der liebe Uhland! Er begleitet mich auf allen meinen Wegen. Ja, ſo laß ich mir es gefallen! Das iſt auch alte Zeit; aber ſie iſt kindlich, nicht kindiſch; ſie iſt heiter, keift nicht mit der Jugend, ſondern ſpielt mit ihr. Das iſt auch ſüße Minne; aber ſüß wie Zucker, nicht wie Syrup. Das ſind auch treue Bürger; aber demüthig ſind ſie nicht. Das ſind auch muthige Ritter: aber hochmüthig ſind ſie nicht. Das iſt auch Königsglanz; aber er blinkt nicht wie klare Sterne, er ſtrahlt wie die Sonne herab und erwärmt die niedrigſte Hütte. Golden und warm iſt Uhland, wie die Krone in der Schäferin Hand.

— Habe Göthe's Weſt-öſtlichen Divan geendigt. Ich mußte ihn mit V e r ſ t a n d leſen: mit H e r z habe ich es früher einmal verſucht, aber es gelang mir nicht. So mit keiner Schrift des Dichters, den Ante-Auliſchen Werther ausgenommen, den er geſchrieben, ſich mit der zudringlichen Jugend ein für alle Mal abzufinden.

Welch' ein beiſpielloſes Glück mußte ſich zu dem ſeltenen Talente dieſes Mannes geſellen, daß er ſechzig Jahre lang die Handſchrift des Genies nachmachen konnte und unentdeckt geblieben!

Nein, das ſind keine Weingeſänge, das ſind keine Liebeslieder! Das ſind keine loſen, das ſind feſte Gedichte. Wohl anmuthig ſäuſelt die Luft durch Zweige und Blätter und ſchüttelt ſie freundlich; aber

Digitized by Google

den ſtarren Stamm bewegt ſie nicht. Was wurzelt, iſt halb der Nacht, halb dem Lichte und hat nur halbes Leben. Warum, ein freier Mann, orientaliſch dichten? Gefangen ſind jene, die durch das Gitter ihres dumpfen Kerkers hinausſingen in die kühle Luft. Das Lied iſt leicht, das Herz iſt ſchwer. Selbſt Salomo ſeufzte bei Wein und Kuß, und er war Herr; wie mochten erſt ſeine Sklaven lieben und trinken!

Von den Orientalen ſtammen alle Religionen. Gottes Schrecken und Milde, Zorn und Liebe war in ihren despotiſchen Herrſchern ihnen näher geführt, als den freien Abendländern. Ihre Poeſie iſt kindlich, weil aufgewachſen unter dem Schutze und den Augen ihres Vaters; aber auch kindiſch aus Furcht.

Das zahme Dienen trotzigen Herrſchern hat ſich Göthe unter allen Koſtbarkeiten des orientaliſchen Bazars am begierigſten angeeignet. Alles andere f a n d er, dieſes ſ u ch t e er: Göthe iſt der gereimte Knecht, wie Hegel der ungereimte.

Göthe's Styl iſt zart und reinlich: darum gefällt er. Er iſt vornehm: darum wird er geachtet — von Andern. Ich aber unterſuchte, ob die ſo glatte Haut Kraft und Geſundheit bedecke, und ich fand es nicht; fand keine Ader, die von der lilienweißen Hand den Weg zum Herzen zeige. Göthe hat etwas Würdiges, aber dieſe Würde kömmt nicht von ſeiner Herrlichkeit, ſondern von glücklicher Anmaßung, von Etikette. Wie ein König, hat er ſchlau und wohlbedacht Alles berechnet und angeordnet, ſtatt E h r f u r ch t, dieſes urſprüngliche Gefühl, welches die gottentſprungene Macht erweckte, E h r e und F u r ch t zu erzwingen. Genug für die, welchen ſolche Huldigung genug iſt; aber nicht genug für uns, die wir nur mit dem Herzen dienen. Blinzeln wir auch, wenn es uns um die Augen flittert, laſſen wir uns doch nicht verblenden; ſtutzen wir auch, wenn machtgewohnte Mienen und Worte uns entgegenkommen, kehren wir doch bald zurück und fragen: wo iſt das Recht?

Göthe ſpricht langſam, leiſe, ruhig und kalt. Die dumme ſcheinbeherrſchte Menge preist das hoch. Der Langſame iſt ihr bedächtig, der Leiſe beſcheiden, der Starke gerecht und der Kalte vernünftig. Aber es iſt Alles anders. Der Muthige iſt laut, der Gerechte eifrig,

Digitized by Google

der Mitleidige bewegt, der Entſchiedene ſchnell. Wer auf dem ſchwanken Seil der Lüge tanzt, braucht die Balancirſtange der Ueberlegung; doch wer auf dem feſten Boden der Wahrheit wandelt, mißt nicht ängſtlich ſeine Schritte ab und ſchweift mit ſeinen Gedanken nach Luſt umher. Seht Euch vor mit allen, die ſo ruhig und ſicher ſprechen! Sie ſind ruhig aus Unruhe, ſcheinen ſicher, weil ſie ſich unſicher fühlen. Glaubet dem Zweifelnden und zweifelt wenn man Glauben gebietet. Göthe's Lehrſtyl beleidigt jeden freien Mann. Unter Allem, was er ſpricht, ſteht: tel est notre plaisir. Göthe iſt anmaßend oder ein Pedant, vielleicht Beides.

Göthe's Gedanken ſind alle ummauert und befeſtigt. Er ſelbſt will, ſein Leſer kann nicht mehr hinaus, ſobald er in ſie eingedrungen. Das Thor ſchließt ſich hinter ihm, er iſt gefangen. Göthe, weil er beſchränkt iſt, beſchränkt. Das Umflattern der Phantaſie, der eignen wie der fremden beläſtigt ihn; er ſtutzt ſie, und der flügellahme Leſer preist den Dichter hoch, zu dem er ſich nicht zu erheben braucht, weil er ſo gütig iſt, auf gleichem Boden mit ihm zu ſtehen.

Göthe verbietet, ja ſelbſt dem Eigenwilligſten verhindert er das Selbſtdenken. Und ſage man nicht: es geſchieht, weil er den Gegenſtand bis auf den Grund ausſchöpft, weil er der Wahrheit höchſte Spitze erreicht. Der menſchenliebende, gottverwandte Dichter entführt uns der Schwerkraft der Erde, trägt uns auf ſeinen feurigen Flügeln hinauf bis in den Kreis des Himmels, dann ſenkt er ſich, auch ſeine andern Kinder zu heben: uns aber zieht die Sonne an. Sinken wir mit dem Dichter zurück, ſo iſt es, weil er den irdiſchen Dunſtkreis nicht verließ. Der wahre Dichter ſchafft ſeinen Leſer zum Gedichte, das ihn ſelbſt überflügelt. Wer nicht dieſes vermag, dem iſt nichts gelungen. Ein Geſell zieht er Geſellen an; aber er iſt kein Meiſter und bildet keinen.

Digitized by Google

XV.

Soden den 30. Mai.

Was mich in Paris am meiſten anſprach, war die Vermiſchung der Stände. Ich ſah in einem Glaſe alle Beſtandtheile der bürgerlichen Geſellſchaft vereinigt: das zog ſich an, ſtieß ſich ab, gährte, ziſchte, ſchäumte, und am Ende mußte jeder von ſeiner Natur etwas ablaſſen und von der fremden etwas annehmen. Ich ſah das Leben einmal auf dem naſſen Wege. Ich kannte früher nur das auf dem trockenen. Aber nicht blos dieſer chemiſche Prozeß machte mir Freude, ſondern auch ſo mancher unauflösliche Deutſche, der daran keine Freude fand. Von den Vielen unter uns, die keinen neben ſich dulden können, und die, wenn ſie keinen Herrn vor ſich und keinen Diener hinter ſich haben, ſich für verlorene Menſchen halten und wimmern — traf ich mehrere in den Pariſer Geſellſchaften. In ihrer Angſt die feindlichen Stoffe zu vermeiden und die freundlichen im Wirrwarre aufzufinden, wußten ſie gar nicht, wo ſie ſich hinwenden ſollten und gleich einer vom Waſſerſtrudel ergriffenen Nußſchale drehten ſie ſich um ſich ſelbſt und kamen nicht von der Stelle. Dieſen gefiel es gar nicht in Paris und ſie waren recht froh, als ſie wieder nach Hauſe kamen, jeder in ſeine heimathliche Schublade, worin jeder trocken blieb und alles galt.

Es trat einmal ein deutſcher Freund noch ſpät Abends mit lautem Lachen in mein Zimmer und erzählte mir: er habe bei Laffitte zu Mittag gegeſſen und unter den Fremden wäre auch ein halbes Dutzend Frankfurter Bankiers geweſen, zur Hälfte chriſtlichen, zur Hälfte jüdiſchen Glaubens. Laffitte dachte ſeinen Frankfurter Gäſten keine größere Artigkeit erzeigen zu können, als wenn er ſie alle neben einander ſetzte, und ſo kam durch eine fürchterliche Erdſchütterung ein Frankfurter chriſtlicher Kaufmann neben einen jüdiſchen zu ſitzen. Die Chriſten verloren alle Haltung, rutſchten auf ihren Stühlen unruhig hin und her und bekamen Zuckungen in den Ellbogen. Zuletzt aber brach die auf Lebenszeit eingeſperrte Artigkeit gegen Juden in

Digitized by Google

der Verzweiflung durch und warf Alles vor ſich nieder. Der eine Jude, ein neckiſcher Menſch, verſuchte mehrere Male ſeinen chriſtlichen Nachbar zur Beſinnung zu bringen, und ihn durch das einfache Mittel, daß er ihn um den Schinkenteller bat, gelinde daran zu erinnern, wer ſie Beide eigentlich wären und was ſie unterſcheide. Aber es half Alles nichts. Die Chriſten in ihrem Taumel blieben höflich den ganzen Abend. Ja, nach dem Eſſen nahm jeder ſeinen jüdiſchen Landsmann unter den Arm, ging mit ihm im Caffee-Saale auf und ab und erkundigte ſich auf das freundſchaftlichſte nach dem Befinden der Kanzen und Reſtanten.

Ein anderes Begegniß hatte ich in Paris mit einem deutſchen Baron. Zwiſchen Edelleuten und Bürgerlichen Alles gleich geſetzt: Herz, Geiſt, Bildung, Sitte, ziehe ich den Umgang des Edelmannes dem des Bürgerlichen vor, wie den Sonntag dem Wochentage. Beim Bürgerlichen iſt Alles Geſchäft, ſelbſt das Vergnügen; beim Edelmanne Alles Vergnügen, ſelbſt das Geſchäft. Ich haſſe daher keinen Edelmann, ich haſſe nur alle Edelleute, und nicht wegen der Fehler, die wir Bürgerlichen ja auch haben, ſondern wegen ihrer ſchönen Eigenſchaften, die ſie ihren Vorrechten verdanken.

Jemand lieb' ich, das iſt nöthig;
Niemand haß ich; ſoll ich haſſen,
Auch dazu bin ich erbötig,
Haſſe gleich in ganzen Maſſen.

Aber jenen Baron haſſe ich nicht blos maſſiv, ſondern auch insbeſondere. Er war ein Prototyp von Hochmuth und dem Hochmuth gegenüber bin ich ein Prototyp von Ungeduld. Ich lernte ihn in den Bädern von Ems kennen, und er mich. Bei Tiſche häufte er einmal Knochen auf einen Teller, rief ſeinen Bedienten herbei und befahl ihm laut vor zweihundert Menſchen, er ſolle das dem Hunde bringen. Der junge Bauerſohn hatte mehr Ehre als der Edelmann und ward roth vor Scham. Ich ward blaß vor Aerger, häufte auch von meinen Reſten einen Teller voll, reichte ihn dem Bedienten und ſagte: ich hoffe, der Hund werde auch bürgerliche Knochen nicht verſchmähen. Der Baron ſchwieg ganz ſtill. "Il n'y a pas de réparation" — hörte ich einmal im Concerte zu Frankfurt eine alte Gräfin zu einem

Digitized by Google

jungen Geſandtſchafts=Attaché ſagen, als er ihr mit Lachen erzählte, es habe ihn ſo eben Jemand einen Schlingel geheißen, weil er einen Stuhl habe wegziehen wollen, auf den ſich "sa bourgeoise" gelehnt.

Zu gleicher Zeit befand ſich ein Hofrath in Ems, der die närriſche Leidenſchaft hatte, nach den Wappenſiegeln aller adeligen Familien zu jagen. Er drängte ſich an jeden Edelmann und kroch ſo lange an ihm herum und bettelte, bis ihm der gnädige Herr ſein Petſchaft roth oder gelb abdruckte. Er nannte jeden Edelmann einen Baron, jeden Baron einen Grafen, zu jedem Grafen ſagte er Ew. Erlaucht und zu jeder Erlaucht Ew. Durchlaucht. So kam er auch in meiner Gegenwart zum Baron, der von alter Familie war, fragte ihn nach den Verzweigungen ſeines Geſchlechts und bat gehorſamſt um ein Siegel. Der Baron ſagte es ihm mit Vergnügen zu, worüber ihm aber die Cigarre verlöſchte. Der dankbare Groß=Siegelbewahrer flog nach dem Lichte und brachte einen brennenden Fidibus zurück. Bei dieſer Gelegenheit nahm ich mir die Freiheit, mich etwas über adelige Wappen luſtig zu machen und fragte unter andern: woher es käme, daß meiſtens Vieh darauf vorkomme? Man ſollte glauben, meinte ich, die Stifter der edlen Familien ſeien alle Viehhändler, Jäger oder Menagerie=Wärter geweſen. Das wäre wohl leicht möglich — bemerkte ein anderer Plebejer, der noch naſeweiſer war als ich. Der Baron nahm uns das ſehr übel; aber er ſprach kein Wörtchen. Was wollte er thun? Il n'y a pas de réparation zwiſchen einem Bürger und einem Edelmanne.

Der Baron war ſehr kränklich und für ſeine Geſundheit noch ängſtlicher beſorgt als es nöthig war. Er ſcheute die freie Luft, den Wind, die Sonne, die Nähe des Fluſſes, war jeden Abend um ſieben Uhr ſchon in ſeinem Zimmer und ſchloß die Fenſter präciſe mit Sonnenuntergang. Er war beſonders auf ſeinen Kopf bedacht, den er ſelbſt bei Tiſche mit einem rothen ledernen Jakobiner=Mützchen bedeckt hielt und mit deſſen ſchwarzer Trottel er etwas kokettirte. Nun geſchah es, daß der Herzog von Clarence, der damals in Ems war, zu Ehren einer jungen und ſchönen Prinzeſſin ein kleines Feſt im Freien gab. Alle Edelleute unter den Badegäſten waren dazu eingeladen. Meinen Baron hatte man vergeſſen, er war in Verzweiflung. Als

Digitized by Google

endlich um zwei Uhr Mittags noch keine Einladung gekommen, ging er in den Garten zum Bade-Commiſſär, der die Einladungsliſte für den Herzog verfertigt hatte, und fragte ihn, warum er allein zurückgeblieben ſei? Der Kommiſſär entſchuldigte ſich und als gerade ein Lakai des Herzogs die Straße herauf kam, ging er ihm entgegen, zog den Hut vor ihm ab und bat ihn höflichſt, gegenwärtigen vergeſſenen Baron nachträglich zu ſeiner Hohheit einzuladen. Der Lakai fragte nach ſeiner Wohnung, der Baron erwiderte, er ginge eben nach Hauſe, ging wirklich dahin und der Laquai folgte ihm. Als er unter die Thüre ſeiner Wohnung gekommen, blieb er ſtehen, drehte ſich um und ließ ſich einladen. Ich bewunderte die chineſiſche Geiſtesgegenwart ſowohl des Lakaien als des Barons.

Die Geſellſchaft des Herzogs wurde im Garten der vier Thürme gehalten, der zwiſchen der ſtaubigen Landſtraße und dem zugluftigen Fluſſe liegt. Ich unter vielen andern Maulaffen ſtand vor der Gartenmauer und ſah der Herrlichkeit zu. Es war lauter edler Pathos, und keine einzige phthisis ignobilis dabei. Ich konnte mir gar nicht erklären, wie eine hochgeborne Bruſt die Schwindſucht bekommen könne, und der vorübergehende Brunnenarzt, deſſen Weisheit ich in Anſpruch nahm, ſah ſich erſchrocken um und fragte mich, ob ich des Teufels wäre? Der Herzog hatte den Hut auf, alle übrigen Herren, ſelbſt kleine regierende Fürſten waren unbedeckt, mit dem Hinterkopfe der ſengenden Juli-Sonne, mit dem Vorderkopf der windigen Lahn bloßgeſtellt. So ſtanden ſie zwei Stunden lang, regungslos wie die Hermen; ſie machten keinen Schritt. Die Prinzeſſin, eine liebenswürdige und lebhafte Dame, ging umher und wechſelte einige Worte mit den Gäſten; aber an unſeren Baron kam dieſe Ehre nicht. Ich war vor Erſtaunen außer mir, daß ein ſo kranker und ängſtlicher Menſch ſeine Geſundheit und Ruhe einer fruchtloſen Eitelkeit aufopfern, und ſich in eine Geſellſchaft einbetteln mochte, in der er ſo wenig bemerkt wurde als ich, der ich außen ſtand. Aus Schadenfreude drückte ich den Hut recht feſt in den Kopf hinein und hielt das Schnupftuch vor den Mund, um an die Gefahr des Staubes und des Windes zu erinnern. Der Baron ſtand hinter der Gartenmauer mir ganz nahe, bemerkte meine diätetiſchen Maßregeln,

Digitized by Google

und ſah mich mit neidiſchen und kummervollen Blicken an. Den andern Tag war er krank, ernſthaft oder in der Einbildung, und blieb im Bette.

Dieſen Baron fand ich in Paris in der Abendgeſellſchaft einer Herzogin. Als ich bei meiner Runde ihn bemerkte, ging ich artig, ja freundſchaftlich auf ihn zu, wie man ſich in der Fremde immer freut, auch dem gleichgültigſten Bekannten zu begegnen. Er aber, als wäre er in einem deutſchen Bade, wo ſich die Adeligen von den Bürgerlichen abſondern, als hätten ſie die Krätze — ſie oder ſie — wendete ſich um und wollte mich nicht geſehen haben. Ich kam gerade aus dem V a r i e t é s und war voll der ſchönſten Malicen. Ich machte eine halbe Tour um den Baron, bis ich ſeinem Geſichte gegenüber kam, reichte ihm die Hand und ſagte: mon cher Baron, ich bin ungemein erfreut, Sie hier zu finden. Dann m o n c h e r t e ich ihn den ganzen Abend ſehr laut und wich ihm nicht von der Seite. Als die Parthien arrangirt wurden, zwang ich ihn Ecarté mit mir zu ſpielen. Die Herzogin kam auf einige Minuten an unſeren Tiſch. Ich ſtand auf, nahm den Baron bei der Hand und ſagte: ich empfehle dieſen Freund und Landsmann Ihrer Güte; er iſt nach mir der liebenswürdigſte aller Deutſchen. — „Sie ſind ſehr beſcheiden" — erwiderte die Herzogin. Ich durfte mir aber ſchmeicheln, daß dieſer Fächerſchlag dem Baron gegolten und nicht mir. Der Baron war ſo entzückt und verwirrt, als die Herzogin mit ihm ſprach, ob zwar deren Adel zwanzig Jahre jünger war, als ſie ſelbſt, daß er, ohne es zu merken, mit dem Arme eine ſeiner vier Marken wegſchob. Dadurch überholte ich ihn im nächſten Spiele und er verlor die Parthie, was mir große Freude machte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google